BHS VI 22-4

Bayerisc[illegible] Berg-, Hütten- und Salzwerke
Aktiengesellschaft
Bibliothek:
Gruppe: VI
B. Nr. 22

Bemerkungen
auf einer Reise
durch das
südliche Deutschland,
den Elsaß
und die Schweiz
in den Jahren 1798 und 1799

K. B. B. St.

von

C. U. D. von Eggers,

königlich-dänischem Legationsrath, Oberprocüreur und Deputirten in der Deutschen Kanzlei.

Vierter Band.

Kopenhagen, 1803.
Bei Christian Georg Proft.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des vierten Bandes.

XLV. Brief.

An Herrn Professor Münter in Kopenhagen.

Zürch den 28. Mai 1798. S. 1.

Lage von Zürch. Bauart. Nahrungs-Zweige. Sittlicher Ton. Kultur. Ehemalige Regierung. Einfluß der Revolution. Oeffentliche Anstalten. Spaziergänge. Aussichten. Der Lindenhof. Die Katze. Die neue Promenade. Der Schützenplatz. Die große Linde. Gesners Monument. Das Eihlhölzchen. Wielands und Stollbergs Häuser am See. Bauarten des Landmanns. Sinn für Naturschönheiten. Kunstgeschmack. Gesners Familie. Kunstsammlungen. Naturalien-Sammlungen. Bibliotheken. Füeli. Usteri. Lavater.

XLVI. Brief.

An die Frau Etatsräthin Brun.

Schwyz den 29. Mai 1798. S. 64.
Vorbereitungen zur Reise in die innere Schweiz. Zürcher Kutscher. Pässe. Französisches Militair. Commissairs. Neue helvetische Freiheit. Bucken. Schwyzer Gränze. Erste Gefechte mit den Franzosen. Schnidelleggi. Letzter Kampf der Schwyzer. Aloys Reding. Capitulation mit Schauenburg. Einsiedlen. Rotherthurm. Morgarten. Sattel. Steigen. Der Romantische Fußsteig.

XLVII. Brief.

An dieselbe. Fortsetzung.

Luzern den 30. Mai 1798. S. 129.
Schwyz. Wahlversammlung. Alte Freiheit. Sitten. Nahrung. Katholische Religion. Berge in Schwyz. Alpen. Der englische Garten. Gewitter auf der hohen Flur. Brunnen. Fahrt auf dem Luzerner See.

XLVIII. Brief.

An den Herrn von Bonstetten in Kopenhagen.

Aarau den 31. Mai 1798. S. 162.
Lage von Luzern. Einnahme durch die kleinen Cantone. Festungswerke. Bauart. Die große Brücke. Spaziergänge. Pilatus. Pfysters Bas-

relief. Rainals Monument. Sempach. Münster. Knudtwyl. Sur. Aarau. Meyers Basrelief. Schweizercostüme. Nationalrepräsentanten. Kostüme. Gehalt. Einfluß der Sitzungen auf Aarau.

XLIX. Brief.

An Herrn Professor Hegewisch in Kiel.

Aarau den 1. Jun. 1798. S. 203.

Organisation des Directoriums. Characteristik der gesetzgebenden Räthe. Ton in den Versammlungen. Debatten über den Zehnten. Debatten über die Entschädigungen der Patrioten. Einfluß des überwiegenden Talents. Macht des Privatinteresse. Seltenheit ächtrepublikanischer Tugend. Hauptgrund gegen repräsentative Verfassungen. Schwierigkeiten der Aufrechthaltung der neuen Regierung. Mängel bei den Wahlen. Fehler in Anfehung der Beamten. Vermischung der gesetzgebenden und exekutiven Macht. Anzahl der Gesetzgeber. Formalitäten. Kostbarkeit. Abneigung der ehemals Regierenden. Cantonsgeist. Vortheile der Einheit in der neuen Constitution. Gemeinnützige Anstalten. Beförderung der Wissenschaften. Industrie und Handel. Nothwendigkeit der Revolution. Vergleichung der bisherigen Regierung. Aeußere Verhältnisse unter der neuen Verfassung. Verfahren der französischen Machthaber. Vorstellungen des Directoriums. Debat-

ten in den gesetzgebenden Räthen. Bündniß mit Frankreich. Folgen desselben für die Schweiz. Gesinnung des Directoriums. Beibehaltung oder Aufgebung eines Staatsamts.

L. Brief.

An den Herrn von Bonstetten in Kopenhagen.

Bern den 2. Jun. 1798. S. 389.

Olten. Aarburg. St. Urban. Resignation der Mönche. Langenthal. Marsch der französischen Soldaten. Bützberg. Monument zu Hindelbank. Grauenholz. Das Schlachtfeld. Schweizergräber.

LI. Brief.

An den Herrn Professor Ehlers in Kiel.

Bern den 4. Jun. 1798. S. 411.

Niedergeschlagenheit der Berner. Geist der ehemaligen Regierung. Zustand des Landes. Der Schatz. Oeffentliche Anstalten. Druck der Städte. Amtmänner. Aristokratismus. Gerechtigkeit französischer Offiziere. Schreien im Pays de Vaud. Versöhnungsmittel. Starrsinn und Schwäche der Berner Regierung. Mängel der kriegerischen Anstalten. Erschlaffung durch den Frieden. Nachtheil einer zahlreichen Regierung.

LII. Brief.

An die Frau Etatsräthin Brun.

Freiburg den 5. Jun. 1798. S. 442.

Papiermühle bei dem Grauenholz. Bern. Spaziergänge. Engi. Bibliothek. Zeughaus. Spitäler. Wyttenbachs Cabinet. Sprüngli's Cabinet. Litteratur. Weg nach Freiburg. Sensebrugg. Die Einsiedelei.

LIII. Brief.

An den Herrn Professor Sander in Kopenhagen.

Vevay den 6. Jun. 1798. S. 469.

Freiburg. Klöster. Der Münster. Spaziergänge. Französische und Deutsche Schweiz. Pont. Avry. Bülle. Chatel St. Denys. Anblick des Genfer Sees. Rousseau's Schilderungen. Der Hügel von Clarens.

LIV. Brief.

An den Herrn Professor Münter in Kopenhagen.

Lausanne den 7. Jun. 1798. S. 492.

Vevay. Aussicht vom Thurm. Spaziergänge. Seefahrt. Kultur des Landes. Geselliger Ton. Sitten. Luxe. Chillon. Villeneuve. Aigle. St. Triphon. Bex. Die Salzwerke. St. Saphorin. la Vaud.

LV. Brief.

An den Herrn Etatsrath Brun in Kopenhagen.

Genf den 9. Jun. 1798. S. 523.

Lausanne. Morges. la Cote. Rolles. Nyon. Coppet. Versoi. Geneve. Rousseau. Reunion mit Frankreich. Aussicht von dem Peters-Thurm.

LVI. Brief.

An die Frau Etatsräthin Brun in Kopenhagen.

Pont den 10. Jun. 1798. S. 547.

Bergfamilien. Wege zum Jura. Signal von Bougi. Aubonne. Montrichat. Vallee du Lac du Joux. Der See. Verschwinden der Orbe. Chauderie de l' Enfer.

XLV.

Zürch, den 28. Mai 1798.

Sie kennen, lieber Münter, Zürichs reizende Lage. Am sanften Abhang eines fruchtbaren Berges streckt sich die Stadt der Länge nach hin, an der einen Seite von dem schönen See umflossen. Die Limmat durchschneidet sie, indem sie ihren Lauf aus dem See nach der Aar fortsetzt. Gegenüber erhebt sich ein anderer Bergrücken, gleich fruchtbar, gleich mannigfaltig. So weit Ihr Auge den See hinab gleitet, ruht es auf dem segenreichsten Gestade. Berge bewachsen mit Wald oder Reben, oder bedeckt mit üppigem Grase, begränzen es von beiden Seiten in mäßiger Entfernung.

An einer breiten hölzernen Brücke über den Fluß liegt das beste Wirthshaus, das Schwerdt genannt. Es ist besonders merkwürdig, wegen der vortrefflichen Aussicht, die zu den schönsten in der Schweiz gehört. Sie haben hier in weiter Ferne die Alpen und die Gletscher vor sich. Aber sie schimmern nur zwischen den Häusern durch. Dieß macht einen in seiner Art einzigen Eindruck. Um ihn recht zu genießen, müssen Sie das Eckzimmer im dritten Stock wählen. Hier geben Ihnen die mannigfaltigsten Gegenstände sehr verschiedene Gesichtspunkte, die durch das Kontrastirende doppeltes Interesse erhalten. Dabei sehen Sie unmittelbar zu ihren Füßen fast immer einen Haufen Menschen. Ueber diese Brücke gehen die meisten, welche das lebhafte Verkehr zwischen den beiden Theilen der Stadt beschäftigt. Auch dient sie zu einem sehr besuchten Spaziergange. Die schöne Lage, die Frequenz der Menschen empfehlen sie dazu. Man hat sie daher mit einem bequemen Geländer versehen.

In die Limmat fließt nicht weit von der Stadt die Sihl, die von den Schwyzer Gebürgen herkömmt. Man hat sie zu einem Kanal benutzt, um Holz zur Stadt zu flössen. Dieser Kanal ist so eingerichtet, daß man das Wasser durch eine Schleuse einschließen kann, damit das Holz nicht wegschwemme.

Zürch hat sechs Thore. Das Niederdörfler nach Baden und Schafhausen; das Kronen-Thor nach Winterthur und St. Gallen; das Oberdörfler-Thor nach dem See nach Rapperswihl; das Sihl-Thor nach dem See; zwei kleinere Thore. Die Wälle und Graben um die Stadt sind nicht erheblich. Aber Zürch könnte sehr fest werden, durch Kastelle auf dem Uetli und Zürcher-Berge. Von der Seeseite ist es uneroberlich.

Die Stadt ist alt, größtentheils mit engen Gassen. Der Häuser mögen etwa 1300 seyn. Sie sind sonderbar gebauet: hoch, unregelmäßig, mit kleinen Fenstern. Die innere Eins-

richtung kann bequem genug seyn, wenigstens durch lange Gewöhnung bequem scheinen; aber das äußere Ansehen ist nicht anlockend. Fast alle Häuser sind weiß, mit grünen Fensterrahmen und Fensterladen. Viele haben Gärten. In der Vorstadt findet man fast die besten Häuser; unter ihnen mehrere nach neuerem Geschmack. Die Vorstadt ist auch weit später bebauet; sie soll nicht viel über 150 Jahre alt seyn.

Genaue Angaben von der Volksmenge der Stadt hat man kaum. Die Zahl der Einwohner wird auf 13000 geschätzt. Im Verhältniß zu ihrer Größe scheint sie mir sehr gut bevölkert. Selbst jetzt bemerkt man einen sehr lebhaften Verkehr, obgleich viele Nahrungszweige durch die Revolution gewaltsam gestört sind. Schon als Mittelpunkt des Absatzes der Produkte des weitläuftigen Gebiets des Cantons hat die Stadt einen beträchtlichen Handel. Ueberdieß ist sie reich an Fabriken. Es giebt vorzüglich schöne Bleichen. Auch die

Seiden- und Baumwollenspinnerei ist ein weitumfassender Erwerbzweig. Die große Spinnerei von Escher gehört zu den sehenswürdigsten Anstalten ihrer Art.

Natürlich verbreiten solche Anlagen beträchtlichen Wohlstand in den umliegenden Landgegenden. Viele Landleute, besonders Weiber und Kinder, arbeiten für die Zürcher Fabrikanten. Sie erhalten ihre Arbeit verhältnißmäßig sehr gut bezahlt. Dennoch gab diese Verbindung den Volksaufwieglern einen Vorwand, die Landleute aufzubringen.

Früh, bei dem ersten Aufblühen des Handels nach der langen Nacht des barbarischen Mittelalters, wurden in der Schweiz, wie in andern Ländern, die Städte der Sitz aller Fabrikunternehmungen. Geschützt durch Wälle und Mauern, unterstützt durch gegenseitige Verbindung mehrerer Handwerker und Kunstarbeiter, aufgemuntert durch Leichtigkeit des Absatzes, ward der vermögendere Städter der

Schöpfer der Industrie des Landmannes. Er nahm ihm seine überflüssigen rohen Erzeugnisse auf Speculation ab, gab Geräthschaften und Materialien zu Kunstarbeiten, reichte dem Armen Vorschüsse, wenn er ihrer bedurfte, um sich seine Arbeit zu sichern. Wahr ist es, der größte Vortheil blieb dem Unternehmenden: auch hier begünstigte das Glück den Kühnen. Aber sollen wir deswegen die wohlthätigen Wirkungen für den unmittelbaren Arbeiter übersehen? Nach dem Brauch jener Zeiten, wo der Eigennutz weniger fein als jetzt sich zu verstecken wußte, sorgte der Städter für die Sicherheit seines Gewinns durch Einschränkungen der Handelsfreiheit des Landmanns. Er nöthigte den Landmann ihm seine Produkte feil zu bieten: er machte es ihm zur Pflicht, seine Bedürfnisse aus der Stadt zu holen. Freilich misbilligen wir jetzt diese ängstliche Selbstsucht. Ihre Folgen wären, auch ohne gewaltsame Revolutionen, unstreitig gemildert durch den Geist der Zeiten, durch den unwiderstehlichen Einfluß der Erfahrung in an-

dern Ländern. Indes trift der Tadel nur das Unnatürliche des Zwangs, nicht die Art der Verbindung an sich. Sie ist im Ganzen wünschenswerth für beide Theile. Ward sie dem städtischen Kaufmann eine Quelle reichlicheren Gewinns, so verschafte sie auch dem Landmann die Mittel der Wohlhabenheit, wodurch sich besonders die Bewohner der Ufer des Zürcher Sees vor andern auszeichnen. Sie wissen es, der Boden ist hier nicht so fruchtbar, daß er die außerordentliche Volksmenge erwarten läßt, die sie in diesem kleinen Bezirk antreffen. Und nicht bloß die Zahl der Menschen erregt Ihre Bewunderung: Sie finden zugleich fast durchgehends bei diesen Bauern einen Wohlstand, der in den gesegnetsten Gegenden der Schweiz nicht größer seyn kann. Alles trägt das unverkennbare Gepräge eines leichten, reichlichen Lebensgenusses. Schon der Grad der Kultur des Bodens wäre nicht möglich, ohne Einwirkung anderer Nahrungszweige, als die sich auf den bloßen Ertrag des Feldes beschränken. Dieß ist doch wohl eine gültige Apologie

der Regierung, ein unwiderleglicher Beweis, daß die Städter den Seebauer nicht unterdrückten?

Auch ist der beneidete Reichthum der Zürcher Herren, wie der Landmann die Städter nennt, bei weitem nicht, was der Ruf sagt. Im Vergleich mit unserem Norden würde ich sagen, es ist viel Wohlhabenheit in Zürch, aber wenig Reichthum. Größtentheils ist das Vermögen nur Ertrag der Ersparniß von der Vorväter Zeit. Weise Haushaltung, Mäßigkeit im Lüxe, haben es bisher zusammen gehalten, obgleich die Preise der Dinge so ansehnlich stiegen. Die reichsten Leute sind Kaufleute; aber auch sie werden nach einem andern Maaßstabe gewogen, als bei uns. Ein Mann von zweimal hundert tausend Gulden ist schon einer von den seltenen Sternen der ersten Größe. Und dieser Schätzung entspricht die ganze häusliche Einrichtung. Bequemlichkeit finden Sie fast allgemein: Pracht beinahe nirgends. In den Häusern herrscht verhältnißmäßig die größte Einfachheit. Es war mir auffallend, sogar die

Fensterrahmen und Thüren in den Häusern nicht gemalt zu finden. Daraus können Sie auf das übrige Ameublement schließen. Auch in den Ausgaben für das häusliche Leben herrscht eben dieser Geist. Allenthalben das Nöthige, das Schickliche; nirgends Ueberfluß oder Ostentation. Sie können denken, wie froh ich mich an diese Lebensweise anschloß, die so wahrhaft human ist, den Lebensgenuß für alle so sehr erhöhet, indes sie wenigen nur ein Spielwerk aus den Händen windet, das ihnen meistens selbst verderblich wird. Nur in die Beschränkung des Raumes und des Lichts in den Wohnungen könnte ich mich nicht finden. Bei mir wenigstens haben hohe, helle Zimmer zu viel Einfluß auf die Heiterkeit des Geistes, als daß ich darin von meiner Gewohnheit gern etwas nachließe.

Der gesellige Ton im Ganzen scheint dem, der an die große Welt gewöhnt ist, anfangs vielleicht steif und zurückhaltend. Aber wenn Sie näher bekannt werden, müssen Sie ihn lieb

gewinnen. Es ist in den Unterredungen so viel gesunde Vernunft, so ungezwungene Heiterkeit, nicht selten so viel treffender Witz. Dabei leuchtet allenthalben die Gutmüthigkeit, die Herzlichkeit hervor, die wirklich Nazionaltugenden des Schweizers sind. Daher die volle, arglose Mittheilung, die so bald anzieht, so unendlich viel beiträgt zu dem gegenseitigen Genuß der Geselligkeit. Die Convenienz verbannt sie aus der großen Welt; desto wohlthätiger dünkt sie uns, wenn wir sie da finden, wo sich der gebildete Mensch weniger willkührliche Fesseln anlegt. Alles müßte mich trügen, oder sie war sonst in den Zürcher Gesellschaften herrschend. Dieß beweist eben der Zwang, welchen die Furcht in der gegenwärtigen Zeit sichtbar der Unterhaltung anlegt, bis die genauere Bekanntschaft den Schleier zurückschlägt. Ueberhaupt leiden in der Revolution weichgeschaffene Seelen immer am meisten. Nicht, daß eigene Leiden ihnen am schwersten fielen. Aber sie fühlen doppelt die Wunden der Menschheit. Undank und Verkennung sind ihnen unerträg-

liches Trübsal. Sie wollen so gerne an Tugend glauben; ihr Innerstes wird erschüttert, wenn sie sich getäuscht fühlen. Nicht so der Mann, dem die Natur oder traurige Erfahrungen früher einen härteren Sinn gaben. Er erwartet weniger von seinen Mitbürgern; darum entgeht er wenigstens dem Schmerz fehlgeschlagener Hofnungen. Aber ist er darum glücklicher? Ich weiß es nicht, lieber Münster. Mit den Leiden entbehrt er auch die seligsten Genüsse, die wirksamsten Tröstungen. Dieß sage ich mir unablässig, ich, den das Studium der Geschichte unserer Tage fast von dem Augenblick an zum Mistrauen zwang, wo sich der Sinn für Beobachtung entwickelte.

Indes hat diese schwarze Stimmung nicht so viel Gewalt über mich, daß sie mich zurückhaltend machte, wo ich mit Sicherheit mich mittheilen kann. So habe ich diese Tage in Zürch in wirklich zutraulichem Umgange zugebracht. Mancher schöne Zug von Biedersinn, von hoher bürgerlicher Tugend entfaltete sich

mir, und schloß mein Herz wie mit Gewalt auf. Sie wissen, daß ich mich dann so gern überlasse. Auch hoffe ich, mir Freunde erworben zu haben.

Eben so zufrieden als mit dem geselligen Ton bin ich mit den Sitten. Sie sind einfach, gefällig, unverdorben, so sehr es sich immer erwarten läßt bei dem allgemein steigenden Luxe. In der Entfernung der beiden Geschlechter scheint man in den gebildeten Ständen sogar zu weit zu gehen. Die jungen Leute sehen sich nur in der Kirche und auf Spaziergängen, ohne beinahe mit einander zu reden. Bälle also und seltene Feierlichkeiten sind die einzige Gelegenheit des Umgangs. Daher eine Schüchternheit, eine Unbekanntschaft, die nur bei einem hohen Grade der Einfalt der Sitten und der Lebensweise nicht gefährlich ist.

Wissenschaftliche Kultur habe ich hier in hohem Grade gefunden. Es giebt vorzügliche Gelehrte fast in allen Fächern. Auch scheint

mir ein gewisses Maaß von Kenntnissen bei den gebildeten Ständen ziemlich allgemein zu seyn; das Maaß, welches die Unterhaltung angenehm und belehrend macht, ohne den Layen zu ermüden. Man liest viel, und liest mit Geschmack. Denken Sie auch nur an die Masse von Licht, das von der Schweiz ausgegangen ist, vorzüglich von Zürch aus. Was verdankt nicht diesem glücklichen Lande die Theologie, die Philosophie, die Naturgeschichte! Und was ich höher schätzen mögte als die Verdienste um einzelne Fächer — wie viel wirkten helle Köpfe in der Schweiz zur Ausbildung der Kritik, zur Verfeinerung des Geschmacks, zur Verbreitung jenes freimüthigen Sinnes, der mittelbar auf jedes Studium so unglaubliche Einflüsse hat? Dazu trug unstreitig viel bei die glückliche Verfassung der Schweiz, ihre Entfernung von den blutigen Kämpfen, unter welchen sich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die Verfassung der übrigen Europäischen Reiche bildete. Soll ich hinzusetzen — die politische Muße talentvoller Männer?

Auf diese Bemerkung haben mich meine hiesigen Freunde geführt. Sie wissen, lieber Münter, ich bin — so lange die Menschen noch nirgends zu einer reinen Repräsentation reif sind — ein so erklärter Anhänger der erblichen Monarchie, daß ich sie auch der Entwickelung jedes Talents am zuträglichsten halte. Aber man setzt mir hier Instanzen entgegen, denen ich Gewicht einräumen muß. Eben was ich als eine große Triebfeder aufstelle zu jener Entwickelung — das politische Interesse, den Ehrgeiz der größeren Wirksamkeit — giebt man mir an, als einen Magnet; der manches glückliche Genie abzieht von der Bahn der Wissenschaften. Vorzüglich solche Fächer, die viele Ruhe, anhaltenden Fleiß erfordern, werden verhältnißmäßig mehr in Republiken bearbeitet. Die einfachere Lebensart, der gleichförmige Gang der einmal organisirten Staatsgeschäfte, der geringere Reiz auf dieser Bahn für den Ehrgeiz, begünstigen gegenseitig die Ausbreitung solcher Studien. Rechnen Sie noch dazu, die mannigfaltige Unterstützung, welche

die Lage der Schweiz der Litteratur verschafte. In der Mitte zwischen Deutschland und Frankreich, gleich bekannt mit beiden Sprachen, konnte der Wissenschaftsmann in der Schweiz auf beide Länder wirken, die Arbeiten der Gelehrten in beiden leicht und schnell benutzen. Keine Censur hinderte ihn bei dem Druck seiner Schriften. Vielmehr bot ihm ein weit ausgebreiteter, blühender Buchhandel alle Erleichterungen dar, seine Werke in das Publikum zu bringen, und sich alle Hülfsmittel zu seinem Studium zu verschaffen.

Zwar hat man die Regierung von Zürch einer illiberalen Denkungsart beschuldigt. Wasers Hinrichtung wird als ein redendes Beispiel angeführt. Aber diese Uebelthat gehört eigentlich auf die Liste politischer Sünden. Politische Intoleranz scheint tief verwebt zu seyn in den Charakter der republikanischen Regierung. Ihr ward Waser geopfert; keiner barbarischen Anfeindung der Aufklärung. Sonst verdient die Zürcher Regierung vielmehr den

Dank der Wissenschaftsfreunde. Sie schützte ihre Freiheit in jeder Rücksicht, auch beförderte sie unmittelbar manche gemeinnützige Anstalten.

Ueberhaupt abstrahire ich mir, nach allem, was ich von dem Geist der ehemaligen Regierung erfahren habe, das Bild eines gewissen patriarchalischen Verhältnisses. Es hat viele Aehnlichkeit in meiner Vorstellung mit dem, was die Regierung der Deutschen Fürsten mittlerer Größe seyn sollte. Der charakteristische Zug in beiden ist die Sorgfalt in größerem Detail für alle Gegenstände des gemeinen Wohlseyns. Sie wird eher möglich in kleineren als in größeren Staaten, durch den beschränkteren Umfang, durch das nähere Band zwischen Regenten und Unterthanen. Dazu kam noch in den republikanischen Staaten jene gewissenhafte Wachsamkeit über die Erhaltung der Freiheit, so weit nicht das Gesetz sie beschränkte. Die Individuen, aus welchen jedesmal die Regierung bestand, waren Hausväter, gewählt nach hergebrachter Ordnung, um mit väterlicher

Klug-

Klugheit und Sorgsamkeit ihre Mitbürger in öffentlichen Angelegenheiten zu leiten.

Ganz so war das Thun der ehemaligen Zürcher Regierung. Sie wandte die größte Sorgfalt auf alles, was das Wohl der Bürger befördern, gemeine Gefahren abwenden konnte. Neue Schöpfungen freilich dürfen Sie minder erwarten: sie liegen nur entfernter in dem Sinn der Republiken. Dafür finden Sie aber treue Erhaltung, verständige Benutzung hergebrachter Einrichtungen. Ich sage verständige Benutzung. Wo die Regierung nicht nach dem Geist der Verfassung neu aufbauen konnte, da gab sie den aufgeführten Gebäuden solche Verbesserungen, welche sie dem Geschmack, eigentlicher dem Bedürfniß unserer Zeiten hinlänglich anpaßten.

Um so weniger bedurfte es hier einer Revolution; um desto gerechter ist der Schmerz der Glieder der vormaligen Regierung. Sie sehen sich verkannt, nicht von den guten und verstän-

digen, aber von dem Haufen, durch den die Revolution ausgeführt ward, und von den betrogenen Schwärmern, welche sie leiten halfen. Dieß Gefühl des unverschuldeten Leidens giebt ihnen eine leidende Traurigkeit, die jedes wohlwollende Herz innig erschüttert. Es gehört große Stärke dazu, nicht mit ihnen muthlos zu klagen, wenn man bedenkt, daß diese Männer für den Anlaß der Revolution gelten sollen. Sie dienten dem Staat, nach der hergebrachten Verfassung, um ein äußerst geringes Gehalt; sie dienten mit wahrem Vaterlandssinn, nach ihren besten Einsichten, zur Zufriedenheit des bei weitem größten Theils der Einwohner. Und sie werden jetzt von den Schreiern bezeichnet als die Unterdrücker des Volks. Durch die gewaffneten Freiheitsapostel außer Wirksamkeit gesetzt, können sie dem Leidenden Vaterlande nur ihre guten Wünsche widmen. Kaum, daß sie mittelbar leise rathen dürfen.

Rechnen Sie dazu, lieber Münter, die schwarzen Künste, wodurch der Kanton Zürch

schon seit Jahren zur Revolution bearbeitet ward. Von den grösstentheils ungerechten nicht nur, sondern auch unbilligen Klagen einiger Gemeinen des Zürcher Sees nahmen die Emissarien der Hölle Anlaß, Empörungen anzustiften. Die Landleute würden gegen die Städter bewaffnet. Geschützt, und man kann sagen, zugleich verpflichtet, durch die Constitution dämpfte die Regierung die ersten Unruhen mit Ernst, nicht mit Härte. Damals war die Zeit noch nicht gekommen, wo das französische Direktorium die Schweiz mit Sicherheit plündern konnte. Die Aufrührer fanden nirgends Beifall, nirgends Schutz. Aber die Wurzeln des Uebels wurden sorgfältig erhalten. Als sich die Umstände änderten, schaffte man ihnen leicht Platz, schnell aufzuschießen, und alles um sich her zu unterdrücken. Eben diese Gemeinen wurden wieder aufgeregt, als die Schweiz zur Revolution reifen sollte. Sie lähmten die Zürcher Regierung, hinderten mehr als irgend andere Ursachen den einträchtigen Widerstand der Schweiz, und gaben insonders

heit der Revolution in Zürch den Charakter eines gezwungenen Nachgebens gegen die Gewalt der Landleute. Vergebens wählte die Regierung mit großer Klugheit den rechten Zeitpunkt, ihre Gewalt nachzulassen; vergebens zeigte sie in dem kritischen Schritt die größte Humanität. Die Empörer waren ihrer Verbrechen zu sehr sich bewußt; sie wollten alle Früchte in vollem Maas genießen. Sie selbst unterhielten absichtlich die Meinung, nur sie hätten die Veränderung erzwungen. Sie fuhren unablässig fort, die Regierung zu verschreien. Und die französischen Machthaber unterhalten diese Stimmung nicht minder sorgfältig. In dem Sinn sind alle ihre Proclamationen abgefaßt. Um diese Erbitterung zu nähren, sollen die Contributionen nur den ehemals regierenden Mitgliedern zur Last fallen.

Unter solchen Umständen werden Sie eine Furcht der Zürcher sehr natürlich finden, von der man sich keinen deutlichen Begrif machen kann, ohne an Ort und Stelle die Menschen

beobachtet zu haben. Sie zittern mehr noch vor den künftigen Folgen der Revolution im Lande, als sie über alle Leiden klagen, die sie ihnen schon zugefügt hat. Freilich ist es schmerzhaft, sich aus seinem Wirkungskreis gesetzt zu sehen, ohne Grund, ohne einigen Gewinn für die öffentliche Sache. Freilich trauern sie über das Ungemach, das jeden einzelnen, nie das Ganze trifft, über die mancherlei Erpressungen, Bedrückungen, Verheerungen, welche kriegerische Vorkehrungen einem Lande doppelt empfindlich machen, das in mehr als vierhundert Jahren keinen Feind sah. Aber die Gegenwart der Franzosen schützt dennoch jeden angefeindeten Mitbürger vor dem Angriff seiner Verfolger. Die Bewohner des Zürcher Sees mögen immerhin sich ihres kraftvollen Freiheitsdrangs rühmen, ihres Sieges über die Zürcher Herren sich erheben: jetzt, da die Franzosen ihren Endzweck erreicht haben, gestatten sie ihnen keine neue Großthaten. Nur sie, als wohlbestallte Vormünder des Landsmanns, wollen die Städter ordnungsmäßig be-

schatzen. Eigenthum und Personen nehmen sie gegen jede einheimische Gewaltthätigkeit so kräftig in Schutz, daß der böse Wille auch nicht einmal sich zu verrathen wagt.

Hingegen wer darf sagen, wo der reißende Strom Aufhalt finden werde, wenn einmal der Damm, der ihn einzwängte, geschleift ist? Halten die französischen Truppen nicht mehr die Landleute in Furcht, so werden sie ihre Verlegenheit bald misbrauchen, zur Sättigung des Eigennutzes, zur Stillung der Rache gegen ehemalige Verfolger. Es ist eine eigene Sache um die Revolutionen, welche durch die untersten Klassen des Volks ausgeführt werden. Diese ungeheure Masse läßt sich nicht leicht wieder beruhigen und in die vorige Ordnung zurückführen, wenn man sie erst in Gährung, in wilde Bewegung gebracht hat. Je steifer der Charakter der Nation ist, desto anhaltender, gewaltsamer die Unruhe. Eben von der Schweiz fürchten wir mit Grund lange fortgesetzte innere Stürme. Männer, die das Land genau ken-

nen, wagen es nicht, voraus zu bestimmen, welche unerwartete Erschütterungen die Revolution hier noch hervorbringen werde. Sie geben gern zu, daß selbst die Urheber der Revolution nicht alle die Uebel wollten, welche daraus entstehen können: aber sie seufzen über den Leichtsinn, der das Glück eines Volks auf ein unsicheres Spiel setzte, dessen gefährliche Wendungen die Erfahrung schon aufgedeckt hatte. Darum denken in der That viele nicht ohne Furcht an den Abmarsch der französischen Truppen, wie beschwerlich ihnen auch ihr Aufenthalt fällt. Gerade die Optimaten, oder die so verschrieenen Aristokraten, sind durch eine sonderbare Wendung des Schicksals dahin gebracht, sich die Gegenwart ihrer Unterdrücker, als das geringere Uebel, zu wünschen. Und darinn ist jeder Vernünftige einverstanden, daß die Schweizer, in der jetzigen Stimmung vieler einzelnen Kantone, wie der Kantone gegen einander, sich nie vereinigen werden, wenn nicht das französische Militair die öffentliche Ruhe aufrecht erhält.

Mögte nur auch diese Vereinigung, die vollständige neue Organisirung der Schweiz, als einer unzertrennten Republik, erfolgen, ehe die jetzige Lage der Dinge zu viel einreißt, die wohlthätigen Anstalten der bisherigen Regierungen so verstört, daß sie nicht wieder sich erhohlen können. Diese Furcht wird um desto dringender, je genauer man die Natur der Mittel kennt, welche diesen Regierungen zu Gebot standen.

Die öffentlichen Abgaben waren in der ganzen Schweiz äußerst unbedeutend. Im Kanton Zürch namentlich waren sie jederzeit sehr geringe. Den Seegemeinen ist in anderthalb hundert Jahren nie der mindeste Beitrag zu Staatsausgaben abgefordert. Nationalgüter und Zehnten also waren die einzige Quelle der Einkünfte. Nur die sorgfältigste Benutzung, eine weise Haushaltung, eine vollkommen gewissenhafte Verwaltung, konnte es möglich machen, mit diesen Mitteln so viel auszurichten. Gesetzt diese Tugenden erhiel-

ten sich selbst unter der Revolution, werden auch die Mittel dieselben bleiben? Wird die Haabsucht der einzelnen der gemeinen Güter schonen? Nehmen nicht schon die Helden der Revolution im Kanton Zürch und im Kanton Lemann die Zehnten in Anspruch so gut, wie in Frankreich. Vergebens berufen Sie sich darauf, daß eben die Zehnten in der Schweiz grösstentheils angewandt wurden zu milden Stiftungen, zur Besoldung der Geistlichen, zur Unterhaltung der Schulen und Lehranstalten. Die revolutionaire Aufklärung wird auch die Schweizer bald überzeugen, daß sie keiner Religion bedürfen, daß das Anschauen des dürren Freiheitsbaums, das Anstecken der dreifarbigen Kokarde für modische Republikaner die Stelle des Unterrichts vertrete.

Wahrlich, lieber Münter, es wird mir schwer ohne Bitterkeit den Gang der Revolution zu verfolgen, wenn ich hier, bei jedem Schritt Ursache finde, die gestürzte Regierung zu loben. Wohin Sie gehen, finden Sie re-

dende Beweise ihrer Einsicht und Aufmerksamkeit. Die Lehranstalten sind vorzüglichen Männern anvertrauet. Das Waisenhaus gehört zu den vorzüglichsten Einrichtungen dieser Art. Alle öffentliche Gebäude wurden sorgfältig unterhalten. Ordnung und Sparsamkeit sind bei allen Verwaltungen vereinigt. Die Landstraßen sind vortrefflich: Kanäle, Brücken und ähnliche Anlagen finden Sie in dem besten Stande. Von den beiden ersten Bedürfnissen aus dem Auslande, von Korn und Salz unterhielt die Regierung mit beträchtlichen Aufopferungen immer ansehnliche Vorräthe. Sie konnte dadurch jeder unerwarteten Noth abhelfen, jede übertriebne Theurung dem Dürftigen erleichtern. Auch ist mir ihre Sorgfalt für die Spaziergänge ehrwürdig. Warum soll ich es läugnen, daß ich die Sorge für schuldlose Vergnügungen des Volks für eine wesentliche Pflicht der Regierungen halte? Das unvermeidliche Ungemach in der bürgerlichen Gesellschaft ist so groß, so mannigfaltig; umgekehrt trägt eine heitere, frohe Stimmung so

viel bei zur bürgerlichen Tugend. Mir scheint es daher in gleichem Grade gerecht und klug, keinen schicklichen Anlaß aus der Acht zu lassen, wodurch man bei dem Volk das gemeinschaftliche Gefühl der Behaglichkeit erwecken kann. Der Mensch vergißt dann so gern seines Ungemachs; er fühlt sich aufgemuntert zu heilsamen Anstrengungen, gestärkt gegen neue Unannehmlichkeiten. Nur solche Regenten können dieß übersehen, die für ihre edle Bestimmung keinen Sinn oder kein Herz haben.

Daß ich angenehme, bequeme und stark besuchte Spaziergänge unter diesen Anstalten zum öffentlichen Vergnügen oben an setze, wissen Sie längst, mein Freund. Auch Sie sind mit mir einig, daß sich hier physische und moralische Ursachen mit einander verbinden: und die Zustimmung fast aller Reisenden berechtigt uns dieß Gefühl für ziemlich allgemein zu halten. Die vielen Spaziergänge bei den Städten in der Schweiz sind unläugbar einer von den Gegenständen in diesem viel be-

reisten Lande, die mit am lautesten gepriesen sind. Ich schließe mich hierin dem gewöhnlichen Geschmack von ganzem Herzen an. Die Spaziergänge sind mir so lieb, daß ich sie gern an jedem Orte aufgezeichnet habe. Solche Notizen können dem Reisenden Momente des frohen Genusses verschaffen, die er selbst im Vorbeifluge mit Dankbarkeit auffaßt.

Um Zürich giebt es viele Spaziergänge, alle mit trefflichen Aussichten. Der allgemeine Gesichtspunkt ist der schöne Zürcher-See mit seinen amphitheatralischen Ufern, gebildet durch allmählig steigende Berge. Weiterhin sehen Sie über diesen untersten Fuß die Berge, welche nahe bey Zürch liegen; an jener Seite den Zürcher-Berg, an dieser dem Uetli. Dann erblicken Sie in der Ferne von der einen Seite die Eisberge, von der andern am Ende einer Fläche, die sich bis Baden hinzieht, den Jura zur rechten, und in blaues Gewölk gehüllt die vorderöstreichischen Berge zur linken. Alle diese Gegenstände erscheinen nach

der veränderten Stellung unter so verschiedenen Gesichtspunkten, daß eben daraus die grösste Mannigfaltigkeit entsteht, die den Reiz des erhabenen Eindrucks noch sehr erhöhet.

Vielleicht treffen Sie keinen bessern Standspunkt, um sich einen Begriff von dem ganzen, weiten Horizont zu machen, als die Terrasse vor dem Hause, was Füsli gegen über jetzt eine reiche Holländerin bewohnt, die sich hier wegen ihrer Gesündhett aufhält. Ich will Ihnen die Aussicht schildern, und ich fühle mich, indem ich die Besitzerin des Hauses nenne, stärker noch angezogen, Ihnen von dieser zu reden. Niemals sah ich ein vollkommneres Bild der Ruhe, der überlegten Ergebung in jede Art Leiden, der Heiterkeit, die nicht Folge von Gleichgültigkeit ist, sondern Aeusserung einer schönen und starken Seele, als den Kopf dieser würdigen alten Frau. *) In dies-

*) Ich habe die biedere Frau nicht am Ziel ihrer Leiden gesehen. Sie war noch in der Schweiz allen Schrecknissen des Kriegs ausgesetzt, und

fer Rücksicht mag auch ihr Nahme Ihnen interessant seyn. Sie heißt Frau Konow, eine Kaufmannswittwe. Ihre Schwester, die Frau eines holländischen Geistlichen, der politischer Meinungen wegen sein Vaterland verließ, wohnt in Vevai. Dort werde ich mit ihr und ihrer liebenswürdigen Familie Bekanntschaft machen durch Briefe, die mir Frau Konow mitgiebt.

Von dem Lindenhof haben Sie eine vorzüglich schöne Aussicht über den See. Es ist ein etwas erhöhter Platz an der Limmat, der auf einer ziemlich hohen Mauer ruhet. Seinen Nahmen hat er von den großen Bäumen, womit er besetzt ist. Hier steht eine schlechte Säule zu Tells Andenken. Die Franzosen, eingedenk ihres republikanischen Berufs, haben den Platz davon benannt.

muste noch einmal ihren Wohnort verlassen. In den kränklichsten Umständen flüchtete sie nach Weimar, wo sie, so viel ich weis, im vorigen Jahre starb.

Mannigfaltiger noch ist die Aussicht auf der Katze, einer Sternschanze des Walls. Von hier aus übersehen Sie die Reihe der Alpen und die hervorragenden Spitzen der Eisberge besser, als an irgend einer anderen Stelle. Ich verweise Sie desfalls auf die vierte Kupferplatte zu Ebels Handbuch, *) welche diese Aussicht sehr genau darstellt. Man erhöhet den Genuß ungemein, wenn man sie mit einem solchen Führer an der Hand beschauet.

Von der sogenannten neuen Promenade an einer andern Seite des Walles haben Sie wieder eine verschiedene, nicht minder schöne Aussicht.

Der Schützenplatz ist ein Bosket nahe vor dem Thor, eingeschlossen von der Lim-

*) Der Titel der französischen Ausgabe, die ich vor mir hatte, ist: Instructions pour un voyageur qui se propose de parcourir la Suisse, Basle 1795, 2 Vol. gr. 12. Der Uebersetzer, von welchem auch die Uebersetzung des Socrate rustique herrührt, hat das deutsche Original mit einigen Anmerkungen vermehrt.

mat und der Sihl. Sie finden ein Haus darin, bloß zum Schutz der Spaziergänger im Regen bestimmt. Unten wohnt der Wärter. Alles ist mit großer Sorgfalt unterhalten. Die Alleen sind für den Platz mannigfaltig genug.

In der einen Hauptallee längs der Limmat steht gleich beim Eingang eine große Linde, ringsum mit Bäumen umgeben. Hier pflegten sich Bodmer, Gesner, Zimmermann und andere Zürcher Gelehrte jener Zeit zu versammeln. Man kann mit Wahrheit sagen, daß von diesem Platz viel Licht ausgegangen sey. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welchem Gefühl der Ehrfurcht und des Danks ich mich unter die Linde setzte, indem mein Freund mich an das Verdienst der Vorfahren erinnerte. Sollten nicht dergleichen Eindrücke oft heilsame Wirkungen haben? Aber warum vernachlässigt denn unser philosophisches, egoistisches Jahrhundert so sehr die Gelegenheit dazu? Warum entfernt sich der Ton unter Gelehrten so weit von jener

traus

traulichen Mittheilung, wodurch unsere Vorgänger gemeinschaftlich das Licht anzündeten, in dessen Stralen wir jetzt uns sonnen? Mit dieser an Wehmuth gränzenden Idee, die mich unwillkührlich durchströmte, verband sich eine andere, die mich, wie Sie wissen, immer traurig macht. Es ist der Gedanke an unerkanntes Verdienst. Im Verhältniß zu dem, was die Männer, von deren Schatten ich jetzt mich umschwebt glaubte, für uns thaten, danken wir ihnen nicht. Von einigen kennt man sogar kaum den Nahmen. Wer redet zum Beispiel noch von Zimmermann, dem Thevlogen? Gleichwohl trug er erstaunend viel zur Aufklärung bei. Insonderheit nahm er sich der Ketzer und Heterodoxen mit dem größten Erfolg an. Eben dieser Schwung läßt mich hoffen, sein Geist sey über den Dank der Nachwelt erhaben: aber vielen wird doch die Hoffnung dieser Fortdauer ihres Gedächtnisses Antrieb zu nützlichen Bestrebungen, den wir wenigstens aus Klugheit nicht schwächen sollten, wenn auch unser Herz bei empfangenen Wohl-

thaten kalt bleibt. Habe ich Ihnen den besondern Umstand erzählt, der mir diesen Wunsch doppelt angelegen macht? Es ist der Tod meines ehemaligen akademischen Lehrers, des alten Böhme. Der Mann war freilich kein Stern erster Größe. Aber er hatte doch gewiß seine Verdienste, und diese glaubte er verkannt. Einst, als er uns im Staatsrecht von den unverkannten Verdiensten eines nahmhaften Schriftstellers sprach, ergriff ihn, wahrscheinlich die unterdrückte Vergleichung mit seinem wahren oder vermeinten Schicksal so lebhaft, daß ihn der Schlag rührte. An den Folgen dieses Zufalls starb er, noch während meines Aufenthalts in Leipzig. Diese Erinnerung ward mir jetzt so lebhaft, daß ich seinen Schatten mit zu der Versammlung unter der Linde rief, wie unbekannt er auch mit den übrigen seyn mogte. In seiner Gegenwart erneuerte ich das Gelübde, Dankbarkeit stets als eine der ersten Tugenden zu üben, und was ich kann beizutragen, das Andenken von Männern zu erhalten, die, auch bei ma-

ßigen Talenten, der Welt durch ihren Fleiß, ihre Anstrengung nützlich wurden.

Am Ende der Hauptallee fließt die Sihl mit der Limmat zusammen. Die Sihl ist ein Waldstrom, der von Einsiedel herkommt. Man benutzt ihn sehr zum Wässern der Felder; auch zum Holzflößen. Zu dem Ende ist ein Kanal geleitet, an der anderen Seite des Sihlhölzchens. Dieser Kanal fließt in jenen, dessen ich vorhin gedachte, um das Holz in die Stadt zu bringen. Zuweilen schwimmt zwar das Holz den See weiter hinauf, aber jedem wird dennoch das seinige.

Von der Allee aus führt der Blick auf den See, die Stadt, und in der Ferne links auf die vorderösterreichischen Berge, rechts auf die Eisberge. Gehen Sie aber längs der Sihl, so ist alles ganz still. Sie haben vor sich einen Berg, der Ihre Aussicht ziemlich nahe zu beschränken scheint. Das Rauschen des Flusses, der Gesang der Vögel ist der einzige

Laut. Selten stößt Ihnen ein Wanderer auf, der, wie Sie, die Einsamkeit sucht.

Mitten im Holz steht Gesners Monument auf einem Platz, wo durchaus Ruhe und beschränkte Aussicht ist. So erfordert es auch des Dichters Charakter.

Es ist ein schönes Stück von Trippel aus Schafhausen. Der Kopf ist vollkommen ähnlich. Oben steht eine geschmackvolle Urne. Den Gegenstand des Basrelief nahm man billig aus seinen Idyllen. Zwei Söhne bringen ein Opfer für ihren Vater; in diesem Falle zugleich Anspielung auf des Dichters nachgelassene Familie.

Die Inschriften sind edel und einfach; vollkommen angemessen.

Auf dem Avers stehen die Worte:

Dem
Andenken
Salomon Gesners
von seinen
Mitbürgern.

auf dem Revers zwei Zeilen aus dem Tod Abels im ersten Gesang:

Billig ehret die Nachwelt den Dichter, den die Musen
Sich geweihet, der Welt Unschuld und Tugend zu lehren.

die man auf den Dichter selbst mit dem größten Recht anwenden konnte.

Nothwendig würde das Denkmal Eindruck machen, wo es auch stünde. Aber wie viel stärker ist die Wirkung an dem Ort, wo Gessner lebte und schrieb, wo man sich umgeben fühlt von den Gegenständen, die er so wahr, so schön schilderte. Wer kann sich dabei der Erinnernng an die italiänischen Kunstwerke erwehren? Bei manchen, die so zu sagen dem Alterthum oder der Kunst überhaupt angehören, mag es noch gleichgültig seyn, wo sie aufbewahret werden: aber alles, was sich auf Rom, auf römische Geschichte, römische Sitten bezieht, wird nie in Paris, was es in

Rom war. In dieser Rücksicht bleibt der Raub dieser Meisterstücke ein Verbrechen, das der ächte Kunstsinn, ich mögte sagen, der Menschenfreund nie verzeihen kann.

Noch eine ausgezeichnet schöne Stelle in dem Gehölz ist bei einer Bank an der Seite des Hauses. Auch hier herrscht die vollkommenste Ruhe und Stille. Sie sehen nur in das Holz eine mäßig breite Allee vor sich hinab; ringsum sind Sie von Schatten umgeben. Am Abend zumal ist diese Empfindung von ungemeiner Wirkung.

Ueberhaupt sind alle Promenaden des Abends am schönsten, wegen des sanfteren Lichts. Aber mit Aussichten ist es verschieden. Einige nehmen sich besser am Morgen aus, andere in der vollen Mittagssonne, andere gegen Sonnenuntergang. Wer hier nach dem höchsten Genuß geitzt, muß sich im voraus nach dem günstigsten Moment erkundigen, wenn er nicht selbst Vergleichungen anstellen kann. So

ist die Aussicht auf den Zürcher See bei weitem am schönsten von der Seite, welche der Sonnenseite gegenüber steht. Die Erleuchtung der Sonne macht den Anblick malerischer.

Von dem Schützenplatz haben Sie nur eine kleine Strecke längs der Stadt bis zum Sihlhölzchen. Die Katze bleibt zur linken liegen. Der Weg führt wieder über einen Kanal der Sihl, welche hier rauschend daher stürzt. Dieß Sihlhölzchen liegt gar lieblich zwischen der Sihl zur rechten und jenem Kanal zur linken. Es zeichnet sich vor anderen aus durch eine große Mannigfaltigkeit von Holzarten, die auch eine treffliche Farbenmischung geben. In den angenehmen Gängen haben Sie sehr glückliche Gesichtspunkte auf die Stadt, den See, und die Berge nach den verschiedenen Gegenden. Ich würde vergebens versuchen, Ihnen diese Gruppen befriedigend zu beschreiben. Die Vergleichung so zu sagen in dem-

selben Augenblick gewährt einen Reiz, den der kalte Buchstabe nicht auszudrücken vermag.

Auf dem Rückwege zeigte mein Freund mir einen Garten in der Vorstadt, ungefähr in einer Linie mit der Katze. Hier hat man von einem kleinen Lusthause ebenfalls eine schöne Aussicht. Weiterhin liegt ein kleines Haus, wo Wieland lange wohnte und seine ersten Werke schrieb.

Nachmittags machten wir einen sehr angenehmen Spaziergang nach einen kleinen Weinberg an der anderen Seite des Sees. Von hier hatte ich die schönste Uebersicht der Berge, die jenseits des Sees an den Uetli stoßen. Unter ihnen ragte die Spitze des Albis hervor; in weiter Ferne entdeckte uns die untergehende Sonne auch die Gipfel der Eisberge.

An dieser Seite des Sees bewohnte Stollberg ein kleines Haus. Sie werden

über meine Phantasie lächeln, lieber Münter, wenn ich Ihnen sage, daß mich dieser Gedanke in die Nachbarschaft von Kopenhagen versetzte. In meinem vierzehnten Jahre sah ich in Bernstorf noch das alte, beengte Wohnhaus. Der Kontrast mit dem neuen prächtig gebaueten war mir natürlich auffallend. Aber noch merkwürdiger waren mir die kleinen Dachstuben, wo der erste Bernstorf viele Jahre lang ausgezeichnete Männer beherbergte. Unser Vater hat uns oft erzählt von dem liberalen Ton, der in dem Zirkel herrschte, den der Minister, ohne seiner Würde zu vergeben, durch ächte Humanität belebte. Auch Klopstock bewohnte lange eine solche Dachstube: dort schrieb er, glaube ich, größtentheils seinen Messias. Diese Erinnerungen aus den Jahren der ersten Jugend haben sich immer bei mir in voller Lebhaftigkeit erhalten. Sie mögen vieles beitragen zu meinem doppelten Interesse für Gelehrte, die auch in Dachstuben Werke vom ersten Range schreiben können. Es ist doch ein Verdienst mehr, bei Geistesarbeit

ten unabhängig zu seyn von äusseren Umständen. Niemand kann das lebhafter fühlen als ich, dem dieser Vorzug leider fehlt.

Noch etwas weiter hinaus als das Sihlhölzchen liegt an derselben Seite des Sees eine starke Viertelstunde von der Stadt das Büryli. Es ist ein Haus auf einem isolirten kleinen Hügel in einer fruchtbaren Gegend, welche die Enge genannt wird. Von diesem Platz haben Sie unter allen in der Nähe von Zürch die weiteste Aussicht auf die Eisberge und die vorderösterreichischen Berge, auch über die ganze Ebene nach Baden hin.

An einem andern Nachmittage besuchte ich mit einem verständigen Landmanne verschiedene Bauer-Wohnungen. Die Felder fand ich allenthalben mit dem größten Fleiß bebauet, meistens sogar mit dem Grabscheit; der sicherste Beweiß einer starken Bevölkerung und eines hohen Werths am Grund und Boden. Zugvieh und Kühe scheint der Schweizer

Bauer mit besonderer Vorliebe zu pflegen. Wo ich immer in einen Stall trat, war mir die Sorgfalt der Fütterung und die Reinlichkeit bei der Wartung gleich auffallend. Sie finden bei den Bauern Hülfsmittel zur Arbeit, die Sie vielleicht nicht erwarteten. So haben viele Bauern Getraide-Fegmaschinen, die der eine dem andern leihet. Sonst zeichnen sich die Geräthschaften nicht aus durch neue Erfindungen oder feine Arbeit, aber sie sie sind unstreitig dem Bedürfniß des Lokalen die angemessendsten. Eben dieser Geschmack herrscht in den Wohnungen. Sie sind so verschieden, als die gewöhnliche Arbeit des Besitzers, und mit besonderer Aufmerksamkeit der Eigenthümlichkeit jeder Gegend angepaßt. Dabei läßt die Bauart auch in Dörfern dem Eigenthümer freie Hand in Ansehung der Wahl der Himmelsgegend. In den meisten Dörfern stehen die Häuser einzeln, höchstens in Gruppen von vier bis sechs Wohnungen; nur sehr selten sind sie in langen sich durchkreuzenden Gassen gebauet. Daher ist der Hausherr

bei Benutzung der Himmelsgegend keinem lästigen Zwang unterworfen.

So fand ich in einem Hause an den Ufern der Limmat die eine Giebelseite absichtlich gegen den ungestümen Westwind gelehnt. Bis unter die Dachbalken war es von Bruchsteinen aufgeführt. Zum Schutz des Balkens auf der Mauer läuft ein Vordach unten am Giebel weg. Das Dach ragt drei bis vier Fuß über die Mauer hinaus. Nur wenige, sehr kleine Fenster bringen das nothwendigste Licht in einige Kammern und in die Küche. Oft werden auch die Fenster noch durch eingemauerte Steinplatten oder durch Vordächer geschützt, aber auch verfinstert. Den Keller schließt eine Unterlage von Bruchsteinen ein, sechs bis acht Fuß hoch. Ueber dieser sind die Umfassungsmauern, mit Ausnahme der Giebelseite, von Fachwerk aufgeführt und mit Bruchsteinen ausgemauert. Die Mauer war unbeworfen; nur die Fugen der unregelmäßigen Steine waren mit Mörtel ausgefüllt, in welchen kleine

Stücke eines braunrothen Thonschiefers eingekeilt werden. Sind die Mauern beworfen, so werden, wie man mir sagt, ebenfalls solche kleine Thonschieferbrocken in dieselbe dicht neben einander eingedrückt, welches zu ihrer Dauer nicht wenig beiträgt.

Eine kleine Treppe führt ausserhalb des Hauses zum ersten Stock. Auf diesem liegt die Wohnstube immer gegen Mittag mit einer Reihe von fünf bis sechs Fenstern, welche die ganze Länge der Stube einnehmen, nur durch die zum Tragen der oberen Mauer nöthigen Pfosten getrennt. Dicht an der Stube gegen Norden ist die Küche; den übrigen Raum nehmen einige Kammern ein. Auf dem zweiten Stock ist zuweilen noch eine Stube über der unteren, meist aber nur Kammern für Kinder, Gesinde und Fruchtvorräthe.

Der Stall liegt auf der Morgenseite des Hauses, entweder mit dem Hause verbunden, oder doch nahe dabei. Die Mist- und Jauch-

Gruben kommen immer gegen Norden. Weinkeller und Obstmühle sind meist unter demselben Dache, mit möglichster Ersparung des Raums angelegt.

Sowohl Stallung als Wohnhaus sind immer mit steilen Ziegeldächern bedeckt.

Die Süd- und Westseite des Hauses umgiebt ein fleißig gearbeiteter Garten, in dem feinere Obstbäume und frühe Traubensorten als Spaliere gezogen werden, unter dem Schutz des weit vorspringenden Daches. Auf der östlichen und nördlichen Seite stoßen Wiesen dicht an das Haus. Außer dem unentbehrlichen Raum für die sehr schmalen Zugänge ist kein Fuß breit unbebauetes Land um das Haus herum. Geräumige Plätze vor den Stallungen sind nicht nöthig, weil wenig Zugvieh gehalten wird; die Wagenschuppen fehlen ganz. Alles Heu und die Feldfrüchte werden auf dem Kopf nach Hause getragen.

In Gegenden, wo der Landmann nur Ackerbau und Viehzucht allein treibt, nicht

Weinbau zugleich, sind die Wohnungen in größerem Stil gebauet.

Ein solches Haus besahen wir in Affoltern, einem Dorfe zwei kleine Stunden von Zürch, jenseits des Hönyger Bergs. *)

Das Wohnhaus liegt mit Scheure, Stallung und Wagenschuppen mitten in der Besitzung, umschattet von hohen Wallnusbäumen. Diese Bäume sind in der Schweiz auch als Nutzholz sehr beliebt.

Die Wohnung steht allein unter einem grosen steilen Dach, verbunden nur mit dem Stall für einige Pferde und dem Schuppen für das Ackergeräth. Das Dach ist von Ziegeln; auch so bei den Wirthschaftsgebäuden. Die Umfassungsmauern sind von Stein bis unter das

*) Man findet das hier beschriebene Wohnhaus, so wie das vorgedachte in dem helvetischen Revolutionsälmanach für 1801 abgebildet. Aus den dabei mitgetheilten Beschreibungen habe ich zugleich hier meine an Ort und Stelle aufgezeichneten Bemerkungen völlig ergänzt.

Dach; die beiden Giebelseiten von ausgefülltem Fachwerk, bekleidet mit Dielen.

In der innern Einrichtung ist alles geräumiger zum Gebrauch einer größeren Familie. Auf dem Erdgeschoß liegen die große Wohnstube und Küche mit wenigen Kammern für den Besitzer und seine Kinder. Eine Treppe höher sind wieder Kammern für das Gesinde. Der übrige Raum dient zur Aufbewahrung der Feldfrüchte.

Das Stallgebäude steht der Wohnung gegenüber, ganz von Holz gebauet. Zwischen einzelnen starken Pfosten sind Dielen eingeschoben, welche die Umfassungs- und Scheidewände bilden. In der Mitte des Gebäudes geht queer durch eine breite Futtertenne. Zu beiden Seiten derselben liegen die Ochsen- und Kuhställe; neben diesen, von beiden Giebelwänden, zwei Wagenschuppen. Diese Eintheilung hindert das Eindringen der Kälte, indem man zugleich den Raum möglichst benutzt.

So weit ich aus diesen gelegentlichen Unterredungen mit verschiedenen Landleuten urtheilen kann, sind es verständige, gutmüthige Menschen. Sie scheinen mir alles, was zu ihrem Erwerb gehört, mit Ueberlegung zu studieren, und ich glaube, man kann mit Recht sagen, sie verstehen sich sehr gut auf ihren Vortheil. Dabei bemerke ich große Sparsamkeit; eine entschiedene Fertigkeit, sich ihre Bedürfnisse größtentheils selbst zu verschaffen. Ohne Zweifel leben sie gut, weil ihre Erzeugnisse ihnen gute Lebensmittel verschaffen; aber ich glaube, daß sich wenig fremdes Wohlleben bei ihnen findet. Vielleicht macht die Nähe der Stadt eine Ausnahme. Sie haben hier reichliche Erwerbzweige, die höher hinauf ganz oder größtentheils wegfallen; die Fabrikation von Seide und Baumwolle, die in den meisten Häusern so viele Weiber und Kinder beschäftigt. Dergleichen außerordentliche Zuflüße, die man dem Städter verdankt, pflegen dann auch den Geschmack am Verbrauch seiner Handelswaaren zu verbreiten.

Sie fragen mich, ob ich bei dem Landmann in dem Schoos der Schweiz einen regeren Sinn für die Naturschönheiten finde, deren Beschreibung das Land fast vor andern bekannt macht? Soll ich aufrichtig antworten, so muß ich verneinen. Die Masse der Einwohner von Zürch und der umliegenden Gegend scheint mir bei dem Anblick der Alpenkette, selbst bei dem des herrlichen Sees mit seinen reizenden Ufern, nicht mehr und nicht weniger zu fühlen, als unsere Kopenhagener bei dem Anschauen des Meeres von der Zollbude, oder bei der schönen Aussicht von dem Friedrichsberger Hügel, oder auf den lieblichen Wegen im Thiergarten und in den Gehölzen um Friedrichsburg und Friedensburg. Möglich, daß das Gefühl etwas lebhafter ist in Gegenden, die vor anderen besonders ausgezeichnete Gegenstände in der Nähe haben. Aber wie viel mögen die Nachfragen, die Besuche, die Freigebigkeit der Reisenden beigetragen haben, den Sinn für diese Naturschätze zu schärfen? Ich gestehe Ihnen, ich erwarte nach meinen bisherigen Erfahrungen

keine erhebliche Verschiedenheit. Spräche man mir auch in diesen Gegenden mit größerer Lebhaftigkeit über jene weltberühmte Phänomene, so wäre ich immer noch geneigt, mir dies Interesse mehr zu erklären aus der Beziehung auf die Lebensweise, auf die Haushaltung der Einwohner, als aus dem Sinn für Beobachtung der Natur. Dieser Sinn, lieber Münter, glauben Sie es mir, ist nur wenigen, von der Natur vor anderen begünstigten Menschen eigen. Seine Entwicklung setzt einen Grad der Bildung voraus, eine Entfernung von körperlichen Arbeiten zur Erwerbung des Unterhalts, die bei der Lage der bürgerlichen Gesellschaft unmöglich eine gewisse Allgemeinheit erreichen können. Umgekehrt bin ich überzeugt, daß, selbst in den gebildeten Ständen, viele Menschen diesen Sinn nur affectiren. Mich dünkt, die Beschreibungen mancher Reisenden beweisen das deutlich genug. Entweder sind sie so übertrieben, daß man ihnen den Zwang gleich ansieht; oder sie verrathen durch ihren ganzen Ton, daß sie nur anderen, der Mo-

de zu Liebe, nachgehallet wurden, ohne eigene Beobachtung.

Indeß glaube ich, bei den gebildeten Ständen in der Schweiz jenen Sinn häufiger zu finden, als in anderen Ländern. Dieß ist, dünkt mich, natürliche Folge der ausgezeichneten Beschaffenheit des Landes. Ein Mensch von einer gewissen Bildung kann unmöglich mit den großen und mannigfaltigen Naturscenen täglich umgehen, ohne daß sein Gefühl stärker erregt werde. Rechnen Sie dazu die Mittheilung gegen andere, die sehr häufigen Unterredungen mit Fremden, die alle vorzüglich nach der Schweiz kommen, um sich mit jenen Naturscenen bekannt zu machen.

Aus eben dieser Ursache leite ich die Richtung des Kunstgeschmacks der Schweizer. Nach Zürch zu urtheilen, muß das Land verhältnißmäßig viele bildende Künstler haben und viele Liebhaber der Kunst. Die meisten Künstler sind Landschaftsmahler. Wie

wäre es auch möglich, bei Kunsttalent überhaupt, diese Aussichten vor sich zu haben, ohne sie bildlich darzustellen.

Diesen Schwung nahm auch Gesners ausgezeichnetes Genie. Seine Wittwe hat mich darüber ungemein interessant unterhalten. Er hatte in seinen Compositionen einen ganz originellen, außerordentlich reichen Geschmack. Sein Geist blieb sich bis auf den letzten Augenblick vollkommen gleich. Ich sah in seinem Zimmer noch acht oder neun seiner letzten Landschaftsgemählde; alle Composition. An dem letzten arbeitete er noch vierzehn Tage vor seinem Ende; es ist nicht ganz vollendet. In diesem Zimmer sah ich auch sein sehr ähnliches Gemählde von Graff, und seine Büste von dem Luzerner Bildhauer Christon.

Gesner hinterläßt zwei Söhne. Der eine ist ein sehr unterrichteter Buchhändler; ein Mann von vielen Kenntnissen und Geschmack.

Der andere ist ein vorzüglicher Mahler, besonders in Schlachten. Ich sah zwei vortreffliche Pferdestücke von ihm. Persönlich lernte ich ihn nicht kennen; er war in London. Bisher sind seine meisten Arbeiten nach Rußland und Wien gegangen.

Zürch besitzt noch an Ludwig Heß und H. Lips zwei ganz vorzügliche Künstler, von denen wir trefliche Gemählde in verschiedenen Gattungen haben. Mehrere Privatpersonen sammlen einheimische Gemählde und Kupferstiche nicht ohne beträchtlichen Aufwand. Abgüsse von griechischen und römischen Denkmälern sind in dem Antikensaal öffentlich aufgestellt. Auch lassen Sie mich die Füßlische Kunsthandlung unter den Hülfsmitteln für Künstler und Kunstliebhaber nicht vergessen.

Aber was man sehr vermißt bei der Benutzung der mannigfaltigen Anlagen zum Studium der Künste in Zürch, das ist eine eigentli-

che Bildungsanstalt. Nicht einmal die Zeichnungsschule für Handwerker ist bis jetzt zu Stande gekommen, obgleich verständige Patrioten öfterer einen Versuch machten, diesem wahren Bedürfniß abzuhelfen. Fast scheint es, daß Zürch mehr das Aufblühen als die Ausbildung von Künstlern begünstige.

Musikalisch ist man sehr in Zürch. Eine musikalische Gesellschaft versammlete sich sonst jede Woche einmal. Außerdem macht man viel Musik in Privathäusern. Zwar haben die kriegerischen Auftritte jetzt auch diese Freuden verstört, doch ohne den Geschmack an Musik zu vermindern.

Naturalienkabinette giebt es eine ziemliche Anzahl. Mehrere darunter sollen vorzüglich seyn. Ich habe aber keines gesehen; die Kürze der Zeit erlaubte mir es nicht. Bei dem anatomischen Theater wird eine Sammlung kranker Knochen aufbewahrt, die sehr interessant seyn soll.

Von gelehrten Gesellschaften hat man mir die physikalische genannt. Sie besitzt ein Naturalienkabinet, vorzüglich von Schweizer Mineralien, einen botanischen und ökonomischen Garten, eine mathematische Instrumenten-Sammlung, und auf dem Karlsthurme eine Sternwarte mit ziemlich guten Instrumenten versehen.

Die Bibliothek bei der Wasserkirche hat schätzbare Sachen, besonders eine Sammlung alter Drücke, die gegen 10000 Stücke enthält. Sie hat auch einen reichen Vorrath von Schriften zur vaterländischen Geschichte. Man schätzt die Anzahl der Bände auf 60000. Mit der Bibliothek ist auch ein Münzcabinet verbunden. Die Chorherrn-Bibliothek soll wichtige Handschriften besitzen.

Unter den Buchhändlern nicht bloß in Zürch, sondern in ganz Europa behauptet unser Freund Füsli gewiß eine vorzügliche Stelle. Sie kennen seine mannigfal-

tigen Einsichten, seine ausgebreitete Kenntniß der Litteratur; Sie erinnern sich auch, mit welchem Scharfsinn und welcher attischen Urbanität er bei dem freundschaftlichsten Herzen seine Unterredung zu würzen weiß. Sein ältester Sohn theilt nun mit ihm die Sorge für die Aufsicht über den Buchhandel. Er leitet zugleich die große Druckerei, die zu den vorzüglichsten von Deutschland gehört. Diese Buchhandlung, eine von den ältesten und angesehensten, die in Deutschland Geschäfte machen, erwarb sich auch um die Litteratur jederzeit große Verdienste durch große und kostbare Unternehmungen. Die neue, schöne Ausgabe der Uebersetzung von Shakespear zeigt, daß dieser Geist selbst dem jetzigen Drang der Zeiten noch nicht untergelegen hat.

Füsli ist zugleich ein feiner Kenner, und ein warmer Freund der Kunst. Er besitzt selbst reiche Sammlungen von helvetischen Landcharten und dahin gehörigen Zeichnungen, und ein

ne vortreffliche Sammlung von Zürcher Künstlern. Auch hat er eine Anzahl vorzüglicher Gemählde, alle von Zürcher Meistern. Besonders zogen mich einige große Landschaftsstücke an. Sie stellen die Furca dar; zwei Aussichten vom Waldstädter-See; den Reichenbach bei Meyringen; den Rheinfall bei Schafhausen von vorne. Füsli machte mich bei dem letzteren aufmerksam auf die verschiedene Manier der Künstler. Die neueren mahlen den Rheinfall nahe bei; die älteren in weiterer Entfernung. Jede Darstellung hat ihre eigenthümlichen Schönheiten.

Eine sehr interessante Bekanntschaft habe ich an Dr. Usteri gemacht, einem Manne gleich schätzbar durch seine Talente und durch seinen Charakter. Er ist von Zürch in den Senat gewählt. Ich sah bei ihm eine starke Sammlung zur französischen Revolutionsgeschichte gleich von ihrem Anfang an. Es sind zum Theil seltene Stücke darunter, viele aus Montesquiou's Sammlung, die in der

Schweiz veräußert ward. Er hat einen vollständigen Catalogum darüber. Auch Kupferstiche zur Revolutionsgeschichte hat er gesammlet. Es sind viele Carricaturen darunter gut gemacht, aber schlüpfrig. Sonderbar genug, daß die Franzosen, selbst in ihrem Elend, noch genug von ihrem leichten Sinn übrig behalten, um ihre Urtheile auf die Weise auszudrücken.

Daß ich Lavater wieder gesehen habe, erwarten Sie gewiß. Auch den Gegenstand unserer Unterredung errathen Sie leicht. Ich bleibe meinem Urtheil über den merkwürdigen Mann noch immer getreu. Was auch die Vernunft gegen seine Schwächen einwendet, so ist es nicht möglich seine Vorzüge zu verkennen, wenn man mit ihm redet. Bei seinem entschiedenen Scharfsinn, der ihn oft tiefe, wahrhaft unerwartete Blicke in das menschliche Herz thun läßt, besitzt er eine Gutmüthigkeit, die, wie mich dünkt, Unbefangene für ihn einnehmen muß. Man kann seine Schwär-

mereien verwerfen, wenn Sie wollen, sogar im Lesen darüber spotten, aber ich begreife nicht, wie jemand ihm böse Absichten beimessen, ihn als Menschen hart beurtheilen kann. Ich glaube nicht, daß ich partheiisch für ihn bin. Mehrere Männer, deren Urtheil von dem größten Gewicht ist, dachten eben so über ihn; ich meine auch unser verewigter Bernstorf. Niemand kann unzufriedener seyn als ich mit seinem Bemahlen der Wände, mit der Beschreibung seiner Reise nach Kopenhagen, die jene bekannte, scharfe Parodie veranlaßte. Dennoch erinnere ich mich mit überwiegendem Interesse seiner vielen verständigen, anziehenden Unterredungen in Kopenhagen, der Herzlichkeit, womit er jedes Verdienst erkannte. Wie innig schätzte er nicht unsern guten Vater, so wenig auch ihre Ansicht der Religion dieselbe war.

Auch jetzt erwachte bei dem ersten Wiedersehen sogleich meine Vorliebe wieder. Den Blick geheftet auf sein ehrwürdiges, aus-

druckvolles Gesicht, war das Andenken an seine Schwächen, seit dem er Kopenhagen verlaßen hatte, ganz verschwunden. Er zog mein Herz an, wie sonst; ich mögte sagen, mehr noch durch den Schwung, den unsere Unterredung nahm. Wenn ich auch nachher bei ruhiger Ueberlegung seine Meinungen verwerfe, so wird es mir doch schwer, ihm in dem Augenblick nicht beizufallen, wo ich ihn mit solcher Fülle des Herzens sie vortragen höre. Oft habe ich mir, gleich andern schwachen Sterblichen, den Glauben meiner frommen Mutter gewünscht, wenn sie andächtig in Lange's Predigten ihr schönes Auge empor schlug, gleichsam um der Gottheit zu versichern, daß sie jeden Buchstaben glaube. So auch bin ich halb geneigt, alle Visionen Lavaters anzunehmen, wenn ich sehe, wie fest er davon überzeugt ist, wie viel diese Ueberzeugung zu seiner Ruhe und Heiterkeit beiträgt.

Sie hätten ihm nur zuhören sollen, wie er von der Offenbarung sprach, um mich, den Gebeugten, zu trösten. „Mein Glaube ist „so fest," sagte er, „daß mich nichts, nichts „irre macht. Darum findet er alles in der „Bibel."

Nun bewieß er mir, daß Seelen, die sich hier recht anschließen, einander auch dort zu ihrer Vollendung bedürfen. In diesem Sinn sage Paulus: „sie werden nicht oh„ne uns vollendet werden."

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, mein geliebter Bruder, wie einleuchtend mir diese Idee damals schien, wie wohlthätig sie mir nachher ward. Mögen immerhin unsere star=ken Geister mich krank und schwach schelten. Mir ist die Hoffnung dieses Wiedersehens so theuer, daß ich stets fest daran hangen werde. Warum sollen wir nicht uns der Aussicht freu=en, daß unsere Abgeschiedenen während der Trennung sich vervollkommnen, uns Zurückge=

lassenen hier vielleicht schon als Schutzgeister umschweben, und uns dort bei dem Wiedersehen die Hand reichen, um uns der Entwickelung schneller zuzuführen?

XLVI.

Schwyz, den 29. Mai 1798.

Allerdings, liebe Friederike, ist Zürch der rechte Ort, sich zu einer Reise in die innere Schweiz vorzubereiten, zumal zu einer grossen Reise. Man findet vielleicht in keiner Stadt so viele litterarische Hülfsmittel, so gute Gelegenheit, Verbindungen anzuknüpfen, nach allen Theilen der Schweiz. Selbst in der Nähe von Zürch kann man kleine Reisen machen, die einen Vorschmack fast von allen verschiedenen Gegenden geben. Solche Vorkenntnisse erleichtern erstaunend die schnelle Uebersicht, um die es vorzüglich dem zu thun ist, dem nur eine sehr beschränkte Zeit zu Gebot steht. Auch giebt es in Zürch Cicerone, welche die ganze Schweiz durchwandert haben, zu Fuß und in Wagen, mit allen Klassen von Reisenden. Ein solcher Wegweiser ist nicht

bloß

blos nützlich, um die Merkwürdigkeiten der Natur zum Theil auch der Kunst kennen zu lernen, welche Fremde gewöhnlich zu besehen pflegen. Sie helfen Ihnen auch sehr bei dem Umgange mit den Einwohnern, erleichtern die Kenntniß der häuslichen Einrichtungen, der Sitten, der Lebensweise, die sogar Fußgänger meistens nur unvollkommen erlangen, wenn sie allein oder mit eigenen Bedienten reisen. Diese Bemerkungen, die mir unser Füsli machte, finde ich schon durch die Erfahrung eines Tages so sehr bestätigt, daß auch ich meinen Freunden, die nach der Schweiz reisen, rathen werde, sich einen solchen Wegweiser mitzunehmen. Der meinige gehört zu den berühmten seiner Klasse. Sie müssen ihn kennen; er heißt Pfister. Er hat den Doctor Ebel auf seinen langen Wanderungen begleitet, welchem wir so schätzbare Schriften über die Schweiz verdanken.

Größtentheils will ich, wie Sie wissen, meine Reise zu Fuß machen: indeß werde ich

doch, um Zeit zu gewinnen, fahren, wo ich keine ausgezeichnete Aussicht darüber versäume. Auf Füsli's Rath habe ich daher von Zürch vorerst einen Kutscher mitgenommen. Mein Wägli, mit einem tüchtigen Pferd bespannt, hat gerade Raum genug für mich und Pfister, und meinen Mantelsack. Uebrigens ist das Aeußere des Aufzugs sehr bescheiden. Sie wissen schon, daß die Zürcher Wägli keine Kopenhagener Cabriolets sind. Das meinige wenigstens gleicht den Harz-Karriolen, deren Anblick mir immer noch die Unbequemlichkeiten zurückruft, die ich darinn ausstand. Bei den ersten Unterhandlungen über den Miethpreis, glaubte ich durch die mäßige Beschaffenheit des Fuhrwerks bessere Bedingungen zu erhalten. Aber vergebens. Ich kann Ihnen nicht helfen; schon nach dieser ersten kleinen Probe stimme ich in Bruns Klagen über die Forderungen der Schweizer Kutscher. Der gänzliche Mangel von Extraposten giebt Sie ganz in die Gewalt dieser Menschen. Sie müssen nicht allein doppelt so viel zahlen,

als selbst in dem theuersten Lande für Extrapost ; *) sondern Sie verlieren auch eben so viel an Zeit, weil der Kutscher immer dieselben Pferde behält. Acht Schweizer Stunden im Durchschnitt, das ist, höchstens sechs deutsche Meilen, soll das weiteste Ziel seyn, was man mit allen Geldaufopferungen erreichen kann. Das ist unerträglich auf fahrbaren Wegen. Und wenn man eigene Wagen hat, soll es noch schlimmer seyn. Entweder läuft man Gefahr, überall keine Vorspannpferde zu finden, oder die Kutscher lassen sich noch höhere Preise bezahlen, weil sie die Hoffnung der Rückfracht verlieren.

Ich war schon mit meinen Vorbereitungen fertig, als mir ein Hinderniß aufstieß, was man bisher in der Schweiz nicht gekannt hat. Die französischen Machthaber in der Schweiz haben für gut gefunden eben ehegestern ein

*) Die Errichtung ordentlicher Extraposten wird mit zu den guten Veranstaltungen der neuen helvetischen Regierung gehören.

Plakat zu erlassen, das jedem Schweizer oder Fremden, der in der Schweiz von einem Canton in einen andern reisen will, gebietet, einen Paß zu nehmen, den die französische Militair-Behörde visiren muß. Nebenbei wirft sich in dem nämlichen Plakat der Regierungs-Commissair Rapinat noch zum Schiedsrichter über Journale und Druckschriften insgemein auf, und der allzeit fertige militairische Arm unterläßt nicht, die Gelobung auch dieses Befehls einzuschärfen. Sie mögen glauben, was ich im Nahmen der Schweizer bei dieser neuen Unterdrückung fühle, die ganz in dem Sinn der Behandlung eines eroberten Landes ist. Indeß mußte ich mit das erste Beispiel des Gehorsams geben. Ich war doppelt dabei interessirt, mich auf meiner Reise keinen Unannehmlichkeiten wegen mangelnder Pässe auszusetzen.

Auf allen Fall hatte ich mich in Rastadt mit einem Paß von der französischen Gesandtschaft versehen wollen. Die Beamten der

Mutter-Republik würden, dachte ich, der jungen Tochter sicherlich imponiren. Allein man antwortete, die französische Gesandtschaft könne nur Pässe ertheilen nach Frankreich oder an Franzosen. Also mußte ich mich begnügen mit meinem allgemeinen Paß von Kopenhagen. Bisher war ich auch nicht in dem Fall gewesen, eines andern zu bedürfen; niemand hatte mich nach einem Paß gefragt. Jetzt aber schien es mir nothwendig einen helvetischen Paß zu nehmen. Ich meldete mich deswegen bei dem Beamten in Zürch. Sie wiesen mich bei den besten Willen ab, weil sie von der Regierung keine Befehle hatten, Pässe auszustellen. Nun wandte ich mich an den Obergeneral Schauenburg. Der Bürger-General antwortete mir sehr höflich, er solle zwar, wie er so eben erfahre, Pässe visiren lassen, aber er könne Fremden keine Pässe ertheilen.

Ich bat ihn darauf, meinen Kopenhagener Paß zu visiren, nachdem ich ihm den Inhalt übersetzt hatte. Auch dieß lehnte er ab.

Er sagte, ich sey offenbar nicht in dem Fall des Gesetzes begriffen, und er würde sich schämen, da ich einstweilen zufällig unter sein Commando gerathen wäre, mich einige unnöthige Beschwerden fühlen zu lassen.

„Aber, mein General, wie soll ich mir denn helfen? Sie und der französische Regierungscommissair befehlen, jeder Fremde, der von einem Canton in den andern reisen will, soll einen helvetischen von dem französischen Militair visirten Paß haben. Ich begehre einen helvetischen Paß; man kann mir keinen geben. Ich ersuche Sie, meinen allgemeinen Paß zu visiren: Sie fanden es nicht nöthig. Also bin ich nun in Zürch eingeschlossen. Nicht vier Stunden weit darf ich reisen: denn an der Grenze eines andern Cantons laufe ich Gefahr, angehalten zu werden. Dieser Verlegenheit kann ich mich doch nicht aussetzen. Wenn ich auch das Land der Pässe verlassen wollte, so darf ich es nicht. Ich kann ja eben so wenig einen Paß bekommen, um aus der Schweiz zu reisen.“

Er wußte mir keinen andern Rath zu geben, als den, auf die Conduite der französischen Offiziere zu rechnen. „Sie können mir „glauben, wir sind übel genug daran mit diesen Civilcommissairs. Sie befehlen vom Cabinet aus, und haben keine Idee von der „Ausführung. Der Advocatengeist beseelt die „ganze Hierarchie, von dem Director ab bis „auf den rohen Schreiberjungen. Formalitäten, Chikanen, Schreibereien ohne Maas und „Zahl sind ihr tägliches Brod. Ich mag von „anderen Gegenständen nicht einmal reden, die „einem braven Kriegsmann das Herz zerreissen „müssen. Wie gesagt! bedauern Sie uns — „aber trauen Sie dem französischen Militair.“

Wirklich habe ich bisher nicht anders Ursache. Von den Offizieren, die ich in Zürch kennen lernte, hatten zwar nicht viele den Ton, den ich nach der ehemaligen Organisation der Armeen erwartete, aber sie hatten dennoch fast alle eine gewisse Bildung. Die Verbindlichkeit

im Umgange, die den Franzosen so natürlich ist, war bei ihnen nicht durch die Unart der Revolutionaire unterdrückt. Man sah es ihnen bald an, daß sie gewohnt waren, mit Menschen von allen Klassen in fremden Ländern umzugehen. Einige Uebertreibungen abgerechnet, war ihre Unterhaltung sehr angenehm. Dabei giebt ihnen das Andenken an ihre Thaten ein Interesse, dem niemand widerstehen kann, wes Glaubens er auch sey. Meistens haben sie bei der italienischen Armee gedient; viele sind während der Revolution auf allen Szenen des Kriegstheaters gereift. Ihre Beschreibungen tragen das Gepräge der Wahrhaftigkeit. Sie zeugen von dem Muth, der jede Uebertreibung verachtet. Noch gestern bestätigte mir einer, was so viele graue Krieger versicherten, man fürchte sich immer das erste mal, wenn es in das Feuer gehe. Aber man kömmt hinein, ohne zu wissen wie. Betäubung, vorzüglich durch Pulverdampf, erstickt das Widerstreben der Natur gegen eine Art des Mordens, wo man seinen Feind nicht sieht.

Ueberhaupt scheinen mir die meisten über ihre Kriegsthaten die Menschlichkeit nicht zu vergessen. Sie verhelen es nicht, daß ihnen der Krieg gegen die Schweiz sehr mißfällt. Möglich, daß sich eine Art Unwillen darein mischt, daß die italienische Armee gegen eine Handvoll Aelpler die Waffen führen muß. Aber hauptsächlich ist es doch Gefühl des Unrechts der Regierung, des Bedauerns der braven, unterdrückten Nation. Daher halten Sie um so mehr gute Kriegszucht. Man hat mir auffallende Züge erzählt, daß sie thun, was sie können, den Einwohnern ihr Elend zu erleichtern. Selbst die Soldaten theilen mehr oder weniger diese Gesinnung. Einzelne Ausschweifungen sind freilich unvermeidlich, besonders auf beständigen Märschen. Indeß kann man nicht sagen, daß das französische Militair die Hauptursache des Drucks sey, unter dem die Einwohner schon laut seufzen.

Die eigentlichen Peiniger des Volks sind die Beamten der Armee, die Commissairs der Re-

gierung mit ihrem unzählbaren Anhange. Diese Menschen, gewählt von oben ab von einer durchaus verdorbenen Regierung, und würdig dieser Wahl, haben ihre Augen unabläßig gerichtet auf die möglichsten Erpressungen für die Regierung, wie für sich selbst. Sie nehmen immer weit mehr, als sie nehmen sollten, nach ihren eigenen Ausschreibungen. Auch lassen sie gern andern nehmen, wenn sie nur ihren Theil bekommen. Sie können sicher seyn, wo irgend ein habsüchtiger Offizier Klagen erregt, da spielt ein Untercommissair unter der Decke. Und dabei beobachten sie in den Formen nicht die mindeste Schonung. Es ist als wollten sie ihren Verdruß über diese niedrigen Mittel des Erwerbs, auch noch die Schlachtopfer selbst empfinden lassen. Sie und ihre Helfershelfer weisen Vorstellungen und Bitten mit Härte, mit Uebermuth, mit Hohn zurück. Selbst die Sprache giebt ihnen in der so genannten deutschen Schweiz einen Anlos mehr zu Mißhandlungen.

Sie kennen die Freiheitsliebe, die Eigenmächtigkeit des Schweizer-Bauern: Sie können sich vorstellen, wie er mit dieser neuen Freiheit zufrieden ist. Zu dem ziemlich allgemein herrschenden Mißvergnügen über den gänzlichen Umsturz der Verfassung der Vorfahren, kommen nun die mannigfaltigen Klagen über die Art, wie die neue Organisation des Staats eingeführt und vollzogen wird. Dem Landmann würde schon die bloße Gegenwart des fremden Militairs unerträglich seyn, das doch auch er mehr oder minder mit Aufopferungen unterhalten muß. Aber nun vollends der gebieterische Ton dieser Gäste, die Befehle in einer meistens fremden Sprache, die ganz ungewohnten Einschränkungen der persönlichen Freiheit, die Behandlung als erobertes Land, welche selbst dem gemeinen Mann auffällt! Wahrlich die neue helvetische eine und unzertrennliche Republik, müßte der großen Mehrheit der Bewohner eines jeden Cantons überwiegende, gleich in die Augen fallende Vortheile bringen, wenn sie viele Stimmen

für sich haben sollte. Ich wundere mich daher gar nicht, daß ich bis jetzt fast nur Seufzen oder Murren über die jetzige Lage gehört habe, wo man sich auch keine Klagen erlaubte. Der einzige Trost, den alle Verständige dabei zu geben wissen, ist die Hoffnung, daß dieser Zustand nur vorübergehend, wahrscheinlich bald vorübergehend seyn werde.

Mit diesen Ideen trat ich heute morgen meine Reise durch die kleinen Cantone nach Luzern an. Sie werden mir es leicht glauben, daß meine innige Theilnehmung für das Schicksal der armen Schweiz, durch die Erfahrungen dieser Tagereise, noch mehr erhöhet ist.

Auf Füsli's Rath entschloß ich mich, den Weg über Einsiedlen und den Waldstädter-See zu nehmen. Er ist zwar viel weiter, als der gewöhnliche längs der Reiß über St. Wolfgang und Roth, der nur fünf Meilen beträgt, aber er ist auch weit interessanter und giebt ei-

nen Vorschmack von den eigenthümlichsten Gegenden der Schweiz. Daran liegt mir um desto mehr, da ich überhaupt nur drei Wochen in der Schweiz zubringen kann. Und doch mögte ich gern in dieser kurzen Zeit das merkwürdigste jeder Art sehen, und die Stimmung der Menschen in den wichtigsten Cantonen kennen lernen.

Von Zürch bis Einsiedlen sind sieben starke Stunden. Der Weg ist bis Schnideleggi ziemlich gut. Man hat sechs Stunden bis dahin, oder etwa vier deutsche Meilen.

Sie verlassen die Straße nach Baden, die aus dem Sohl-Thor führt, links vor der gedeckten Brücke. Nachher bleibt der See immer zur Linken bis Bukken, drei starke Stunden. Beide Ufer des Sees bilden schöne Amphitheater. Die mäßig steigenden Berge sind mit Landhäusern wie besäet; in der Region über diese mit Sennhütten, Rousseau's Chalets. Ueberdieß liegen an beiden

Seiten des See's viele Dörfer. *) Alle Schweizer Dörfer nehmen eine große Strecke ein. Viele Wohnungen liegen an beiden Enden noch weit hinaus. Indeß werden sie alle mit unter dem Nahmen des Dorfs begriffen, den es gewöhnlich von der Kirche erhält.

Der Weg an der linken Seite ist des Morgens noch schöner, als der an der rechten, weil diese dann von der Sonne so schön gemahlt wird. Hätte ich es gewagt, mich dem Wasser anzuvertrauen, so wäre ich auf dem See nach Rapperschwil gefahren, und von dort über St. Meinrad nach Einsiedlen gegangen. Aber die See-Fahrten lassen sich nie

*) An der rechten Seite des Sees von Zürch ab Engi 1/4 St., Wallishof 1 St., Ruschikon 1 1/2 St., Thalwyl 2 1/2 St., Oberried 3 St. nahe bei Bucken; an der Linken sieht man Rieschach 3/4 St., Frügaß 1 St., Kolpach, Zollicken, Küßnach alle nahe bei einander, Erlibach 1 1/2 St., Herlibery 2 St., Unterweiler und Oberweiler 2 1/2 St., Oettiken 2 3/4 St., Mannidorf 3 Stunden, Bucken gegen über.

nach Stunden berechnen. Auch hätte ich dann nicht die Schlachtfelder vor Einsiedlen gesehen, die mir zumal in diesem Zeitpunkt über alles interessant waren.

Zur rechten meines Weges hatte ich immer die Bergseiten, die den Fuß des Uetli, des Albis und Scheitelbergs ausmachen. Der letztere ist unter diesen Bergen der höchste. Sonst hängen sie alle an einander, und machen gleichsam eine Bergreihe, aber eine unordentliche. Es sind alles Sandberge, keine Kalkberge. Die Berge sind theils Weiden, theils mit Holz bewachsen, theils Kornfelder. Hie und da stehen viele Obstbäume. Herunterwärts nach dem See zu sind an beiden Seiten Weinberge. Auch die Landstraße ist zu beiden Seiten mit Obstbäumen besetzt. Zwischen den Bergen sieht man oft in Oeffnungen Stücke des Sihlwaldes. Der Wald geht den hinter den Bergen parallel laufenden Höhen hinan. Er schließt

das schmale Sihlthal ein, in welchem die Sihl nach Zürch zufließt. Diese Ausschnitte machen die Gegend noch romantischer. Gegen über liegen die Zürcher Berge. Auf der höchsten Spitze derselben, der Pfannenstiel genannt, steht ein Wachhaus.

Die Landstraße windet sich immer über kleine Hügel auf und ab. So zeigt sich der See stets unter verschiedenen Gesichtspunkten. Dagegen sieht man vor sich nur auf den Abhang anliegender Berge, die theils mit Holz bedeckt sind, theils zu Weiden dienen. Rückwärts haben Sie immer eine schöne Aussicht auf die Stadt Zürch in der Bucht des Sees und die Berge, die sich hinter ihr erheben. Am vortheilhaftesten zeigt sich die Stadt von der Höhe von Rüschlikon. Hier übersehen Sie auch in einem halben Zirkelbogen die Berge von Regensberg her und in der Ferne die Gipfel der vorderösterreichischen Berge.

Bucken ist ein einzelnes Wirthshaus auf einem Hügel, mit einem Bade. Es gehört zu dem Dorf Horgen, wohin es eingepfarrt ist, unten am See in gleicher Linie. Ein Zürcher bauete es vor ungefähr hundert Jahren als Landhaus. Es ist in der Gegend bekannt wegen eines großen Saals, worin die dreizehn Cantons abgebildet sind, durch eben so viele an der Gipsdecke aufgehobene Hände. Die Unterschrift: si constans fides aeterna libertas erinnert an die vergangene Zeit eben so lebhaft, als sie das jetzige Schicksal der Schweiz richtig erklärt. Selbst den Franzosen wäre die Schweiz unbezwinglich gewesen — eine vierfache Vendée — wenn die Cantons mit alter Treue einander geholfen hätten, wenn sie alle so wie die kleinen Cantone gefochten hätten.

Ich brachte in Bucken die Zeit, die mein Kutscher zum Füttern brauchte, sehr nützlich zu. Der Wirth unterhielt mich mit

vieler Einsicht über seine Oekonomie. Er hatte mit seinen beiden Brüdern das Gut ziemlich wüste angenommen. Aber sie verbesserten es in kurzer Zeit zusehends. Sie hatten viele Fruchtbäume gepflanzt, Weinberge angelegt, für häufigeren Dünger gesorgt. Die Felder waren sehr fleißig bearbeitet: Gebäude, Vieh und Geräthe fand ich vortrefflich unterhalten. Sie hatten, wie gute Wirthe auch bei uns, nur wenige Pferde. Meistens pflügten sie mit Ochsen. Das Zugvieh stand im Stall, mit den Schwänzen gegen einander gekehrt. Zwei Wasserrinnen giengen neben einander, sie wurden an beiden Seiten ausgeschöpft. Diese Einrichtung ist gerade die umgekehrte gegen Holstein. Ich muß Ihnen aber gestehen, ich gebe der Holsteinischen den Vorzug. Es scheint mir an sich reinlicher, das Vieh mit den Köpfen gegen einander zu stellen, den Futtergang in der Mitte. Wohl möglich indeß, daß die Schweizer ihr Vieh, auch bei einem unbequemeren Lokal, reinlicher be-

handeln. Wenigstens striegelt man wohl nicht leicht in Holstein die Kühe; und es läßt sich doch gut begreifen, daß Reinlichkeit zur Menge der Milch, ein untrügliches Zeichen des Wohlbefindens, sehr viel beitrage.

Alle Arbeiter waren schon beschäftigt mit Heumachen. Man sagte mir, sie hätten gewöhnlich ihr Heu bis Mitte Juni geschnitten. Nachher werden die Wiesen noch beweidet oder öfterer gemähet. Man schneidet das Heu Morgens, vor Aufgang der Sonne, etwa von 3 bis 10 Uhr. Dann ist es weich; die Arbeit geht schneller und leichter von statten. Abends, wenn es von der Sonne getrocknet ist, wird es gewandt zu kleinen Haufen. Wenn es recht trocken ist, wird es schon am folgenden Tage eingefahren. Man setzt es vielfältig in Schober, die wie Kornschober aussehen. Sie haben in der Mitte einen Schornstein von Brettern, um die Luft durchziehen zu machen. Die Sense ist wie die unsrige; aber in

der Schweiz braucht man sie auch, um Korn zu schneiden.

Die Aussicht bei Bucken, wo man den Berg hinauf kömmt, ist gar trefflich. Sie überschauen den ganzen Zürcher See von Zürch an bis Stäfa, die Insel Uffnau und Rapperschwyl. Zu beiden Seiten liegt das bergigte Ufer in einem langen Amphitheater vor Ihnen hingestreckt, besäet mit unzähligen einzelnen Häusern, mit Gruppen von Fruchtbäumen und Weinstöcken gleich Kornähren. Die Sonne, so wie sie ihre Stralen verschieden senkt, giebt diesen Gruppen eine unendliche Mannigfaltigkeit von Farben. Hie und da erhöhen waldbedeckte Spitzen der Berge das Colorit. Vor sich und rechts sehen Sie bloß dichte Waldung den Berg hinan, den Sihlwald und den Horger Eckwald; aber in den Wäldern wieder mannigfaltige Schattirungen von Bäumen.

Von Bucken ab zieht sich der Weg mehr rechts. Nur hie und da schimmert der See noch in kleinen Ausschnitten zur Linken durch. Hinterwärts verliert sich das Auge auf unbestimmte Bergumrisse. Eine halbe Stunde von Bucken bei dem Straßenhause fängt der Wadenschwyler Berg an. Sie fahren in einer hohen Gegend eine halbe Stunde Berg auf und ab, doch im Ganzen immer Bergan, bis Schönenberg, ein Dorf zur Rechten, mit einer Kirche. Dann geht es den Richterschwyler Berg hinan, aber immer allmählig, mehr nur über den Rücken des Berges. Hier sehen Sie den Zürcher See zuletzt in einem trefflichen Spiegel, wie zusammengefaßt in einen Fächer, bis zur Rapperschwyler Brücke, eingeschlossen zu beiden Seiten von nahe scheinenden mit Wald bewachsenen Bergen.

Bis Bellen bleibt die Gegend dieselbe, eine halbe Stunde lang. Es geht allmählig etwas herab; man hat keine Aussicht,

als auf die nahe liegenden Bergseiten, die theils mit Holz bewachsen, theils Fruchtland sind. Bellen ist ein einzelnes Haus an der linken Seite. Zur Rechten haben Sie in einer allmählig herabgehenden Tiefe den Hüttener See, der wieder ringsum von hohen Waldbergen umschlossen ist. Hier scheiden sich die Cantone Zürch und Schwyz.

Bald kommen Sie auf dem Schwyzer Gebiet dicht an einer alten Schanze vorbei zur Linken. In dieser Gegend fiel 1712 in dem letzten inneren Kriege ein Treffen vor. Auch jetzt war hier am 30. April das erste Gefecht der kleinen Kantone mit den Franzosen. Die Franzosen kamen auf dem See von Richterschwyl; die Glarner standen vor Wollerau, einem Schwyzer Dorf, am Zürcher See. Anfangs wurden die Franzosen zurückgetrieben bis Richterschwyl. Aber als sie in überlegener Anzahl wieder vorrückten, mußten sich die Schweizer Truppen auf ihre Corps zurückziehen. Die Franzosen benutzten die Unordnung, die daraus entstand, daß die

Anführer der Schweizer schwer verwundet waren: Hauptmann Häuser von Näfels sank zuerst, von zwei tödtlichen Wunden entkräftet, auf das Schlachtfeld nieder. So fand ihn Freßniet. Er hob ihn auf, und rief ihm zu: Courage, Camerade, courage! Hauser antwortete mit schwacher Stimme: je ne manque pas de courage mais de forces. Freßniet nahm sich seiner menschenfreundlich an. Er ließ ihn in Wadenswyl sorgfältig verpflegen, Hauser ward auch von seinen Wunden völlig wiederhergestellt.

An demselben Abend griffen die Franzosen auch von dem Zürcher See her an, bei dem Dorf Imisee, und von Arth her bei dem Flecken Küßnacht. An beiden Orten wurden sie zurückgeschlagen. Aber am frühen Morgen den 1. Mai verließen die Imiseer ihren vortheilhaften Posten auf dem jähen Waldberge Kiemen. Nun kamen die Franzosen mit verstärkter Macht. Sie nahmen das Dorf Imisee. Von dort rückten sie auf der

Hohlen Gasse nach Küßnacht. Sie kennen diesen berühmten Boden, liebe Friederike. Hier war es, wo der erste Schuß für Schweizer Freiheit fiel, wo Tell bei der nach ihm benannten Kapelle den Landvoigt Gesler traf. Das Andenken der Vorfahren trat allgewaltig vor den Nachkommen. Ein Haufe Schwyzer eilte herbei, die Wiege der Freiheit zu retten. Der Anführer der gefürchteten schwarzen Legion der Franzosen fiel durch den Schuß eines Scharfschützen, man sagt auf dem nehmlichen Fleck. Nun war der Kampf bald geendigt. Die Franzosen entflohen über den Kiemen. Von dieser Seite war Küßnacht gesichert; aber von Luzern her kamen die Franzosen mit grössern Haufen. Die Küßnachter konnten von den Schwyzern keine Hülfe erhalten. Sie mußten sich am folgenden Morgen ergeben.

Von der Höhe von Schnidelleggi, eine halbe Stunde von Bellen, genoß ich eines höchst überraschenden Anblicks. Ich hatte meinen Wagen bei Bellen verlassen, um den Weg

über die Berge nach Einsiedlen zu Fuß zu machen. Nachdem ich eine kleine halbe Stunde meistens Bergan gegangen war, öffnete sich mit einemmale die weite Gegend, welche der Schnidelleggi und die benachbarten Bergrücken bisher verdeckt hatten. Die Empfindungen dieses Anblicks kann ich nicht ausdrücken. Ich finde, daß Sie recht haben: man muß die Schweizer Berge selbst sehen. So sehr auch meine Phantasie vorbereitet war, durch so manche Beschreibungen, durch Ihre Schilderungen, so übertraf dennoch der Eindruck meine Erwartung.

Jenseits eines mäßigen, rauchen Bergthals erblickte ich die hohen Schwyzer und Unterwaldener Berge, zum Theil noch mit Schnee bedeckt. Vor wenig Stunden hatte ich die Gestade des Zürcher Sees verlassen, die Gefilde der höchsten Kultur, und jetzt umgeben mich nur grausende Bergmassen. Die Nähe der Berge ließ nichts als ihre schneebedeckten Höhen dem Blick sich entfalten; sie verbarg die

fruchtbareren niederen Regionen. In einer zweiten Linie sah ich hie und da Gipfel der Eisberge durchschimmern; zur Linken den hohen Gentis und die Toggenburger Berge. Ich erkannte freilich die Eisberge an der Perspective von Zürch aus. Aber hier, so viel näher gebracht, von einem höheren Standpunkt betrachtet, erschienen sie in einer weit erhabeneren Gestalt. Die unregelmäßigsten, wunderbar geformten Zacken forderten die Phantasie auf zu Vorstellungen von dem Schlunde, dessen Rand diese Zacken waren. Was man von ihnen sah, war mit einer weissen, bläulichen Kruste umzogen, welche die Sonne mit ihrer ganzen Kraft bestrahlte, ohne sie zu erweichen. Ich rief mir zurück, was ich von den Isländischen Eisbergen wußte. Ungefähr so mußten auch diese aussehen. So weit hinauf gegen den Nordpol und in einem südlichen Lande, wie die Schweiz gleich reiche Werkstätten der Natur, gleiche Kraft der wohlthätigen Sonnenwärme zu widerstehen. Doch nein! nicht ganz gleiche Kraft. Denn die isländischen Gletscher

haben ein noch fürchterlicheres Ansehen. Sie sind grau; ihre Massen ungeheuer; man findet weit seltener Stellen, wo die Sonnenwärme die Hindernisse der todten Natur überwunden, Leben und Vegetation hervorgebracht hat. Können Sie sich der Hofnung überlassen, daß einst — wer weiß, nach welcher Reihe von Jahrhunderten, aber doch einst — die ganze Masse kultivirt seyn werde, brauchbar zum Aufenthalt froher und glücklicher Menschen? Ich kann es nicht. Mir scheint, in der Schöpfung, die wir kennen, müssen Licht und Schatten abwechseln in der physischen Welt, wie in der moralischen. Hienieden können die Menschen nicht vollkommen werden; auch die Natur kann nicht allenthalben lächeln. Es ist etwas in ihrer Anlage, das ich das böse physische Prinzip nennen möchte; nothwendig ohne Zweifel zur Harmonie des Ganzen, um den Menschen durch stufenweise Entwicklung, in höheren Sphären einer vollkommenern Existenz zuzuführen.

Nach einem langen Anschauen dieser Eisberge warf ich das Auge umher, um andere

Gegenstände auszuspähen. Zur Rechten und rückwärts war der Horizont ganz verschlossen, durch die umliegenden Waldlinien an den Spitzen der Berge. Aber zur Linken entdeckte ich in einem Durchschnitt eine Perspective auf den Zürcher See. Jenseits des Sees sah ich noch die unbestimmten Umrisse der Berge, die den See umgeben. Jetzt verlor sich der Blick als in einer Ebene. Sie mögen es sich vorstellen, welche außerordentliche Wirkung dieser Kontrast gerade an dem Fleck hervorbringt.

Von der Höhe geht es den Berg ziemlich steil hinab, bis zu der Brücke über die Sihl. Es ist eine große, bedeckte Brücke. Der Fluß fängt an hier breiter zu werden. Er kömmt aus den Gebirgen, die das Muttenthal einschließen, von Einsiedlen her, seitdem durch die Biber vergrößert, die wieder die Alp aufgenommen hat.

Bei dieser Brücke standen die Schwyzer in der Nacht vom 1. auf den 2. Mai, als

Aloys Reding mit ihnen den Bund schloß, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Diese Nacht ist werth, den kühnsten Thaten der alten Schweizer an der Seite zu stehen. Ich weiß, daß ich Ihnen Thränen ablocke: aber ich kann mir es nicht versagen, zusammen zu fassen, was ich von zuverlässigen Zeugen auf meinem Wege von Bucken aus bis hieher erfahren habe. Möge einst mein Sohn lesen, was ich schreibe, und wenn sein Vaterland in Gefahr ist, thun wie Reding that!

Viertausend Schwyzer hatten ihre Grenzen in einem Umfang von zehn Meilen zu decken, wenigstens gegen 10000 Franzosen. Die Franzosen rückten von allen Seiten an, des Bergkriegs gewohnt, der Gegend fast wie die Schwyzer kundig.

Aloys Reding, Landshauptmann, war der Oberbefehlshaber der Schwyzer. Er hatte den Dienst als Obrist unter den Spani-

ern studiert: dann war er wieder heimgegangen in das vaterländische Thal. Hier lebte er unter seinen Freunden auf seinen Gütern. Der Tod entriß ihm eine junge, innig geliebte Gattinn. Ihm blieb eine Schwermuth, die ihn desto mehr stimmte sich dem Vaterlande zu opfern. Er war in seinem drei und dreißigsten Jahre. Mit dem Feuer der Jugend verband er den bedachten Rath des Mannes. Er entschloß sich seine Landsleute in den Kampf zu führen, nicht um zu siegen, sondern um sie der Unterdrückung zu entreissen, womit er sie von Frankreich bedroht glaubte. *)

*) Sein Bildniß steht vor Zschokke Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Wald-Kantone, besonders des alten eidgenossischen Kantons Schwyz. Bern und Zürch 1801. 8., mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. Die Erzählung drs Verf. stimmt größtentheils mit den Nachrichten überein, die ich damals sammlete.

Als er Abends den 1. Mai bei Schindelleggi ankam, fand er den Haufen völlig entschlossen alles, auch das äußerste, zu wagen. Sich selbst überlassen, nur mit einem Zuzug von Uri, und wenigen Freiwilligen von Zug, wollten demnach die Schwyzer den Boden der Freiheit verfechten. Reding gelobte in keiner Gefahr, auch nicht im Tode von ihnen zu scheiden. Er forderte sie auf ein gleiches zu thun. Da traten zwei Männer aus der Schaar hervor. Sie beschworen den Bund unter freiem Himmel.

Reding gieng in der Nacht nach Arth, mit dem Kriegsrath die fernere Vertheidigung zu überlegen. Hier kam auch der Kapuziner Marianus Herzog, ein schwärmerischer, herrschsüchtiger, tückischer Pfaffe. Er hatte mit Paul Ryger das gutmüthige Volk an sich gezogen. Aber sie wollten selbst herrschen, keinen neben sich dulden. Marianus hatte sich der Einsiedler ganz bemächtigt. Er besetzte mit dem Regiment der Waldstadt Ein-

siedeln am 1. Mai die Bergpässe des Ezel. Dieser hohe, weite Berg trennt Schwyz und Zürch. Sein Fuß geht bis an den See. Die Franzosen mußten den Hauptangriff von dieser Seite thun. Sie waren nach dem Gefecht vom 30. April Meister von Wollrau und Pfäffikon. Von diesen beiden Dörfern am See zogen sie nun auf den Ezel.

Marianus schwur dem Kriegsrath und dem Landshauptmann, zu fechten bis auf den letzten Tropfen Bluts. Reding erwartete nicht viel von ihm, aber alles von den Landleuten um Einsiedeln. Es ist kaum in der Schweiz ein muthigeres, stärkeres, gewandteres Gebirgsvolk.

Und Marianus verrieth sie. Als sich die Franzosen zeigten, sagte er seinen Einsiedlern, sie mögten nach Hause gehen. Man wollte sich auf den übrigen Posten auch nicht schlagen. Morgens um acht Uhr ritt er nach Einsiedel zurück. General Nouvion drang nun mit

sechs-

sechstausend Franzosen über den Ezel vor, mit Kanonen und Reiterei.

Zweitausend Franzosen griffen um 10 Uhr bei Schnideleggi an. Sie konnten den Paß bei der Brücke nicht zwingen. Um ein Uhr zogen sie sich mit Verlust zurück.

Zugleich waren sie von Egeri her, im Kanton Zug, und von Hütten im Kanton Zürch rechts von Schnideleggi, zweitausend Mann stark gegen den Josten Berg angezogen. Der Schwyzer Hauptmann Hediger gieng auf Rothenthurm zurück, ungewiß, ob er jenen Posten behaupten könne. Die Franzosen besetzten nun den St. Josten Berg und alle Anhöhen oberhalb Morgarten am Egeri See.

Reding stand im Dorfe Rothenthurm zwischen Morgarten und Einsiedlen. Er erfuhr zur selben Zeit den Verlust des Jost-Berges und des Pfaffen Verrath. Aber er wankte keinen Augenblick. Das Bataillon Hediger stürmte wieder die Anhöhen von Morgarten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Reding selbst mit zwölfhundert Mann griff die Franzosen stürmend an, als sie, gelehnt an den Höhen, in der Ebene vorrücken wollten. Die Schwyzer thaten Wunder der Tapferkeit. In einer halben Stunde waren die Franzosen mit dem Bajonet in die Flucht geschlagen.

Inzwischen erklommen die Franzosen das schöne Alpenthal jenseits des Berges Sattel, den in der Schweizergeschichte berühmten Morgarten. Von hier wollten sie nun über den Sattel einen zweiten Angriff gegen Rothenthurm machen.

Dreihundert Mann Hülfstruppen von Uri, erst diesen Morgen am Sattel angekommen, zogen ihnen entgegen. Auch Reding sandte von Rothenthurm ein Bataillon, das unvermuthet von der Morgenseite her anfiel. Die Schweizer entbrannten bei dem Anblick der Gefilde von Morgarten. Wir nehmen sie unter den Kolben, schrieen sie, im Fluge anrennend. Der Sturmmarsch tönte. Schnell, wie der Blitz, fielen die Schweizer mit dem Bajonet in des

Feindes Glieder. Die Franzosen wurden bis in das Dorf Egeri verfolgt.

So waren sie bey anbrechender Nacht von allen Posten wieder verdrängt, die sie eingenommen hatten.

Am 3. Mai griffen sie mit Anbruch des Tages von einer andern Seite an. Sie richteten den einen Angriff gegen den Roßberg bei der Kapelle St. Adrian, den andern gegen den Flecken Arth. Beide Angriffe wurden abgeschlagen. Gegen Abend zogen sie mit großem Verlust zurück.

Diese Tage kosteten den Franzosen 2754 Todte, und wahrscheinlich eine eben so große Zahl Verwundeter. Die Schweizer hatten 236 Todte und 195 Verwundete. *)

*) Beide Angaben habe ich jetzt aus Zschocke nachgetragen. Da die letztere documentirt ist, so dient sie zugleich zu beliebiger Vergleichung mit der Zuverlässigkeit der französischen Amtsberichte in dem damaligen offiziellen Journal.

Inzwischen würde selbst bei diesem auffallenden Misverhältniß Mangel an Menschen die Schwyzer dennoch außer Stand gesetzt haben, sich in die Länge zu vertheidigen. Aber ihr tapferer Widerstand bereitete ihnen ein besseres Schicksal.

Der General Schauenburg hatte einen solchen Kampf nicht geahndet. Als er am 2. Mai Truppen auf dem Zürcher See einschiffen ließ, sagte er, es gälte ein Frühstück im Flecken Schwyz. Der Erfolg der beiden Tage überzeugte ihn, daß er diese Bergbewohner nicht bezwingen könne, ohne noch größere Anstrengungen. Er glaubte, der Gegenstand lohne nicht der Mühe. Es war ohne Zweifel hinreichend für die Absichten der französischen Regierung, wenn auch diese Kantone die Constitution annähmen. Uebrigens versprachen ihre Hirtenthäler keine Reichthümer. Die Bewohner waren also, nach dem Sinn der damaligen französischen Regierung, keine Aristokraten, die man ausrotten müßte.

Aus diesen Gründen ließ der General dem Schwyzer Heerführer eine Capitulation anbieten. *) Man vereinigte sich über einen Waffenstillstand von 24 Stunden.

Reding übersah die Lage der Schwyzer zu gut, um sich mit vergeblichen Hoffnungen zu täuschen. Die große Ueberlegenheit der Franzosen ließ seinem biedern Volk nichts weiter übrig, als das Schicksal der Spartaner bei Thermopylä. Von Einsiedlen aus, das die Franzosen am 2. Mai eingenommen hatten,

*) Zschocke sagt, der erste Antrag sey von Reding geschehen. Er habe nach dem Verlangen des Volks durch den Hauptmann Büeler von dem General Gouvion zu Einsiedlen am 3. Mai einen Waffenstillstand verlangt. Darauf theilte ihm dieser die Bedingungen mit, die nachher angenommen wurden. Ich kann für meine Erzählung freylich keine andern Beweise anführen, als die Berichte persönlicher Zeugen. Vielleicht, daß diese ihrem Vaterlande, noch in der Form der Unterhandlung schmeicheln wollten: indeß durfte ich mir es nicht erlauben, ein Faktum, das ich nach Hörensagen erzähle, anders zu beschreiben, als ich es erfuhr.

konnten sie mit leichter Mühe bis Schwyz über die Berge vordringen, welche an dieser Seite nur noch Weiber besetzten.

Auch die Stimmung des Volks war jetzt einer Unterhandlung minder abgeneigt. Es ward nachdenkend über den Verlust der Waffenbrüder, und über den Rückzug der Hülfsvölker von Uri, die Nachmittags den 3. Mai aufbrachen. Die Schwyzer beim Rothenthurm mußten die Grenzposten bei Schorns mit besetzen, die jene bisher gedeckt hatten. Diese Verringerung der versammleten Mannschaft schwächte abermals die Hoffnung der Möglichkeit des Widerstandes.

Nun kam Hauptmann Büeler mit den Kapitulationspunkten zurück, die Schauenburg zugestanden hatte. Den Schwyzern ward, gegen Annahme der Constitution, die Erhaltung der katholischen Religion zugesagt, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Beibehaltung ihrer Waffen, Befreiung von französischer Besatzung.

Diese Punkte wurden den Truppen unter den Waffen Nachts vorgelesen. Man beschloß sie dem Volk in einer Landsgemeine vorzulegen.

Mittags gegen 12 Uhr am 4. Mai kamen die Schwyzer von Morgarten, von Schorno, von Rothenthurm zusammen, zur Landesgemeine in Schwyz. Die von Arth konnten nicht zeitig genug kommen; auch wollten sie ihre gefährlichen Posten nicht verlassen. Jedermann war bewaffnet, so gut er sich eilig rüsten konnte. Eines jeden Brust schlug von Vaterlandsliebe, von ächtem Freiheitssinn, von kühner Entschlossenheit.

Die Männer zogen den Landsgemeinen Kreis. Der Alt, Landamann Schüeller führte die Gemeinde. Die Krieger beteten zu Gott.

Dann verlas man die Kapitulation. Reding rieth zur Annahme. Eben dieß empfahl Decan Tanner von Muttathal, ein würdiger, sehr geachteter Diener der Religion.

Es gieng zum Abstimmen. Jetzt erhob sich ein wildes Getöse. Es war der letzte Kampf des alten, ungebeugten Schweizer-Sinns gegen eiserne Nothwendigkeit. Welch ein Gegenstand für Geschichte und Poesie, diese tapferen Männer, zurückkehrend von dem Kampfplatz, wo sie eben die Feinde zurückgeschlagen hatten, aber gezwungen durch Uebermacht, gegen alles Recht, gegen ihre heißen Wünsche, die Sache zum Theil aufzugeben, wofür sie eben noch fochten.

Der Streit war heftig, der Ausgang ungewiß. Alles tobte wild durch einander. Die Heftigsten droheten. Die Gelassensten konnten vor Schmerz nicht reden. Wäre es möglich, bei einer solchen Lage ungerührt zu bleiben?

Endlich fanden die sanften Worte des Friedens Eingang. Chorherr Schüeller redete zu dem Volk mit tiefer Empfindung, aber mit Weisheit, mit Gelassenheit. Wie es Sitte war, hörten ihn die Männer mit entblöß-

tem Haupt. Seine Rede besänftigte den Sturm.

Die Gemeine nahm die Kapitulation an, beinahe einmüthig. Nur hundert Männer etwa stimmten dagegen. Man erwählte vier Deputirte, die am folgenden Morgen zum General Schauenburg reisen sollten: Aloys Reding, Jacob Castell, Major Büeler, Secretair Ulrich. Der Beschluß der Landsgemeine ward dem General in einem Schreiben kund gethan. Die Berichtigung der weiteren Geschäfte übertrug man einem Ausschuß.

Die Franzosen zogen sich nun gleich zurück. Sie ehrten die Tapferkeit ihrer Gegner. General Schauenburg bezeugte öffentlich den Anführern seine Achtung.

Auch die letzten Augenblicke des alten Schwyzer Cantons waren der Tugend der Vorfahren würdig. Es war das erste Geschäft der angeordneten provisorischen Regierung, eine

allgemeine Steuer auszuschreiben, für die verwundeten Brüder, für die Wittwen, Waisen oder hülflosen Eltern der Gefallenen. Die Beiträge waren freiwillig: so ziemt es Menschen, die ein Vaterland haben.

Hätten alle Schweizer so für ihre Freiheit gestritten, liebe Friederike, was wäre denn aus der französischen Armee geworden! Die unmäßige Freude des Directoriums über die schnelle Einnahme von Bern, Freiburg und Solothurn zeugte deutlich genug, daß sogar die französische Regierung über den Ausgang des Kampfs nicht vollkommen ruhig war.

Aber Uneinigkeit der Kantone unter sich, und mehr als alles, das unglückliche System, nur die eigenen Grenzen jedes Kantons decken zu wollen, hinderte die Ergreifung gemeinschaftlicher Maasregeln. Durch diese allein konnte man einem so mächtigen Feinde widerstehen.

Selbst als die kleinen Kantone schon fest den Krieg beschlossen hatten, sich aus allen Kräften rüsteten, waren sie nicht dahin zu bringen, übereinstimmend zu handeln. Noch damals konnte die Sache eine andere Gestalt gewinnen. Es ist wahr, zehntausend Schweizer etwa standen dreißig tausend Franzosen gegen über. Aber jene waren von einem anderen Geist beseelt als diese, wie sieggewohnt sie auch seyn mogten. Jene hatten damals die glücklichsten Stellungen, natürliche Verschanzungen, wo eine geringe Anzahl den weit überlegenern Feind abhalten konnte. Die Schweizer hatten nur Freunde im Rücken; die Franzosen nur heimliche Feinde. Eine verlorne Schlacht, einige bedeutende Unfälle — und der ganze Kanton Bern stand gegen die Franzosen auf. Schon erhoben sich viele Gemeinen, und versprachen den Schwyzern Beistand, sobald ihre Gäste von ihnen aufbrechen müßten. Was ließ sich aus solchen Elementen machen, wenn man die Plane gut combinirt hätte! Aber das Schicksal wollte es nicht so. Der Föderalismus sollte die Schweiz stürzen.

Jeder Kanton dachte, auch da noch, hauptsächlich nur an eigene Vertheidigung, anstatt die gemeinschaftliche Kraft dem Feinde da entgegen zu stellen, wo sie allein wirken konnte. Durch diese Theilung der Kräfte ward es den Franzosen möglich, den Bund zu trennen, indem sie einzelne Theile überwältigten. So stand zuletzt Schwyz allein da. Und noch in dem letzten Augenblick des Kampfs dachte eine Handvoll Urner wieder an die Deckung der Kantonsgrenzen, ob es gleich unmöglich war, Uri zu schützen, wenn Schwyz bezwungen war.

Warlich! man kann sich der innigsten Betrübniß nicht erwehren, wenn man den Ausgang dieses Kampfs vergleicht mit den Triebfedern, mit der Art des Streits. Es ist nicht möglich, mit mehr persönlicher Tapferkeit zu fechten, als die Schwyzer. Sie rannten in den Tod, nicht als Tollkühne, sondern als Männer, die entschlossen sind, ihr Leben theuer zu verkaufen, weil ihr Tod dem Vaterlande frommet. Niemand bat um Pardon; man hörte keine Klage

von den Verwundeten. Vier Nächte hinter einander standen die Truppen unter den Waffen, zum Theil unter beständigen Gefechten. Sie machten die beschwerlichsten Märsche in unglaublich kurzer Zeit. Dennoch nicht das mindeste Zeichen der Unzufriedenheit oder der Ungeduld. Diese Menschen, die von dem Schlachtfelde nach Hause gehen konnten, ihr Vieh zu besorgen, kehrten von dem Vieh zurück zu ihren Fahnen, und bewiesen sich in dem nächsten Augenblick als die geübtesten Soldaten. Die Scharfschützen gaben unglaubliche Beweise ihrer Geschicklichkeit und ihres kalten Bluts. Sie tödteten den Franzosen sehr viele Menschen. Noch einige Tage mehr, so hätten sie ein panisches Schrecken verbreitet. Fast immer trafen sie ihren Mann. Einst legte ein Urner an auf einen französischen Offizier, in einer Entfernung, welche diesen vollkommen sicher machte. Je crois que cet homme est fou, sagte er zu seinem Gefährten. Er hatte nicht ausgeredet, so lag er ihm entseelt zu Füßen.

Auch spricht man in der ganzen Gegend von dem kurzen Kriege mit einem Nazionalgefühl, das gewiß zu ähnlichen Thaten entflammt. Indem der unbezwungene Schwyzer mit finsterem Blick sagt, man habe freilich das Büchl annehmen müssen, so setzt er doch mit festem Ton hinzu, aber wir haben unsere Flinten behalten. Da ist kein Mann, der Ihnen nicht den Fleck und die Zeit jedes Vorfalls zu bezeichnen weiß. Weiber und heranwachsende Kinder theilen den Enthusiasmus. Als die Männer in den Streit eilten, zogen Frauen und Mädchen die Kanonen, die in Luzern genommen waren, die Berge hinan nach Sattel und Rothenthurm. Die meisten Weiber waren mit Keulen bewaffnet: sie besetzten nachher die Bergpässe theils mit den Männern, theils allein. Sie trugen eine weiße Binde um das Haupt, und Hirtenhemden über den Schultern. In diesem kriegerischen Anzuge haben sich mir noch verschiedene gezeigt, da sie sahen, wie warm ich mich für ihre Sache interessirte. Sie können glauben, daß ich keine

Gelegenheit verabsäumte, mich über diese Begebenheiten zu unterhalten. Meine Reise durch den Kanton Schwyz zog mich fast eben so sehr an, weil sie mich mit diesem Kriegstheater bekannt machte, als weil sie mir große und erhabene Werke der Natur zeigte.

Eben diese Betrachtung stellte ich bei der Sihl-Brücke an, von der ich Ihnen vorhin redete. Die Gegend zeigte noch Spuren des Kampfs. Zwei Häuser und eine Scheure oberhalb der Brücke wurden abgebrannt. Sie sehen auf diesem engen Paß hinter sich nichts als den nahen Schnideleggi, bedeckt ganz mit schwarzer Waldung. Der Abhang dieses Bergs umgiebt Sie zu beiden Seiten. Vor sich haben Sie auch ziemlich nahe die gegenüber stehende Höhe von Bennau, gleichfalls mit Holzgruppen besetzt. Die Eisberge und Schneeberge sind verschwunden. Zu Ihren Füßen rauscht die Sihl. Sie sind allein in einer furchtbaren Natur. Nur zur Linken zeigen sich Ihnen in einem Ausschnitt unbestimm-

te Umrisse der milderen Gegend, die Sie verließen. In dieser ganzen rauhen Gegend wächst kein Korn. Das Land trägt bloß Gras und einige Erdbirnen. Doch sehen Sie hie und da auf dem Felde zerstreuete hölzerne Heuscheunen.

Hinter der Brücke kömmt man bald wieder etwas bergan über den kalten Boden nach Bennau, eine halbe Stunde von Einsiedlen. Hier geht es einen mäßigen Berg hinauf, welcher der Strick genannt wird. Von der Spitze haben Sie eine schöne Aussicht, ungefähr wie die von Schnideleggi. Nur entwickeln sich jetzt, weil Sie so viel höher stehen, zur Linken die Berge: die Staffel, die Weggithaler Gebirge, hinter Ihnen der Eisberg Glarnisch. Vor sich haben Sie in der Tiefe ein reizendes, ungemein fruchtbares Thal. Hier liegen die ansehnlichen Gebäude von Einsiedlen majestätisch am Fuße eines hohen mit Wald bedeckten Berges.

Den Bennauer Berg geht es ziemlich schnell herab. Bei jedem Schritt entwickelt sich deutlicher das reizende Thal, die angrenzenden Bergseiten mit ihren trefflichen Weiden. Desto auffallender wird der Kontrast dieser Gegend mit den Spitzen der Eisberge im Hintergrunde. Die Berge sind eben so mannigfaltig an Farbe als an Form. Die meisten sind schwarz von ihrer Bekleidung mit Holz. In der Ferne erscheinen einige blau. Die Schneeberge sind grau. Sie sehen wie gekratzt aus, weil noch lange Schneestreifen herablaufen neben der grauen Erde. Hinter diesen sehen Sie die Eisberge in leuchtenden Massen.

Im Herabsteigen entdecken Sie auch die Sihl, die lieblich das Thal durchfließt.

Einsiedeln ist ein Flecken in dem fruchtbaren Thal, das hohe Berge ringsum einschließen. Das Schloß liegt auf einer kleinen Erhöhung. Alle Berge sind mit Waldung bedeckt. Hie und da ziehen sich auch Weiden hinauf. Diese Mischung mit den Holzgruppen

hat eine sehr angenehme Wirkung. Auch Sie haben gewiß bemerkt, daß Weiden immer einen schöneren Anblick geben, als Kornfelder. Vielleicht rührt dieß von der grünen Farbe her, die dem Auge so wohlgefällig ist.

In diesem schönen Thal sehen Sie nun keine Spur mehr von schrecklichen Gegenständen. Sie fühlen sich wie unwiderstehlich ergriffen von der Empfindung der vollkommensten Ruhe. Von der Welt sind Sie ganz getrennt. Nur nach der Seite von Lachen scheint noch eine Communication offen zu seyn über niedrigere Bergspitzen. Dagegen ladet Sie ein hoher Waldberg dicht hinter dem Kloster ein, zu der vollkommensten Einsamkeit.

Das Kloster ist ein großes, weites Gebäude. Die Kirche ist prächtig, mit vielen Zierrathen, aber mit alten Fensterscheiben. In zwei Kapellen werden für die Andächtigen die Leichname des heiligen Dionys und der heiligen Chrysoplora bewahrt. Aber das allerheiligste war die berühmte Ka-

pelle der Mutter Gottes. *) Die Franzosen haben nur das Bild weggenommen. Sonst ist alles unversehrt. Auch über der vorderen Thüre steht noch die Scheibe, mit fünf Löchern für die fünf Finger. Durch diese wurden sonst die Opfer in den Gotteskasten geworfen. Jetzt opfern die Pilgrimme nicht mehr. Die Franzosen haben einige Reste des Schatzes mitgenommen. Das meiste brachten die Mönche in Sicherheit, man sagt außerhalb Landes. Allein die Wallfahrten haben immer ihren ungestörten Fortgang. Der Aberglaube weiß die Leute zu überreden, die wunderthätige Wirkung erhält sich immer noch durch die fünf Löcher. So ziehen über Lachen ganze Schaaren

*) Die Inschriften der Kapelle sind von vorne: Capella divinitus consecrata 948 14. Sept. — Deiparae Virgini Marcus Sitticus Archiep. Salisb. et Princeps Apost. Sed. Leg. Natus Exornavit Ann. Domin. MDCXVII; von hinten: Renovata ornamentis marmoreis ac Statuis circum ornavit A. MDCCXXX — Deiparae Virgini Casparus Comes in Altaembs, Gallara et Vaduta perfecit Anno Salutis MDCXXXII.

zur Quelle der Gnaden; Menschen von allem Alter, wie es scheint auch von allen Klassen. Sollten Sie es glauben? Während einer Stunde, die ich der peinlichen Beobachtung opferte, zählte ich dreihundert Personen, die alle zur Kapelle giengen, ihr Gebet zu verrichten. Alle steckten sie die fünf Finger in die Löcher; Kinder, die sie nicht erreichen konnten, wurden von den Eltern so nahe wie möglich herangeführt. Ich beobachtete, so viel ich konnte, die Gesichter. Es waren einige schöne Physiognomien: aber auf allen ruhete die dumme Miene des Aberglaubens. Dieser Zug gehört auch dazu, um sich die Wirksamkeit der Kapelle zu erklären. Es ist nicht möglich, mehr grobe Lügen an einer Stelle beisammen zu finden, als an den Wänden dieser Kapelle. Sie sind von oben bis unten bedeckt mit Holzschnitten und gedruckten Bildern, die alle Erzählungen und Abbildungen enthalten von den unglaublichen Wundern der Mutter Gottes, auf das Anflehen der Gläubigen. Ich glaube nicht, daß sich eine Art von Wundern erdenken läßt,

die hier nicht angeführt wäre: vielleicht die Erweckung wirklich Todter ausgenommen. Sonst hat| die heilige Jungfrau Glieder angesetzt, zerschmetterte geheilt, Verschüttete nach einem Schlaf von mehrern Wochen und Monathen wieder auf den Boden gebracht, den Lauf des Wassers gehemmt, das Eis zurückgehalten, Feuer gelöscht, alle mögliche Krankheiten geheilt, Unfruchtbaren Kinder geschafft, verhärtete Herzen gelenkt, und was man weiter von ihr begehrte. Alle diese Possen finden Glauben bei diesem oder jenem. Nicht selten stärkt der Pilgrim selbst sein Zutrauen an der Quelle: wenigstens schlürft er begierig aus dem Munde des lügenden Pfaffen, der alle Mährchen längst an den Fingern herzuzählen gewohnt ist.

Sie können sich nicht vorstellen, wie fest dieser Glaube bei dem Haufen eingewurzelt ist. Verständige Männer in der Gegend haben mir die erstaunendsten Beispiele davon erzählt. Auch habe ich mich durch die Beobachtung der Pilgrimme nu[illegible] während einer Stunde vollkom-

men überzeugt, daß man nicht zu viel sagen kann. Und die Devotion bleibt ganz in dem gewohnten Gang, obgleich keine Geistlichen mehr da sind, und Franzosen das Kloster zum Quartier und Magazin brauchen. Freilich ist diese Entheiligung eine Quelle bitterer Seufzer für die Abergläubigen: aber sie tragen sie, weil die Franzosen sonst alle mögliche Schonung gegen die Vorurtheile des Haufens beweisen.

Nur bei der Einnahme von Einsiedlen überließen sie sich Ausschweifungen aller Art. Sogar alte Weiber wurden das Opfer davon. Aber vieles von dieser Zügellosigkeit kömmt auf die Rechnung des Grolls, den man ihnen gegen die bösen Mönche beigebracht hatte. Nach dem Abschluß der Kapitulation stellten die Offiziere die Kriegszucht bald wieder her. Jetzt spottet fast nie der Soldat eines andächtigen Pilgrims: vielweniger erlaubt er sich thätliche Mishandlungen.

Außer der Hauptkapelle giebt es noch ringsum eine Menge kleiner Kapellen. In

diesen entledigen sich die Pilgrimme ihrer Stoßseufzer, bis sie an die Pforte des Allerheiligsten gelangen.

Die Einwohner von Einsiedlen lebten bis jetzt bloß von den Pilgrimmen. Sie mögen urtheilen, ob sie reichliche Nahrung hatten, wenn ich Ihnen sage, daß hier bis jetzt 90 Wirthshäuser waren. Daher die Faulheit der Fleckens-Einwohner, die sonst gar nicht in den Charakter der Schweizer paßt. Ihr einziges Geschäft war etwas Seide und Baumwolle zu spinnen. Mein Wirth gestand das selbst, indem er treuherzig hinzufügte, in Zukunft müßten sie anders arbeiten, wenn sie leben wollten. Fast sollte man daraus schließen, daß die Pilgrimschaft sonst noch stärker gewesen wäre: aber ich glaube eher, daß er Besorgnisse für die Zukunft hegt. Sie werden schwerlich sobald in Erfüllung gehen: die Stimmung des Volks scheint dies nicht anzudeuten.

Das Kloster hat auch eine Buchdruckerei. Hier ward eine ungeheure Menge Andachtsbücher und Pilgerbriefe in allen Formen gedruckt. Herumträger verkauften sie für Rechnung des Klosters gegen eine geringe Provision. Jetzt getraut man sich nicht, sie öffentlich auszubieten. Ich habe indeß nicht unterlassen, mir zum Andenken einen Pilgerbrief zu verschaffen, der auch einen Prospect des Orts enthält.

Der nächste Weg nach Schwyz über das Alpeles-Thal und den Schwyzer Haken ist nur drei Stunden. Ich zog den über Rothenthurm vor, um die Schlachtfelder zu sehen. So sind es fünf starke Stunden.

Man geht auf demselben Wege aus dem Thale, wo man von Bennau herein kömmt. Alle Straßen, die zu dem Kloster führen, sind vortreflich, und sehr gut unterhalten.

Bald geht es links einen hohen Berg heran, der Katzenstrick genannt. Von der Höhe haben Sie eine sehr große Aussicht, jedoch ohne

vieles zu übersehen. Vor sich und in einem Bogen zur Linken blicken Sie auf eine Kette schwarzer und blauer Berge, hinter diesen auf Schnee- und Eisberge. Rechts und rückwärts verliert sich das Auge an den Waldungen, welche die Berggipfel bedecken.

Von dem Katzenstrick führt der Weg etwas Bergab; nachher eine ganze Strecke in einer hohen Gegend, die Altwatt genannt. Diese Gegend ist eine ziemlich breite Bergebne, umgeben mit höheren Bergen, die theils Waldung, theils Weiden haben. Man sieht auch hier nichts als Weide-Land; hie und da einzelne Heuschober. Eine sonderbare Wirkung macht es, wenn zuweilen zwischen den grünen Bergen einer von den weit entfernten schwarzen durchblickt, die zu der zweiten Linie gehören. Gerade vor liegen noch immer Schneeberge. Die Eisberge fangen an, sich aus dem Gesicht zu verlieren, wie man sich links näher nach Schwyz wendet.

Rothenthurm ist ein ziemlich großes Dorf, drei Stunden von Schwyz. Ich folgte von hieraus fast ganz dem Marsch der Schwyzer am Tage des Kampfs, geführt von einem der Männer von Rothenthurm, die bei Morgarten siegten.

Eine ganze Stunde geht es auf eben die Weise fort bis Sattel, wo man noch etwas höher steigt. Nahe vor Sattel zeigte mir mein Führer mit Entzücken zur Rechten das schöne Alpthal, Morgarten, in der Tiefe den Egeri-See. Man erlangt durch das Lokal von dem ganzen Gefecht einen sehr deutlichen Begrif. Beschreibungen können ihn nie vollkommen geben. Mich dünkt vielmehr, ich würde es zu einem Hauptgegenstand der Bildung eines Offiziers machen, merkwürdige Schlachtfelder, mit der Beschreibung in der Hand, zu besehen.

Auf dem Sattel haben Sie zur Rechten eine weite Aussicht. Die Berge öffnen sich. Sie

blicken über das hohe Feld weg; nur sehr entfernte Berge beschränken den Horizont.

Hier sah ich die Sonne untergehen. Es ist ein treflicher Anblick, wie sie die Alpen und die Eisberge röthet. Doch erfüllten mich jetzt unwillkührlich Betrachtungen anderer Art. Die Gedanken hefteten sich auf Einsiedeln, auf das Klosterwesen, das mir die schöne Gegend, zu herzerhebender Einsamkeit geschaffen, so verbitterte. Ich folgte dem Gang der neigenden Sonne. Die Gewißheit, daß sie wieder aufgehen, die Nacht verdrängen wird, gab mir in dem Augenblick Hofnung des moralischen Besserwerdens. Vielleicht leuchtet einst unseren Enkeln ein stärkeres Licht. Dann verschwinden die Löcher für die fünf Finger, die Wunder, die Pilgerbriefe von Einsiedeln. Das reizende, ruhige Thal wird nur bewohnt von fleißigen Menschen, oder von solchen, die dem Getümmel der Welt entflohen, während ihrer letzten Tage sich zu sammeln zur Vorbereitung auf das Leben nach diesem.

Die anbrechende Dämmerung begünstigte meine harmlosen Visionen; der Weg, den ich noch zu machen hatte, nährte sie.

Von Sattel geht es den Berg steil hinab, in einer Ebene fort, zwischen Bergen an beiden Seiten bis zu dem Dorf Steinen. Das Dorf liegt etwas Bergab, eine Stunde von Schwyz. Der Weg geht eigentlich mehr rechts, dem Lavenz-See zu, durch Seven. Hier soll die Aussicht über den sanften See vortreflich seyn. Aber, weil es doch zu spät war, ihrer zu genießen, schlug mein Führer einen Fußsteig ein, der links in Steinen abgeht.

Dieser Steig führte mich durch ein unvergleichlich schönes Thal. In diesem Geschmack hatte ich noch keines gesehen.

Es wird in drei Abschnitte oder Zirkel getheilt von Bergen, die mit Wald bedeckt sind. Nur an der Seite, die dem Fußsteig gegen über steht, bleibt Ihnen in dem ersten Zirkel der Weg offen; an den anderen Seiten ist keine Oef-

nung. Kommen Sie zu jener Seite, so öfnen sich wieder die Berge, und bilden ein Thal gleich dem vorigen. Mit süßer Melancholie trat ich in dieß zweite Thal. Aber noch stärker ward meine Brust gespannt, als ich nun aus diesem in das dritte Thal kam, das wieder ganz ist, wie das zweite.

Die Berge hatten nichts wildes. Sie sind so nahe, daß man bei Tage die Farben der Bäume nach allen Schattirungen deutlich erkennt. Den sanften Abhang der Berge bedeckt der üppigste Rasenteppich. In den Thälern wechseln reizende Wiesen mit reichen Kornäckern. Ein Waldbach, der leise den Berg herab rauscht, vermehrt das Romantische der Lage. Das milde Abendlicht senkte tief in mein Herz das Gefühl der Ruhe.

Mein vierzigstes Jahr ist schon vollendet. Nach mancher mühseligen, selten verdankten Arbeit, wähnte ich, genug in der Welt gethan zu haben. Unwiderstehlich ergriff mich die Sehnsucht nach Einsamkeit. Der Schat-

ten meiner verewigten Gattin trat mir zur Seite.

Was sind, rief ich mir zu, deine Hofnungen für dein Leben in der großen Welt, gegen die Gewißheit des heiteren Lebensgenusses in dieser anziehenden Einsamkeit! Hier kannst du dir selbst, deiner Familie, der Natur, den Wissenschaften leben, ungestört von den Einflüssen, die Intriguen und kleinliche Leidenschaften der meisten Menschen auf deine Ruhe haben, wenn du mit ihnen lebst. Die Thorheiten und Schwächen der großen Welt werden dich hier minder betrüben, weil du sie nur in der Ferne siehst. Auch erreichen dich hier keine Freiheitsapostel, die dich zwingen, vor deiner Hütte ein lügenhaftes Symbol aufzuführen, das deine Thränen täglich benetzen würden. Du bleibst ihrem spähenden Auge sicher verborgen. Zwei Thäler schon entziehen deinen Wohnort der Kunde der Menschen. Niemand, der deine Ruhe zu stören kömmt, wird hier eine Wohnung auffuchen.

So dachte ich schon auf einen Platz, wo ich mein Haus bauen wollte. Denn das war mir ausgemacht, daß dieses Thal unmittelbar an einen Berg lehnt, über den vielleicht nur ein unwegsamer Pfad geht, den ich als Eigenthümer sperren konnte. Ich wollte keinen Ausgang, als den Fußsteig nach Steinen, der mich hergeführt hatte.

Denken Sie sich meine Ueberraschung, als ich eben, indem ich langsam meinen Pfad verfolgte, an der linken Seite an ein Bauerhaus stieß!

Der Pfad führte um das Haus herum. Ich erwartete vielleicht einen kleinen Garten — aber ach! — liebe Friederike, ich fand mich auf der Landstraße.

„Die Landstraße!“ rief ich aus.

Mein Führer, unbekannt mit meinem Selbstgespräch, schien über mein Erstaunen befremdet. Ich glaube, er beschrieb mir den Weg.

Aber ich hörte ihn nicht. Also wird man dich auch hier finden, seufzte ich! Auch hier bist du nicht der Einsamkeit gewiß, nicht sicher vor herrschsüchtigen oder gelddurstigen Volksaufwieglern. Es ist nicht dein Loos, auf dieser Erde auszuruhen. Gehe an deine Arbeit; erfülle deine mühvolle Bestimmung, bis der Regierer der Schicksale der Menschen dich von deinem Posten abruft. Hast du ausgeharret, so kannst du erwarten, daß dir dort dein Lohn werde.

XLVII.

XLVII.

Luzern, den 30. Mai 1798.

Als ich wieder auf die Landstraße kam, hatte ich noch eine halbe Stunde bis Schwyz. Der Weg geht meistens bergauf, doch nur allmählig. So wie man höher kömmt, zeigen sich die Schwyzer Berge, der Mithen, der Rigi, der Urler Berg in ihren mannigfaltigen, sonderbaren Gestalten. Ganz nahe vor dem Flecken geht es wieder ein wenig herab; man sieht ihn deswegen nicht weit von ferne.

Schwyz ist ein gut gebaueter Flecken, einige Häuser sind wirklich schön. Der Ort liegt weit aus einander. Der eigentliche Flecken ist nicht groß; aber alle Häuser, die dazu gehören, erstrecken sich wohl eine Stunde weit. Die einzelnen Häuser fangen von der Seite, woher ich kam, schon eine halbe Stunde vor

dem Wirthshause an. Meistens sind die Häuser weiß mit grünen Fensterladen und Jalousien, wie in Zürch. Vor dem Anfang des dichter bebaueten Fleckens liegt ein Hospital, auch ein Kapuzinerkloster. Die Mönche in dem letzteren helfen den Pfarrern bei allen geistlichen Verrichtungen.

Um Schwyz herum sind viele Pulvermühlen, wo beständig gearbeitet wird; den Salpeter sammlen die Landleute selbst in Ställen.

An dem Abend, da ich ankam, war gerade die Wahlversammlung beendigt. Sie war ungefähr 80 Personen stark. Mit den meisten Wählern brachte ich den Ueberrest des Abends zu. Ich fand die größte Ursache, zufrieden zu seyn und frohe Erwartungen für die Zukunft zu fassen.

Im Allgemeinen herrschte ein sehr guter, biederer Sinn. Sie sprachen wie Männer, die Freiheit zu schätzen wußten, und für Freiheit gekämpft hatten: aber auch als verstän-

dige Männer. Die Constitution, meinten sie, passe nicht für ihr Land. Gegen die Vereinigung der vier Cantone in einen hatten sie nichts: aber die vielen neuen Formen wären dem Lokal nicht angemessen. Das Natürlichste wäre, daß jeder Canton sich nach, wie vor, selbst einrichtete; nur den gemeinschaftlichen Bund sollte man enger knüpfen, unseren Zeiten mehr anpassen. Dann hätten sie keiner Constitution bedurft, und die Franzosen wären nicht in der Schweiz eingenistelt, wie sie sagten. Nun werde es schwer halten, ihrer los zu werden. Indeß hatten sie es erträglich. Ihre Religion und ihre Waffen hätten sie behalten. Diese würden sie zu schätzen wissen: wollte man sie ihnen nehmen, so griffen sie wieder zu den Waffen. Uebrigens müßte man sich in das finden, was sich nicht ändern lasse. Sie wollten es nun treu und ehrlich mit der neuen Constitution versuchen. Mit gutem Willen könne man den Mängeln abhelfen. Wenn man ihnen nur Wort halte, so könne es auch so dasselbe seyn. Sie wählten ja auch jetzt ihre

Repräsentanten und ihre Richter. Also wären sie frei nach, wie vor. Auch wären sie gleich, so bald alle einerlei Recht fänden.

Kaum wird Ihnen irgend ein schulgelehrter Politiker eine bestimmtere Erklärung von bürgerlicher Gleichheit geben, als die ich hier von einfachen Schwyzer Bauern hörte. Es ist, so viel ich einsehe, die einzige treffende. Das einerley Recht ist wirklich das charakteristische. Dieß fühlten auch diese Söhne der Natur sehr gut. Ich erwähnte der Ungleichheit des Vermögens, als einer Störung dieser Gleichheit. Aber sie antworteten sehr richtig, ein solches Ungefähr, das jedem von ihnen gleich nahe liege, mache keinen Unterschied, so lange der Arme und Reiche nur einerlei Recht fänden.

Nach diesen Symptomen zu urtheilen, kann man erwarten, daß die neue Constitution selbst in diesen Gegenden nun keine große Schwierigkeiten mehr finden werde. Und doch muß man gestehen, daß ihre ehemalige Verfas-

fung ihnen für den Genuß des Lebens wenig zu wünschen übrig ließ, wenn sie gleich nicht eben auf Vervollkommnung berechnet war. Es ist ja auch wohl nicht so ausgemacht, ob die Verfasser der neuen Constitution richtig sahen. Wenigstens haben die Anhänger der alten Verfassung ungemein viel für sich, wenn sie auf die Beibehaltung der Einrichtungen bestehen, bei denen sie sich glücklich fanden. Die Anzahl der Menschen ist immer sehr gering, die in einer solchen Lage sich aus fernen Gründen für eine Aenderung bestimmen können. Und oft genug liegt nur zu viel wahres in dem Französischen Paradoxon, das Gute hat keinen schlimmeren Feind, als das Bessere.

Mögte nur dieß nicht das Schicksal der kleinen Cantone werden! Die Machthaber unter der neuen Ordnung der Dinge sollten in der That alles anwenden, ihnen die Veränderung so viel möglich aus den Augen zu rücken. Es ist ein eben so kluger als menschenfreundlicher Grundsatz der Regierung, den Gehorsam

dadurch zu erleichtern, daß man ihn zu einer Handlung des freien Willens macht. Dieser Fall trifft, dünkt mich, eben bei der Schweiz ein. Es giebt kein zuverlässigeres Mittel, die Einwohner für die helvetische Republik zu gewinnen, als sie zu überzeugen, daß sie als Helvetier eben so frei sind, als zuvor.

Wirklich waren die Schwyzer unter ihrer vorigen Verfassung in hohem Grade frei. Von Abgaben wußten sie nichts; fast auch von keinen Besoldungen. Sie wählten sich ihre Richter selbst. Diese entschieden die seltenen Rechtshändel nach einfachen Gesetzen, die ihre Vorfahren selbst errichteten. Appellation fand statt an ein Obergericht, dessen Mitglieder, wie man meinte, studierte Männer waren. In Criminalfällen richtete die ganze Landsgemeine. Der Landammann, dem die Verwaltung der Nationalgüter übertragen war, mußte der Gemeine jährlich von seinem Thun Rechenschaft geben; aber dieß war nur mehr dem Nahmen nach. Diese Staatseinrichtung, wie

alle andere, war durch die Zeit veraltet. Man muß das Seil anziehen, wenn es schlaff wird.

Auch ist es wahr, eine solche Verfassung ist nur anwendbar auf ein wenig zahlreiches Volk, von einfachen Sitten, ohne Verbindungen mit Auswärtigen. Hier muß die Lebensweise ersetzen, was an der Schärfe und Bestimmtheit der Gesetze abgeht. Dieß that sie. Das Volk war sehr gut. Jeder fühlt sich in seinem Hause vollkommner Herr: dagegen lebt er mit seinen Nachbaren meistens in vollkommener Eintracht. Es werden selten Verbrechen begangen. Für das Eigenthum findet die allergrößte Sicherheit statt. Die Sitten gegen das andere Geschlecht haben besonders Soldaten, die aus fremdem Dienst zurück kehrten, in etwas verdorben: aber die Ausschweifungen bleiben doch weit unter dem, was sie in den Cantonen sind, wo man mehr Verfeinerung kennt.

Der größte Zwang der Menschen zum Guten ist die Religion. Man kann unmöglich an ihrer Nothwendigkeit zweifeln, wenn man

ihre heilsamen Wirkungen auf solche Menschen erwägt, die keine andere Gewalt bewegen könnte, ihre Leidenschaften zu zähmen.

Sonst muß ich Ihnen gestehen, die Religion der Schwyzer ist nicht, was ich am vorzüglichsten finde. Abgerechnet von dem, was die gesunde Vernunft schon ohnehin als Lebensregeln vorschreibt, beruhet sie meistens auf dem gröbsten Aberglauben. Nicht bloß die Wallfahrten nach Einsiedeln zeugen davon; auch das ganze Wesen der Einwohner. Sogar bis auf ihren Gruß erstreckt sich ihre Andächtelei. Wenn sie jemand grüßen wollen, sagen sie immer: Jesus Christus sey gelobet! der Begrüßte antwortet dann statt des Danks: in Ewigkeit.

Das häusliche Leben scheint sehr glücklich. Die Sitten sind gut. Fast nie sieht man einen Betrunkenen. Niemand ist arm. Jedermann scheint mit Lust zu arbeiten. Dafür leben sie auch gut, doch meistens von den Producten ihres Landes. Ihre hauptsächliche Nah-

rung ist Viehzucht. Das Vieh ist sehr theuer: eine gute Kuh kostet 13 bis 14 Caroline. Ihre Ausfuhr besteht besonders in Vieh und Käse: vom Auslande nehmen sie Mehl und Salz. Die Kinder spinnen Seide. Man liefert sie nach Zürch und Appenzell, wo sie weiter zubereitet und zum Theil verwebt wird.

Ich finde das Land zwar im Ganzen fleißig genug bebauet, aber doch nicht im Verhältniß gegen den Canton Zürch. Dieß scheint mir schon eine Bestätigung der Bemerkung, die man mir in Zürch für allgemein wahr ausgab. Sehr unterrichtete Männer sagten mir, ich würde die größte Verschiedenheit finden in der Kultur der protestantischen und katholischen Schweiz. Nirgends soll dieß mehr auffallend seyn, als in Appenzell. Die eine Hälfte des Landes ist protestantisch, die andere katholisch. Der Boden ist völlig gleich: ich meine, es ist sogar einiger Vorzug auf Seiten des katholischen Theils. Dennoch ist der Unterschied der Bevölkerung äußerst beträchtlich, und eben

dieß soll der Fall seyn bei der Production und dem Wohlstand der Einwohner. Davon ließe sich denn keine andere Ursache denken, als die Einflüsse der kirchlichen Grundsätze. Ich sage der kirchlichen: mich dünkt, Verschiedenheit der Religion läßt sich unter Christen nicht denken. Um so weniger fürchte ich den Vorwurf der Partheilichkeit, wenn ich den Lehrbegriff der protestantischen Kirche dem Staat für zuträglicher halte. Die vielen Feiertage, die überhäuften Andachtsübungen, der traurigere Charakter mancher Lehren, insonderheit auch die Organisation der Geistlichkeit und das Klosterleben sind der Industrie und der Bevölkerung in gleichem Grade schädlich. Dagegen hat man in unseren Tagen der protestantischen Kirche vorgeworfen, sie mache ihre Bekenner geneigter zum Republikanismus. Sogar zur Französischen Revolution soll sie beigetragen haben. Ich wüßte nicht wie? wenn man nicht etwa annimmt, die Monarchie könne nicht mit Aufklärung der Unterthanen, mit einem freimüthigen Sinn des Volks bestehen. Das

hieße die Monarchie unbillig schmähen. Nur Despoten bedürfen eines dummen Volks und der Lehre von dem Verdienst des blinden Gehorsams. Diese verbreiten sie wohl leichter durch ihr Einverständniß mit den Häuptern der katholischen Kirche. Aber die Erfahrung hat auch gezeigt, daß die geistlichen und weltlichen Oberhäupter nicht selten durch Uneinigkeit ihr Ansehen gegenseitig entkräften. Im Gegentheil wüßte ich kein Beispiel, daß, bei übrigens gleichen Umständen, die Unterthanen in protestantischen Ländern schwieriger wären, als in katholischen.

Nach dieser Theorie glaube ich allerdings, der Canton Schwyz würde bevölkerter und reicher seyn, wenn er sich zur protestantischen Religion bekennte. Doch will ich damit nicht sagen, daß nicht im Ganzen auch jetzt verhältnißmäßig viel Wohlstand herrsche. Hat man mir doch sogar von einigen reichen Familien gesagt, die hundert bis zweihundert tausend Gulden im Vermögen haben. Aber dieß sind dann freilich Ausnah-

men, die ihre besondern Ursachen haben. Solche Reichthümer werden nur durch Erbschaften zusammen gebracht. Auch sollen die ausländischen Dienste viel Geld in das Land bringen. Daß der Handel mit Landesprodukten in diesem Canton eine so reiche Quelle des Wohlstandes werde, glaube ich nicht: vielmehr halte ich diesen für den Grund der Wohlhabenheit der Begüterten der zweiten Klasse.

Die Lage von Schwyz finde ich unvergleichlich schön. Der Flecken liegt in einem reizenden Bergthal, das hohe Berge ringsum einschließen. So dicht von Bergen umringt sah ich noch keinen Ort. Dabei machen die Häuser des Fleckens, in einer langen Reihe in dem Thal zerstreuet, eine ungemeine Wirkung. Das Thal ist außerordentlich fruchtbar: Es hat die schönsten Weiden, die man sehen kann. Auch an den Bergen sind theils Viehweiden, theils Waldungen. Durch das Thal fließt die Mutta, ein Waldstrom, der aus dem Altorfer Gebirg entspringt, und bei Brunnen in den Luzerner See fällt.

Die Berge haben auch hier mannigfaltige Farben und Gestalten. Die höchsten sind zur Linken der Urli und Rigi, zur Rechten die Miten, rückwärts die Frvalp. Nach vorne zu öffnet sich das Thal nach Sever und den Lavenzer See hin. Doch wird es auch hier, aber in mäßiger Höhe, eingeschlossen von dem Sattel an der einen Seite, von dem Fuß des Rigi an der anderen.

Unter diesen Bergen ist der Urli der höchste; der Rigi noch der niedrigste. Die Miten oder Schwyzer Haken sollen für den Naturforscher ganz besonders interessant seyn. Die eine Mite, die sogenannte große, hat eine sehr ausgezeichnete Form; einen spitzen Kopf und auf demselben gleichsam einen runden Hut. Der Urli war noch mit starken Schneestreifen belegt; auf keinem Berge wechselten die grauen und schwarzen Streifen so, wie auf diesem.

Alle diese Berge sind Alpen. Hier erst habe ich einen bestimmten Begriff von dieser

Benennung erhalten. Es sind die oberen, bloß beweidbaren Striche der Berge, da die untern zum Kornbau, oder wie man in der Schweiz allgemein sagt, zur Frucht gebraucht werden, oder mit Wald bewachsen sind. Solche Alpen haben eigentlich nur die kleinen Cantone und das Oberland, ingleichen Freiburg und Luzern. Die Kühe fangen ungefähr um die Mitte des Junius an, sie zu beweiden. Behende und vorsichtig gehen sie, wo kaum Menschen sich wagen dürfen. Dann gehen sie dem Schnee nach. So wie dieser weicht, finden sie an den eben entblößten Stellen das schönste, kräftigste Gras.

Früh, mit Anbruch des Tages machte ich heute mich auf den Weg, um einige der schönsten Aussichten zu genießen.

Noch in der Morgendämmerung trat ich in das Thal von Schwyz. Die aufgehende Sonne vergoldete den Wald. Das Licht verbreitete seine wohlthätigen Stralen rings um mich her. Theilnehmend freuete ich mich des

Lebens, der Thätigkeit, womit alles den jungen Tag begrüßte.

Wie verschieden war meine Empfindung jetzt von der in dem Thal von Einsiedeln! Hier sind die Berge weit höher; der Miten flößt sogar einen gewissen Schauder ein. Aber die große Kultur erinnert sehr lebhaft an den menschlichen Fleiß. Es liegt etwas großes in dem Gedanken an die Kraft, welche diese Berge bewohnbar machte. Man kann nicht melancholisch seyn im Schwyzer Thal, wie in dem von Einsiedeln. Es ist zu viel Leben in jenem verbreitet; man fühlt sich wie durchdrungen von kühnen Ideen, die durch das Beispiel zu außerordentlichen Anstrengungen auffordern. Ich begriff, daß aus diesem Thal Männer kamen, die den Franzosen auf den Bergen Trotz boten, die Weib und Kind zur Brustwehr dienten.

Wir machten durch das schöne Thal einen Spaziergang von einer Viertelstunde zu einem Gut auf der Mitte des Miten, wo ein Bauer

von Schwyz einen englischen Garten angelegt hat. Erst kamen wir auf dem Abhange des Berges zu einem sehr guten Weinberge. Alles zeugte von dem sehr verständigen Fleiß des Eigenthümers. Der Höhe ungeachtet stand der Wein vortrefflich. Weiter hin ist auf dem Felsen ein kleiner englischer Garten von wilden Bäumen angelegt. Die Pflanzen sind theils zwischen den Steinen aufgezogen, theils aus einer dünnen Lage Erde, die man auf den Stein brachte. Das Wohngebäude ist einfach, aber bequem. Man kann ganz hinauffahren. Die ganze Anlage ist in dem ächten englischen Geschmack. Nur Wasser fehlt, um sie vollkommen zu machen. Die erste Anlage rührt wirklich von einem Engländer her. Nachher ward sie von andern fortgesetzt. Der jetzige Besitzer läßt seine Freunde, jeden etwas nach eigner Phantasie hinzufügen. Dieß macht die Stelle für einen kleinen Ort zur doppelten Wohlthat. Jeder interessirt sich lebhafter dafür, fühlt sich gleichsam selbst zu Hause.

Von der Platteform des Felsen hat man eine treffliche Aussicht. Vor sich die Miten so nahe, daß ihre Spitzen durchaus in die Wolken ragen. Der Berg ist mit etwas Holz bewachsen. Wo er anfängt kahl zu werden, sieht man hie und da kleine Häuser und Sennhütten. Hier gießt sich ein Waldbach herab, der oft reißend genug ist. Rechts ist der Urlt und der Anfang des Ausschnitts der weiten Aussicht hinterwärts. Diese Aussicht umfaßt das Thal, worin Schwyz so lieblich liegt, und der Fluß sich schlängelt, auf die weitläuftigen Gebirge in Unterwalden und Altorf; auf die herrlichen Thäler bis dahin, durch welche die Mutta strömt, und an welche ein Stück des Luzerner See's stößt. Im Hintergrunde sieht man die weissen Schnee- und Eisberge. Unbeschreiblich ist der Kontrast, den dieser Anblick mit den grünen und schwarzen Wäldern macht, die Sie auf den anderen Seiten sehen, sobald Sie den Fuß umdrehen. Unter dem Schnee brechen häufige Ritzen oder Streifen hervor. Der

Schnee macht sie, wenn er im Frühjahr mit der größten Gewalt herabrollt.

Ferner sehen Sie in dem Thal den stillen Lavenz-See in einer reizenden Ebne. An seinen Ufern liegt das Dorf Lavenz. Im See erblicken Sie eine kleine Insel, Schwanau; eine Einsiedelei mit lieblichem Gehölz umwachsen. Das ist eine der schönsten einsamen Gegenden der Schweiz.

Der Rigi scheint Ihnen hier ganz nahe. Er theilt die weite Aussicht gleichsam in Abschnitte zur Rechten und zur Linken. An der linken Seite haben Sie die Höhen nach Einsiedeln zu. Doch stellen sie sich hier nur in unbestimmten Umrissen dar.

Ich stieß auf einen Gesichtspunkt, der beide Aussichten in einem Gemählde zusammenfaßt; die rauhere oder eingeschränkte Bergaussicht auf die Miten und die Fro-Alp, und die weite, welche der Rigi an der einen Seite be-

gränzt. An diesem Anblick kann man sich nicht satt sehen. Es ist eine der schönsten Gegenden in der Schweiz, die noch wenig bekannt ist. Professor Wyttenbach zu Bern hat für einen Freund eine Zeichnung davon aufgenommen. Sie wird jetzt in England in Kupfer gestochen.

Einen ganz eigenen Reiz erhielt diese Gegend für mich, durch den Gedanken an den Umfang der menschlichen Kraft. Man sieht Häuser sehr hoch an den Miten hinauf. Es wird Heu gemähet, obgleich man sich nur in Stricken herauf und hinab lassen kann. Oben auf der unwegsamen Spitze steht ein Kreuz. Menschenhände haben die Masse hinauf gebracht, haben sie befestigt.

Sehen Sie auf den anderen Berg, den Rigi, so bieten sich Ihnen andere Betrachtungen dar. Hier zeigt sich auf der höchsten Spitze keine Spur menschlicher Arbeit mehr. Aber können Sie um deswegen den Gedanken

aufgeben, daß der Mensch auf dieser Spitze, wie auf jener sich Denkmäler errichten werde? Ich glaube nein. Wenigstens fühlte ich das Gegentheil in dem Augenblick der Vergleichung. Und wäre der Rigi noch zehnmal höher, so mahlte nur die geschäftige Phantasie die Möglichkeit für menschliche Kraft und menschliche Beharrlichkeit, mit der Zeit auch diese Höhe zu beherrschen. In diesem Streben nach dem Unerreichbaren, in dieser Abneigung gegen alle Einschränkung, alle Begränzung, finde ich einen unwiderleglichen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, für unsere Fortdauer in einem vollkommneren Leben. Versuchen Sie es, liebe Friederike, denken Sie sich irgend ein Ziel, irgend ein Maaß Ihrer Kräfte, Ihrer Wünsche: Sie werden immer weiter hinaus gehen. Theilen Sie die kleinste Milbe in unendliche Theile, vergrößern Sie das Weltsystem in den ungeheuersten Verhältnissen: es genügt ihnen noch immer nicht. Ihre Phantasie geht über das kleinste, wie über das höchste Maaß hinaus. Dergleichen Anlagen gab uns

die Natur nicht umsonst. Unser Geist ist unvergänglich. Wir sind geschaffen für das Unendliche, wenn wir die Hülle abgeworfen haben, unter der hier unser Blick geschärft ward.

Ich setzte diese Träumereien noch im Herabgehen fort, als mich mein Begleiter auf eine andere Stelle merken hieß. Wirklich war sie einzig in ihrer Art. Man sah rings um sich nichts, als den waldigten Berg, in dem der Weg schräg herab geht. Aber der Waldbach rauscht über Ihrem Kopfe und unter Ihren Füßen. Das ist der einzige Laut, der die tiefe Stille der Natur unterbricht.

Nun verengt sich allgemach die weite Aussicht, die noch vor Ihnen entfaltet lag, als Sie den Berg herab giengen. Wenn Sie das Thal wieder erreicht haben, sehen Sie die Umrisse und die Bergspitzen nur noch in der Ferne.

Nach Brunnen führt ein Fußsteig links, indeß die Landstraße zur Rechten längs der Mutta einige Krümmungen macht. Der Rigi und der Urli bleiben rechts liegen. Man geht eine gute Stunde.

Dieser Fußsteig ist einer der schönsten Wege, die sich denken lassen. Ein mäßig weites, durch die Berge gekrümmtes Thal; äußerst fruchtbar, besäet nur mit einzelnen Häusern. Die treflichsten Wiesen, welche gemähet werden zum Winterfutter, und zur Stallfütterung im Frühjahr, bis die Kühe auf die Alpen kommen. Zu beiden Seiten hohe Berge, auf denen Weiden und Hölzung in mannigfaltigen Gruppen abwechseln. Nicht selten sehen Sie Kühe weiden auf einem Berge, der über nacktes Gestein herabhängt. Diese Verbindung der Kultur mit den Hindernissen, welche sie erschweren, gewährte mir ungemeines Vergnügen. Ich habe es so gerne, wenn der Mensch durch Geschicklichkeit ersetzt, was ihm an unmittelbarer Kraft abgeht.

So wie sich die Krümmungen herum zie-hen, sehen Sie auf Ihrem Wege vor sich und hinterwärts fast nur Berge mit Waldung be-deckt. Aber Sie sind bei weitem nicht so ein-sam, als in dem Thal hinter Steinen. In diesem Thal geben Ausschnitte Ihnen hie und da einen weiteren Blick, Sie zu erinnern, daß Sie wieder in die Welt gehen können, und daß Sie auch im Thal der Welt nicht verbor-gen sind.

In der Hofnung, die Aussicht zu genießen, bestieg ich den Gipfel eines Berges zur Rechten, die hohe Flue genannt. Nach einem müh-samen Gang von einer Stunde kam ich hinauf. Die Aussicht über den Waldstädter See und die Berge, welche ihn umgränzen, ist treflich. Allein nach den anderen Seiten hin ist der Ge-sichtskreis beschränkt.

Dafür ward mir ein anderes Naturschaus-spiel zu Theil. Ein Gewitter, das sich im Thal zusammenzog, brach jetzt fürchterlich aus.

Der Donner rollte unter meinen Füßen in dem engen Thal. Die Blitze schossen herab; ich konnte sehen, wie sie im Zickzack herunter fuhren. Jetzt schossen sie ins Thal; jetzt drangen sie in die gegenüber liegende Bergseite. Nun kam ein Regen, der alles zu überschwemmen drohte. Und oben auf der Höhe war alles heiter. In reiner, ungetrübter Luft warf die Sonne ihre Stralen nach wie vor. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie mir ward. Das Vorgefühl der Zukunft durchdrang mein Innerstes. Lebhaft und anschauend fühlte ich, daß wir einst so aus jener Welt herabsehen würden auf die Uebel in dieser. Wir wissen dann, daß sie bald verschwinden. Wir sehen ihre Gränzen, ihre Wirkungen. Ihre Nothwendigkeit liegt dann bei allen so klar vor uns, als wir jetzt aus Erfahrung wissen, daß Gewitter die Fruchtbarkeit der Erde befördern und unsern Dunstkreis reinigen. So wartete ich ruhig, bis das Gewitter vorüber war, und setzte meinen Weg nach Brunnen fort.

Brunnen ist ein ziemlich großer, gutgebauter Flecken am Ende des Luzerner oder Waldstädter See's. Die Einwohner sind zum Theil sehr wohlhabend und treiben einigen Handel. Man hat hier eine Niederlage für die Waaren eingerichtet, die über den Gotthardt nach Mailand gehen.

Von hier machte ich die Reise nach Luzern zu Wasser. Es sind sechs Stunden Weges, die man mit Rudern in eben so langer Zeit zurücklegt. Für ein großes Schiff mit sechs Rudern, doch auch mit Segeln versehen, zahlte ich vier große Thaler.

Die Fahrt ist ungemein angenehm. Gleich wenn man etwas vom Ufer ab ist, zeigt sich Schwyz und Brunnen, mit der herrlichen Landschaft zwischen beiden in einem reizenden Prospect. Die fruchtbare Gegend und die umliegenden treflichen Wiesen lehnen sich an die Miten. Hier erscheint der Berg nicht furchtbar; er ist vielmehr bedeckt mit schöner

Waldung und Weiden, die den malerischen Anblick vollenden.

Anfangs läuft der See ziemlich schmal zwischen mäßig hohen Bergen hin, die durch mannigfaltige Krümmungen und Schattirungen der Farben angenehme Prospecte machen. Sie sind alle theils Weiden, theils Waldung; nur zuweilen schimmert eine Strecke nacktes Gestein oder unfruchtbarer Sandberg zwischen durch. Hie und da zerstreuete Häuser und Oerter geben der Landschaft noch mehr Leben. Von der Höhe nehmen sich die weidenden Kühe schön aus. Vor sich sehen Sie nie etwas anders, als nach einer mäßig langen Strecke einen von jenen Bergen zur Linken oder zur Rechten, die sich herum ziehen und den See einschließen. Kommen Sie diesem anscheinenden Ende des Sees näher, so öffnen sich die Berge, und Sie rudern in einer ähnlichen Strecke bis zu einer andern Krümmung.

So geht es fort bis zu den beiden Nasen $2\frac{1}{2}$ Stunden von Brunnen. Anderthalb Stunden von Brunnen bleibt rechts Gersau liegen, ehemals eine eigene Republik, deren Gebiet etwa eine Stunde längs dem See sich erstreckt. Der Ort ist sehr gut gebauet. Er hat trefliche Nahrung durch Manufacturen. Dadurch ward er blühend, da er anfangs nur aus wenigen Häusern bestand. Bei der neuen Eintheilung der Schweiz hatte man diesen kleinen Staat übergangen. Jetzt ist er zu dem Kanton Waldstädten geschlagen, der die vier kleinen Kantone begreift. Er sendet drei Wahlmänner; also muß er 300 Mannspersonen über 20 Jahre haben.

Zur Linken liegt eine Viertelstunde oberhalb Gersau das Dorf Selisberg. Am Fuß des Berges, an welchem dieses Dorf liegt, steht das berühmte einzelne Haus Grütli. Hier sprudelt aus einer steinernen Hütte vom Abhang des Berges in einen hölzernen Brunnentrog die schöne Quelle, die rechts und links

über eine kleine Rasenfläche sich verbreitet. Auf diesem Fleck schwuren 1307 Werner von Stauffach, Arnold von Melchthal, und Walter Fürst von Urt den ersten Bund der helvetischen Eidgenossen. Hier ward auch dieser Bund 1713 von den drei ältesten Kantonen feierlich erneuert.

An derselben Seite, noch etwas näher bei Brunnen tritt der Felsen sonderbar in das Wasser hervor. Ein Stück desselben wird zur Insel. Man kann zwischen dem Hauptfelsen und diesem abgerissenen Stück durchrudern. Diese Stelle ist eine von den merkwürdigsten an dem romantischen See.

Zur Selisberger Kirche gehört auch die Treib, ein einzelnes Haus, eine kleine Stunde von Brunnen. Es ist den Schiffern wichtig, weil sie hier bei bösem Wetter und Wind eine Zuflucht finden.

Bei Treib geht ein Arm des Sees hinab nach Flüelen bei Altorf. Hier sehen

Sie zur Rechten die Kapelle von Wilhelm Tell. Der Anblick dieser Oerter belebt das Andenken an die Geschichte der Vorzeit. Sie spähen die Stelle aus, wo er aus dem Schiffe sprang. Er gab dem Schiffe einen Stoß, und floh über die Berge nach Küßnach, wo er bald den tyrannischen Landvoigt Gaßner erschoß. Es liegt überhaupt ein eigener Reiz in den Geschichten des Kampfs um Befreiung von unrechtmäßiger Unterdrückung. Aber die Geschichte keines Freistaats hat ein so hohes Interesse für den Menschen, als die der alten Schweizer. Keine ist so rein, so edel, so frei von Intriguen und Selbstsucht, so reich an großen, kühnen Thaten. Auch ist keine so einfach und so wahr beschrieben. Nur die Schweizer Geschichte hat bis jetzt noch einen Johannes Müller. Seit meinem alten Tacitus kenne ich keinen Geschichtschreiber, der diese Kraft der Darstellung erreicht hätte.

Ferner sehen Sie an der linken Seite die Dörfer Bekenried, Rütli und Buochs.

Das letztere liegt nur etwas unterhalb den Nasen. Die größten Berge bis dahin sind links die Fro-Alp, Blumli's-Alp, Brüste-Berg, Selisberg, das Briechser-Horn; rechts den Urli, die hohe Flue, an deren Fuß Gerfau liegt, den Rigi-Berg. Unter diesen Bergen ist der Brüste auch in der Naturgeschichte merkwürdig. Er ist der Anfang vom Gotthardt, den man schon von Zürch aus sieht. Wo ich nicht irre, so findet sich hier schon Granit. Sonst sind alle Bergreihen von Schwyz bis hinunter in das Pays de Vaud kalkartig und Flintstein; die vom Jura sind bloß kalkartig. Der Granit fängt erst tiefer unten beim Walliser Lande und bei dem Gotthardt an.

Die Nasen sind zwei Vorgebirge, welche eine verhältnißmäßig enge Durchfahrt bilden. Sobald man hindurch ist, öffnet sich die Gegend, und der See wird beträchtlich weiter. Die fernen Waldungen thun jetzt nicht mehr dieselbe Wirkung, weil man die Gegend nun

mehr von weitem übersieht. Rückwärts geben Ihnen nun die Nasen einen beständigen Gesichtspunkt. Von den Bergen, die vorhin mit dem See parallel liefen, sehen Sie nichts mehr, wenn nicht hie und da noch eine Spitze hervortritt. Nur der ungeheure Rigi bleibt Ihnen noch zum Theil zur rechten Seite.

Der See wird hernach noch breiter bis zum Kreuz, vier Stunden von Brunnen. Eine Stunde vor dem Kreuz bleibt rechts Fiznau liegen, am Fuß des Rigi; gerade gegenüber ist ein Wirthshaus, das die Schiffer für die Hälfte des Weges nehmen. Bei Fiznau fängt die Luzerner Grenze an; der halbe Rigi-Berg gehört schon zu Luzern. Weiterhin haben Sie zur Rechten das Dorf Wagge oder Weggis am Rigi. Ein Bergsturz verschüttete es vor drei Jahren; doch flüchteten sich die Einwohner noch zur rechten Zeit.

Eine halbe Stunde von Weggis, Kirsiten gegen über, theilt sich der See in drei

Arme. Der eine geht gerade aus nach Luzern; der zweite aufwärts zur Rechten nach Küßnach; der dritte abwärts zur Linken nach Stanzstadt. Hier ist die schönste, mannigfaltigste See-Aussicht. Die Berge sehen Sie jetzt bloß amphitheatralisch in weiter Ferne sich erheben; zur Rechten den Rigi, der doch immer mehr zurücktritt, zur Linken den Bürgerstock und den Pilatus.

Zwei Stunden von Luzern, nahe am Lande, zur Rechten, wo Sie in den engeren Armschiffen, der nach Luzern geht, liegt auf einer Insel, die aus einem kleinen Felsstück besteht, die Chapelle S. Nicolas. Gerade daneben steht auf eben einem solchen Felsstück ein Kreuz. Hier ward ehedem geopfert. Die Schiffer mußten nicht ohne Beschwerde anlegen, um der Geistlichkeit ihren Tribut zu zollen, für den göttlichen Schutz auf einer zurückgelegten Reise, oder um sich ihre Fürbitte zu erkaufen für die bevorstehende.

Nun erhebt sich insonderheit der Pilatus zu Ihrer Linken immer mehr und mehr. Die Stadt Luzern zeigt Ihnen vorwärts wieder ein treffliches Amphitheater. Sie liegt mit ihren Mauern und Thürmen einen ziemlich hohen Berg hinan. Nahe dabei schmücken einige schöne Landhäuser die Gegend.

Rückwärts sehen Sie wieder, wie zuvor, den Horizont begränzt durch Berge, die in Krümmungen hervorgehen. Diese Abwechslung der weiteren und beschränkteren Aussicht gehört mit zu den eigenthümlichen Schönheiten dieses Sees. Der Zürcher See hingegen behält beständig ein fast immer gleich schönes Amphitheater. Dieß vermindert die Wirkung des Eindrucks bei einer fortgesetzten Beschauung; aber den Luzerner See zu betrachten ermüden Sie nie. Auch für Naturforscher ist er überaus wichtig; es scheint mir nicht zweifelhaft, daß er durchaus die Geburt eines mächtigen Vulkans ist.

XLVIII.

Aarau, den 31. Mai 1798.

Die Lage von Luzern finde ich ganz so schön, mein lieber Freund, als Sie mir sie schilderten, wie wir an dem comfortable tea-board in Ra: stadt den Plan zu meiner Schweizer-Reise ent: warfen. Ich eilte gleich nach der langen Haf: brücke, welche die Stadt mit der Vorstadt ver: bindet. Sie ist 1380 Fuß lang; bedeckt, wie die beiden anderen. Auf der halbrunden Ta: fel fand ich die Nahmen und Höhen aller Ber: ge, die man rings um den See sieht. Die nächste Gruppe macht der grüne Rigi, mit dem schwarzen Pilatus zur Rechten, zwischen beiden der steile Bürgenstock. Ueber diesen hinaus sah ich die Blum: Alp, die Spitze des Titlis, die ganze Kette der Schnee- und Eisberge. An der Seite des Pilatus entdeckte ich das schreckliche Wetterhorn, eine der höchsten Spitzen der Eisberge, wohin noch nie

ein Mensch sich wagte. Von allen diesen Bergen eingeschlossen, lag vor mir der große Waldstädter-See, mit seinen mannigfaltig schattirten Bergufern. Nur die Anfänge der Krümmungen konnte das Auge verfolgen; die Gewässer verloren sich nach allen Seiten in den Schlund der Berge. Hie und da belebten Kirchen, Dörfer, einzelne Häuser die Gegend. Sie erweckten die erhebende Idee, daß jene Bergmassen nicht fruchtlos da stehen, daß sie dem menschlichen Fleiß zinsbar würden. Dennoch hat der ganze See mehr einen melancholischen Charakter. Auch bei dem stärksten Sonnenschein schwebt eine finstere Stille über dem größten Theil der Gegend. Man weiß, daß man eben in dem Mittelpunkt des Schauplatzes ist, wo die Schweizer Freiheit erfochten ward. Aber Sie fühlen, daß die Menschen harter, sehr harter Druck treffen mußte, ehe sie in dieser Gegend zu den Waffen griffen, wo sie sichtbar nur mit großer Mühe sich Obdächer errichteten, und Nahrung fanden. Sie klagen wehmüthig über die Unart der

Mächtigen dieser Erde zu allen Zeiten, welche auch den armen Bergbewohnern nicht gönnten, in Frieden der Existenz zu genießen, die sie durch solche Anstrengungen in einer rauhen Gegend fanden, welche die Natur selbst geschaffen hatte zu einer undurchdringlichen Zuflucht vor allen Verfolgungen. Und was ist die Schuld der Oesterreichischen Herzoge, welche sich von ihren Landvögten täuschen ließen, gegen die des französischen Direktoriums, das, um einige Wagen Silber zu erpressen, diese Gegenden mit Feuer und Schwerdt verheeren wollte, unter der schändlichen Vorspiegelung freien Menschen Freiheit zu bringen?

Unwillkührlich drangen sich mir diese Betrachtungen auf, als ich mich von dem Angriff unterrichtete, den die kleinen Kantone bei dem Anfang ihres Krieges gegen die Franzosen der Stadt droheten, um sie von der neuen Constitution abzuziehen. Luzern war ihnen nothwendig, um sich den Rücken zu decken, da sie den Krieg angreifend führen wollten; auch

hatte sich die Stadt ihren Unwillen zugezogen, durch die Sperre des Handels mit den Kantonen, welche der französische General und die Regierung von hier aus verfügten. Die Verbündeten zogen in der Nacht vom 28. auf den 29. April gegen die Stadt. Die Schwyzer kamen von Küßnach über dem Wesendi und der Mußegg, die Unterwaldner von der andern Seite an die Stadt-Thore.

Vorher hatten sie eine Verkündigung erlassen, die man überall, auch in dem Kanton Luzern bekannt machte. Ich lege sie Ihnen bei. Sie werden sie mit Interesse lesen; mich dünkt, der alte Schweizersinn athmet ganz darin.

„Noch können wir uns nicht mit dem Ge„danken vertraut machen, daß die französische „Nazion, wenn sie gerecht, wenn sie ihren ge„offenbarten Grundsätzen getreu seyn will, sol„te einen Versuch machen wollen, der sie selbst „durch den Widerspruch ihrer Handlungen mit „ihren Grundsätzen entehren würde, den Ver-

„such', selbst die freie Volksverfassung der „Schweiz umzustürzen; jene Verfassungen, „deren Stifter die Franken in den Tempel der „Freiheitshelden versetzten; jene Verfassungen, „die sie selbst zum Modell der ihrigen sich wähl„ten. Welch ein abentheuerlicher Wider„spruch! Ja, Schweizer! — ja, Brüder! „Nur bei unserer Verfassung ist wahre Volks„freiheit; wir erkennen keinen Oberherrn, als „jenen Gott, der über uns ist; wir tragen keine „Fesseln, als die sanften Fesseln der Religion „und der Sittenlehre; kein Joch ruht auf un„serm Nacken, als das süße Joch der Gesetze, „die wir uns auflegen. In unserer Verfassung, „nur in unserer Verfassung liegt nach den Ur„gesetzen der Natur die höchste Gewalt in den „Händen des Volks, dessen Oberherrschaft „die französische Republik so oft, so feierlich „zu respectiren versprochen hat.“

„Nun mögen große Nazionen ihren Ver„sprechungen zuwider handeln. Wir biedern „Schweizer bleiben den unsrigen getreu.“

„Er ist gethan, der feierliche Schwur, ge-
„than zu dem Gott unsrer Väter, zu dem Gott,
„der das Schicksal der Nazionen nach seiner
„Willkühr lenkt.“

„Von dem Gefühl unsrer gerechten Sache
„haben wir ihn gefaßt den festen Entschluß,
„sie bis auf den letzten Blutstropfen zu verthei-
„digen, — die glückliche Urverfassung unsrer
„Länder, dafür zu kämpfen, zu siegen, oder
„zu sterben den schönsten Tod, den Tod für
„Religion, für Freiheit und Vaterland.“

„Brüder! Schweizer! wer aus Euch von
„dem gleichen Feuer begeistert ist — und ge-
„wiß seyd ihr es alle, oder unwürdig Schwei-
„zer zu seyn — wer von diesem Feuer begei-
„stert ist, der trete unter unsre Fahne, die
„Fahne der Freiheit, der reihe sich an unsre
„Reihen, der schließe sich an unsre Glieder an,
„und Freiheit — wahre Freiheit wird die
„Frucht seines heldenmüthigen Entschlusses
„seyn.“

„Nur der bleibe zurück, nur der entferne „sich vor unsern Schaaren, der feig, der nie„derträchtig, der unschweizerisch genug denkt, „um seinen Sklaven-Nacken unter ein Joch „zu beugen, das schlaue Herrschsucht mit dem „Zaubernetz der Freiheit umwand; und der „Herrschsüchtige und der Feigherzige werden „zugleich unter dem eisernen Druck, wie der „kriechende Wurm unter dem tretenden Fuß, „zerbersten. Uns aber, uns alle, die wir „für wahre Freiheit kämpfen, wahre Freiheit „lieben, wünschen, suchen — uns laßt strei„ten, siegen. Ja, theuerste Brüder! siegen „werden wir, wie unsre Väter über mächtige „Heere siegten; denn auch unsre Sache ist ge„recht, und der Gott der Gerechtigkeit wird sie „schützen. Dieß sey unser Losungswort, wel„ches uns aufrufen — hinführen soll zum „Kampf und zum Siege.“

Als nun die Männer vor der Stadt stan„den, sandte Reding Morgens am 29. im Nah„men der Kriegsräthe der Stände Schwyz, Un-

terwalden und dem Wald, Zug und Glarus, diese Aufforderung an die Stadt.

„Noch können wir der angenehmen, durch „unsre Bünde geheiligten Gewohnheit nicht „entsagen, Euch mit dem süßen Nahmen Eids„genossen anzureden und zu grüßen.“

„Noch hatten wir uns nie überzeugen kön„nen, daß Ihr, unsre ältesten Bundsgenossen, „wenn Ihr gleich eine neue Verfassung klein„müthig euch aufdringen ließet, die eidsgenös„sischen Bande und Verhältnisse, die uns seit „Jahrhunderten zusammen hielten, gewaltsam „zerreissen würdet.“

„Desto tiefer muß es uns schmerzen, daß „Schweizer, daß Eidsgenossen, daß Brüder „schwach genug waren, sich durch eine fremde „Schreckenssprache verleiten zu lassen, gegen „uns, gegen Eure älteste, getreueste Bunds„brüder eine Sperre zu verhängen, die keine „andere Absicht haben kann, als uns durch Hun„gersnoth zu zwingen, die glückliche Verfassung

„unserer Väter gegen eine neue zu vertauschen,
„die uns alten biedern Schweizern in jeder Hin-
„sicht unerträglich scheint. Und da auch Euer
„freies, noch schweizerisch gesinntes Volk ge-
„gen uns laut den Wunsch geäußert, zu männ-
„licher Vertheidigung der Verfassung unsrer
„Väter sich mit uns zu vereinigen; so hatten die-
„se Eure feindliche Handlung Eurer dermaligen
„Regierung, und die geäußerten Wünsche Eu-
„res Volks bei uns, theils alten, theils neuen
„demokratischen Völkern, in deren Adern noch
„das Blut unsrer Väter wallt, die Stimmung
„aufs höchste, und den männiglichen Entschluß
„zur Reife gebracht, Euch und uns von der
„Schande dieser von Brüdern gegen Brüder
„verhängten Sperre zu befreien, und den
„Wünschen Eures Volks bundsmäßig zu ents-
„sprechen.“

„Wir fordern Euch demnach mit dringlicher
„Stimme auf, uns Eure Thore zu öffnen,
„uns als Eidsgenossen, als Freunde, als Brü-
„der aufzunehmen, und unsrer bundsmäßigen

„Vereinigung mit Eurem Volk, das, wie das „unsrige, der Landesherr seines Landes ist, „keine Hindernisse in den Weg zu legen.“

„Entschließt Euch; zaudert nicht. In „einer Stunde würde durch die Gewalt der „Waffen erzielt werden, was wir so gern Eu„ren brüderlichen Empfindungen und unsrer „dringlichen Aufforderung verdanken müssen. „Für jeden Tropfen Brüder-Bürgerblut, der „fließen würde, werdet Ihr allein verantwort„lich seyn. Oeffnet uns denn Eure Thore, „vereinigt Euch lieber mit uns, wendet lieber „Euer Vermögen zur Vertheidigung des Vater„landes an, und überzeugt Euch als Eidsgenos„sen und Christen, daß der Gott der Gerech„tigkeit unsre gerechten Sachen unterstützen, „und die getreue Zusammensetzung unsrer Kräf„te segnen werde, wie er solche dortmals ge„segnet hat, wo unsre Väter als Christen, „Männer, Helden für Religion, Freiheit „und Vaterland stritten.“

„In dieser frohen Hoffnung empfehlen wir „Euch nebst uns dem Gott unsrer Väter per „Mariam getreulich.“

Die Stadt wagte um so weniger Widerstand zu leisten, da sie der Gesinnung des Landvolks nicht trauen konnte. Dem Regierungsstatthalter Rüttimann *) blieb weiter nichts übrig, als die Stadt auf möglichst schonende Bedingungen zu übergeben. Als man ihm Sicherheit für Personen und Eigenthum versprach, ließ er die Thore öffnen. Die Anführer schlossen nun auf dem Stadthause eine Capitulation ab.

Nach dieser sollte die Stadt mit Landleuten besetzt werden. Das Volk dürfte sich selbst eine Verfassung wählen und deshalb mit andern Eidgenossen verbinden. Die Verbündeten sollten aus dem Zeughause Kanonen und Munition

*) Einer der verdientesten Beamten während der neuen helvetischen Regierung. Jetzt bekleidet er die Stelle eines ersten Statthalters.

erhalten; ferner 10000 Gulden baares Geld und eben so viel an Korn. Dabei versprach die Stadt die Sperre zu heben, keine fremde Hülfe gegen die Kantone anzurufen, keine Hülfstruppen zu geben, als von den alten Kantonen, welche die Constitution nicht angenommen.

Der Haufe hatte indeß andächtig die Messe gehört. Aber von dem Altar strömte alles den Wirthshäusern zu. Der Freiheitsbaum ward niedergehauen. Mit großem Geschrei führte der Zug die abgerissenen Sinnbilder der neuen Freiheit durch die Gassen. Dabei ertönte das alte Schweizer Volkslied: Wilhelm, wo bist du der Telle?

In diesem Taumel plünderten die Eroberer das Zeughaus. Die Stimme der Befehlshaber vermogte nichts gegen den berüchtigten Paul Styger, den Kapuziner. Er stieg auf die Kanonen, und ermunterte zu ihrer Wegnahme.

Aber noch an demselben Abend mußten sich die Verbündeten zurückziehen. Die Franzosen hatten Zug eingenommen. Sie bedroheten von dort aus das Schwyzer Gebiet. Am Zürcher See waren die Verbündeten unthätig geblieben und die Franzosen rückten von beiden Ufern heran. Nun gab der Kriegsrath den Plan des Angrifs auf, der ohnehin schon zu spät gefaßt, zu langsam ausgeführt war. Man dachte nur noch auf den Schutz des heimischen Bodens. Die mittlere Colonne gieng von Luzern nach dem Kanton Schwyz zurück. Auch der linke Flügel, der schon Meyringen und Brienz besetzt hatte, mußte sich an die Grenzen von Obwalden begeben. Das Schwyzer Bataillon von diesem Flügel kam am 2. Mai Mittags wieder in Schwyz an, und besetzte sogleich den hohen Berg Hakken-Egg, nachdem es 20 Stunden Weges in 24 Stunden Zeit zurückgelegt hatte. Nur der rechte Flügel behielt die eingenommene Stellung am Zürcher See bei Wollerau und Rapperswyl, bis die Franzosen sie am 30. April überwältigten.

Nach dem Abzug der Verbündeten besetzten die Franzosen Luzern am 30sten April. Die abgeschlossene Capitulation, das letzte Denkmal Alt: Eidgenössischer Kriegssitten, ward von der helvetischen Regierung vernichtet, nachdem die kleinen Kantone die helvetische Constitution angenommen hatten.

Es wäre auch nicht möglich, Luzern gegen einen ernsthaften Angrif zu behaupten. Die Stadt hat zwar starke Mauern, nach alter Art mit Thürmen und Bastionen befestigt: allein sie wird von den nahen Anhöhen völlig beherrscht.

Im Ganzen finde ich Luzern nicht besser gebauet als Zürch: mich dünkt aber, daß in Luzern wohl so viele große und ansehnliche Gebäude sind. Die Größe wird ungefähr dieselbe seyn. Volkreicher ist Zürch; in Luzern sind nicht über 7000 Menschen.

Die Stadt hat fünf Thore und fünf Kirchen, unter diesen drei Klosterkirchen. Das

Hafthor wendet gegen Art, das Entlibucher gegen Basel, das Krienzer gegen Winkel, das Mülli-Thor gegen Aarau; die Museck ist eine Pforte für die Bauern am Wasser. Der Münster soll eine der größten und schönsten Kirchen in der Schweiz seyn. Auch die ehemalige Jesuiter-Kirche ist sehr schön. Das Seminarium dient noch zu einer Unterrichts-Anstalt.

Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen die drei großen Brücken einen vorzüglichen Platz. Die Hafbrücke hat, außer jener merkwürdigen Vorstellung der umliegenden Berge, eine Anzahl Gemählde aus der biblischen Geschichte. Auf der Kapell-Brücke, bei dem Ausfluß der Reuß aus dem See, sind in 200 kleinen Stücken die Heldenthaten der ersten Schweizer Bundsgenossen abgebildet. Die Gemählde auf der Reuß-brücke stellen einen Todtentanz vor.

Die Reuß entspringt auf dem St. Gotthardt, und fällt bei Altorf in den Waldstädten

See

See. Dann fließt sie bei Luzern wieder heraus, und nimmt nicht weit von Luzern die Emme auf. Von hier ab bildet sie mit ihren hohen, oft steilen Ufern eine zweite militärische Position, zwischen der Aar an der linken, und der Limmat und Sihl an der rechten Seite. Sie vereinigt sich nachher mit beiden Flüssen. Die Aar nämlich nimmt zwischen Brügg und Stilli erst die Reuß auf, dann die Limmat, in welche die Sihl schon bei Zürch geflossen ist. Nicht weit davon fällt die Aar bei Coblenz in den Rhein.

Den Spaziergang vor dem Thor bei dem Hospital finde ich recht angenehm. Indeß ziehe ich die Fußsteige auf den umliegenden Hügeln weit vor. Sie geben eine unendliche Mannigfaltigkeit an Aussichten über den See, die sich mit jeder Richtung ändern.

Die beiden vorzüglichsten Gesichtspunkte von allen sind, wie mich dünkt, der Gizlisperg zur Linken und der Berg über das Kapuzinerkloster zur Rechten. Von jenem übersieht man am besten die ganze Stadt, den See und

die zunächst umliegende Gegend. Auf dem zweiten stellt sich die Bergreihe am vortheilhaftesten dar.

Sehr angenehm sind auch die Wasserfahrten auf dem See. Ich habe am Abend eine nach Alpnach gemacht; eine der schönsten, die sich denken läßt. Die Luft war vollkommen stille. Mir gieng von den beständig abwechselnden romantischen Schatten der Berge auch kein Strich verloren.

Den Pilatus hätte ich so gern bestiegen. Er ist mir als einer der interessantesten Berge der Schweiz beschrieben. Schon seine sieben Spitzen, seine ganze äußere Gestalt, die ich, von dem See aus, so oft betrachtete, machte mich neugierig genug. Aber es war nicht möglich. Ich hatte von Alpnach noch fünf Stunden Weges. Die Reise hätte mir also einen ganzen Tag gekostet; den konnte ich nicht in meinen Plan einschieben.

Mit ungemeinem Interesse habe ich des hiesigen General Pfyffers Basrelief gesehen.

Dieß Kunstwerk ist gewiß einzig in seiner Art. Meine Phantasie war schon lange darauf gespannt: aber ich fand meine Erwartung noch weit übertroffen.

Der ganze Aufschnitt des Landes, wie man ihn von den Wolken herab übersehen könnte, ist auf das vollkommenste abgebildet. Nach der kurzen Strecke zu urtheilen, die ich bereiset habe, kann die Genauigkeit nicht größer seyn. Man wird bei der Vergleichung mit eigenen Beobachtungen bis zum Erstaunen davon betroffen. Ich stelle es mir daher als einen ganz eigenen Genuß vor, etwa am Ende einer Reise durch die Schweiz, oder bei wiederholten Reisen, hier das Resultat so mit einem Blick wieder übersehen zu können.

Mit unglaublicher Sorgfalt ist die verschiedene Elevation des Erdbodens bestimmt in diesem Lande, das eben um der großen Verschiedenheit wegen, noch nie mit Zuverlässigkeit vermessen ist. Die Höhen der Berge sind nach einem so genau abgewogenen Verhältnisse bezeichnet,

daß die Perspective der Natur wirklich so nahe, als möglich kömmt. Auch die Farbe der Berge ist auf das vollkommenste angegeben, je nachdem sie Wald, Weide, Schneeberge oder Eisberge sind. Ferner finden Sie den Lauf der Flüsse und Bäche; die Wege, nicht nur für Wagen, sondern auch gewöhnliche Fußwege; die Beschaffenheit der Wege; jede Kirche, jede Kapelle, jedes Dorf, jedes einzelne Haus, jedes Kreuz oder Signal — kurz alles, was nur immer zu der vollständigsten Topographie gehört. Stellung, Anordnung, Bezeichnung durch verschiedene Farben, sind so glücklich gewählt, so auffallend für das Auge, daß man von dem ungeheuren Gegenstande gleich den deutlichsten Begriff bekömmt. Ohne je sich zu verwirren, können Sie sich mit leichter Mühe orientiren, in welcher Gegend Sie wollen. Sie werden alles erkennen, alles so wieder finden, als eine zweite eigene Beobachtung es Ihnen bestätigen würde.

Die ganze Strecke begreift 220 Quadratmeilen. Sie fängt an bei Aarburg und geht

Herunter nach Süden bis zu dem Finsteraahorn und den übrigen Eisbergen des Grindelwalds, die schon über den Gotthardt hinausgehen. Alle Höhen sind nach dem Niveau des Luzerner Sees reducirt, der 220 Toisen über dem Meer ist. Der Maasstab ist so groß, daß sogar Höhen von 31 Toisen bemerkbar gemacht sind. Dieß war nothwendig, um die verschiedene Höhe der Berge genau zu bezeichnen. Alle diese Höhen hat er selbst gemessen, alle Gegenden selbst besucht. Er mußte unglaubliche Beschwerdea überstehen, die nur einem gleich hohen Maas von Enthusiasmus und von Geduld weichen. In den kleinen Cantonen, in Uri zumal, bestieg er ganz unwegsame Berge, wo vielleicht noch nie eines Menschen Fuß war. Hier fand er fast den größten Reichthum der Natur. In diesen Gebirgen, die zu den höchsten der Schweiz gehören, sah er die allerschönsten Wasserfälle der Schweiz, und eine Menge anderer erhabener Naturszenen. Der höchste Berg in der Schweiz ist das Finsteraahorn, nächst diesem das Jungfrauhorn, dann der Münch, dann das Schreck-

horn. Der erste ist 2195, der zweite 2139, der dritte 2099, der vierte 2090 Toisen über die Meeresfläche erhaben. Diese Berge gehören also zu den höchsten in Europa: denn der Montblanc ist 2426 Toisen, also etwa $\frac{1}{10}$ höher. Der Pic von Teneriffa ist nur 1904 Toisen. Dagegen sind die drei höchsten Berge von Peru beträchtlich höher, nämlich Ilinica 2717, Antisara 3020, Chimbo Raco 3220 Toisen.

Es ist unendlich interessant, den würdigen, vier und achtzig jährigen Greis von diesem staunenswürdigen Werk sprechen zu hören. Er erzählt so einfach, so anspruchslos. Man folgt ihm so gerne in seinen fast unglaublichen Bemühungen zur Vervollkommnung seiner Arbeit. Zwanzig Jahre lang beschäftigte sie ihn ununterbrochen. Erst nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen fand er eine völlig bequeme Masse. Es ist eine eigne Composition; so fest, daß man nicht einmal etwas abbrechen kann. Das ganze Werk läßt sich daher leicht genug transportiren. Es ist in 136 Quadrate vertheilt, die zusammen-

gesetzt werden. Für jedes Quadrat müßte man einen eigenen Kasten machen, worin es sorgfältig eingepackt würde. Diese Kasten würden nach den Zahlen der Quadrate leicht geordnet. Als Belege hat er alle Zeichnungen und Nachrichten von seinen Reisen aufbewahrt. Dieß ist eine ungemein wichtige Sammlung. Man muß hoffen, daß dem Publikum einst etwas davon bekannt werde.

Unstreitig ist der schwerste Theil der Schweiz schon abgebildet. Der Verfasser hat die Schwierigkeiten der noch übrigen Arbeit auch dadurch selbst vermindert, daß er schon die Höhe der zunächst liegenden großen Berge gemessen hat. So sind sie auf der Charte angegeben, die unter seiner Aufsicht davon gestochen ist. *) Diese Charte verdient bei weitem den Vorzug vor allen ähnlichen. Sonst hat auch von Mecheln in Ba-

*) Carte en Perspective du Nord au Midi d'après le Plan en relief et les mesures du General Pfyffer, reduit sous son Inspection a 150 Toises de France par ligne, par Jos. Clausner, Graveur à Zoug, a Blatt in folio.

sel einen Kupferstich in zwei Blättern davon verfertigt, gleichfalls unter des Generals Aufsicht. Das eine Blatt stellt die Prosection, das andere die Perspective vor. Sie sollen aber nicht mehr zu haben seyn.

Nichts betrübt den General mehr, als daß diese Arbeit nicht vollendet wird. Seine Kinder, die von seiner Manier vollkommen unterrichtet sind, und ihn arbeiten sahen, würden dem gerne an die Hand gehen, der sie fortsetzen wollte. Er hat sich selbst alle Mühe gegeben, jemand zur Fortsetzung zu vermögen, aber es hat sich niemand gefunden. Auch denen hat er Vorschläge gethan, die eine Arbeit nach einem kleineren Besteck angefangen hatten. Man kennt zwei solcher Versuche: einen unter der Veranstaltung Meyers von Aarau, und einen andern in Zürch von einem Manne, dessen Namen ich mich nicht erinnere. Allein es kam zu keiner Vereinbarung, jeder blieb bei seinem Plan.

Mich dünkt, der Staat sollte ihm sein Werk abkaufen, um sie unter seiner Aufsicht und An-

leitung vollenden zu lassen. Das Kunstwerk verdient gewiß diese Fürsorge in aller Absicht. In einem so gebirgigten Lande zumal scheint es selbst für die Regierung in militärischer und ökonomischer Rücksicht unmittelbaren Nutzen zu haben. Und wer wollte nicht dem Urheber einer solchen Unternehmung, neben der Freude sie beendigt zu sehen, eine billige Vergeltung für seine Arbeit und seine Aufopferungen wünschen? Ich weiß nicht, was ich darum geben würde, wenn ich ein solches Kunstwerk über Norwegen hätte um es als Beleg zu einer statistischen Uebersicht zu gebrauchen. Wie sehr würde eine solche Versinnlichung die Vorstellung erleichtern, die man etwa einem Prinzen von den verschiedenen Anlagen, den Bedürfnissen, den Hülfsmitteln eines Landes beibringen wollte? Man muß es selbst gesehen haben, und wenigstens über eine, auch nur kleine, schon bereisete Strecke Landes eine Vergleichung anstellen, um sich von der vielfachen Brauchbarkeit einen bestimmten Begriff zu machen.

Verschiedene Engländer haben ihn bewegen wollen, das Werk nach England zu senden, weil er dort viel daraus machen könnte. Allein der alte General ist zu patriotisch, um es seinem Vaterlande zu entziehen. Er lebt auch zu sehr dem Andenken an dieß große Geschäft seines Lebens, um sich davon trennen zu können. Um desto mehr wünschte ich, daß die Regierung ins Mittel träte.

Ehedem, begreife ich, hätte dieß Schwierigkeiten gehabt. Wenn kleine Republikanische Regierungen nicht leicht Böses thun, so ist auch ihr Vermögen Gutes zu wirken eingeschränkt. Allein dieß leidet nicht mehr Anwendung auf die gegenwärtige Regierung. Auch kann man hoffen, sie werde diesen Gegenstand bei ihrer Aufmerksamkeit auf alle wissenschaftliche nicht aus der Acht lassen.

Das Kunstwerk wird in des Generals Hause in einem eigenen Saale aufbewahrt. Es nimmt einen großen Tisch ein. Der General läßt es mit Vergnügen jedem vorzeigen, und der Aufseher giebt

sehr bereitwillig alle Nachrichten von der Arbeit, die er fassen kann. In dem Saal hängen auch verschiedene vorzügliche Kupferstiche von Schweizer Gegenden. Ueberdieß hat der General in seinen Zimmern einige schätzbare Gemählde und Zeichnungen, die sich darauf beziehen.

In dem Vorsaal sah ich drei Stücke von dem berüchtigten Denkmal, was Rainal dem Eidgenössischen Bunde, oder seinem eigenen Gedächtniß setzte, zu Altstatt, einer kleinen Insel im Luzerner See, eine Stunde von Luzern. *) Das vierte war schon zerstört. Die Furcht, daß es mit den andern auch so gehen möchte, war die Ursache, daß der General sie von dem Besitzer

*) Die Inschriften der drei Stücke sind folgende:

Quod
Antiquam Trium Foederatarum
Provinciarum Libertatem
Pene ereptam
Pari Fide Animo Fortuna
Recuperarunt Vindicarunt
Asseruerunt.

des Orts, der ein Privatlandgut war, überkam. Sie sind indeß dort bloß im Schutz aufgestellt, ohne Absicht der Aufbewahrung.

Von Luzern nahm ich meinen Weg auf Aarau. Sie wissen, mein Freund, wie angelegen es mir ist, in mehr als einer Rücksicht, die neue Helvetische Regierung in der Nähe kennen zu lernen. Ich muß sie also billig in ihrem jetzigen Hauptsitz beobachten. Anfangs wollte

Dem ewigen Andenken
Der ersten Stifter
Des Eidgenössischen Bundes gewidmet
Optimis Civibus
Gualtero Fürst Urariensi
Vernero Stauffach Suitensi
Arnoldo Melchthal Subsylvaniensi.

Ad rerum tam bene
Fortiter feliciterque gestarum
Memoriam sempiternam
Obeliscum hunc
Guilielmus Thomas Raynal
Natione Gallus
Proprio Sumtu erigi curavit
Anno MDCCLXXXIII.

ich von Zürch gerade nach Aarau gehen. Aber ich konnte mir es nicht versagen, diese beiden Tage der Betrachtung einiger der eigenthümlichsten Schweizer Gegenden zu widmen. Der Erfolg hat mich reichlich belohnt; die Erinnerung wird mir ewig unvergeßlich seyn. Ueberdieß habe ich mir von dem Kriege mit den kleinen Cantonen, von dem inneren Zustande des Landes, von der Stimmung der Einwohner Kenntnisse verschafft, die mir für meinen übrigen Aufenthalt in der Schweiz sehr nützlich seyn können.

Aarau ist von Luzern 10 starke Stunden entfernt, wenn man über Münster geht. Ueber Sursee sind es 12 Stunden. Der letztere Weg soll viel besser seyn; ich zog aber für dießmal den ersten, als den kürzesten, vor. Es gereuete mich aber nachher, als ich erfuhr, daß ich nicht einmal eine Stunde Zeit gewann. Dagegen hätte ich auf dem anderen Wege das interessante Schlachtfeld bei Sempach gesehen, den Sursee und ein interessantes Bad bey Knutwyl.

Der Weg nach Münster geht aus dem Müllithor. Nicht weit von Luzern kömmt man auf einer schönen Brücke über die Reuß. Bis Rothenburg, eine Stunde weit, ist eine ebene, hohe Gegend, ohne Aussicht. Von da geht es über kleine Hügel, bald auf, bald ab. Das ganze Land ist fruchtbar; es trägt treffliches Korn. Wein giebt es nicht. Die Landstraßen sind gut; meistens mit Obstbäumen besetzt.

Vor Hildesrieth, drei Stunden von Luzern, kommen Sie einen hohen Berg heran. Der Fußsteig führt Sie zu einer Kapelle, wo eine treffliche Aussicht ist. Sie überschauen rückwärts die ganze fruchtbare Gegend, in weiter Ferne von Bergen eingeschlossen, an welche sich die Kornfelder und Weiden noch amphitheatralisch erheben. Eine Aussicht, wie diese, ist, glaube ich, nicht häufig in der Schweiz. Alle Gruppen sind verschieden; aber nicht durch Wirkung der Natur, sondern durch die große Kultur, welche jeden Fleck anders benutzt, wie er den

höchsten Ertrag giebt. So rückwärts gestellt haben Sie zur Rechten den Sempacher See und Sempach. Man sagt mir, daß in der Kapelle noch Leopolds und seines Gegners Winkelrieds Bildnisse stehen, und die Wappen der Ritter, die mit ihrem Herzog erschlagen wurden. Sie können sich vorstellen, mit welchem Vergnügen ich solchen Erzählungen zuhöre. Es ist so schön ein Vaterland zu haben: und ich fand noch nirgends so viel Anhänglichkeit an das Vaterland, solch Leben in der Geschichte der Väter, als in der Schweiz.

Von Hildesrieth sind es noch zwei Stunden bis Mönster. Der Weg geht meistens bergab; allmählig, jedoch in einer hohen Gegend. Boden und Kultur sind wie vorhin. Man kömmt durch das Dorf Elmeringen, vier Stunden von Luzern. Rechts bleibt der Baldegger See liegen, man sieht ihn aber nur durchschimmern.

Mönster ist ein kleiner Flecken, sehr wohlhabend, mit einem Domherren-Stift. Ich benutzte die Zeit, die mein Kutscher anhielt, um

mich wieder nach der Wirthschaft der Landleute zu erkundigen; dieß um desto eher, weil mir die ganze Gegend zu den vorzüglich angebaueten zu gehören schien.

Der Pflug ist hier, wie in der ganzen Schweiz, auf zwei Räder gestellt. Man kann ihn, wie bei uns, durch eine Kette mit Gliedern tiefer oder leichter eindringen machen.

Man düngt viel mit Gips, besonders die Wiesen. Einen Zuchort, 200 Fuß lang und etwa 50 breit, düngt man mit ein Viertel Gips, deren etwa 8 auf eine Korntonne gehen. Das wären nach Seeländischer Maaße $\frac{1}{3}$ Tonne Landes mit einem Scheffel Gips. Wo man diesen Dünger anwendet, braucht man keinen andern. Ich sah Klee, der mit Gips gedüngt war; er stand vortrefflich.

Man braucht auch in dieser Gegend noch viel; wie es scheint aus Mangel an besserer Einsicht.

In den Weinbergen trägt man den Dünger in Körben hinauf. Nicht selten bringt man auf diese beschwerliche Weise auch gute Erde auf die Berge.

Einem Knecht giebt man außer der Kost 40 bis 50 Gulden Lohn: das ist ungefähr wie bei uns. Nur an Sonntagen und in der Erndte bekommen sie Wein. Sie müssen viel arbeiten. Darin bemerke ich einen großen Unterschied. Ich wenigstens habe es nie dahin bringen können, daß meine Leute so früh an die Arbeit gehen, als ich sie in der Schweiz im Felde finde.

Meistens braucht man Ochsen zum Pflügen, auch zum Fahren. In bergigten Gegenden ist dieß unläugbar beträchtlich vortheilhafter.

Von Münster bis Aarau hatte ich auch fünf Stunden; Münster ist ungefähr der halbe Weg.

Das Land bleibt vier Stunden lang, bis Danneke, wie vorhin; hoch und sehr fruchtbar, ohne sonderliche Aussicht. Im Ganzen geht es etwas bergab. Jede Stunde kömmt man durch ein Dorf: Manzike, Rynach, Nieder- und Ober-Kuhn. Bei Manziken fängt auf dieser Seite das ehemalige Berner Gebiet an: jetzt der Kanton Aargau. Mit Unwillen seh ich hier allenthalben die Bären abgerissen und zerhauen, wo man sie nicht abreißen konnte. Ich weiß, daß ich Ihnen dieß sagen kann, lieber Freund, ohne Sie zu betrüben; aber ich kann mich selbst des Unmuths nicht erwehren, wenn ich an die Armseligkeiten denke, wodurch die Menschen sich geflissentlich einander kränken, wenn sie einer thörigten Leidenschaft frohnen.

In der Gegend von Kohn bleibt rechts das Schloß Trosburg liegen. Man muß hier auch zur Rechten den Hallwyler See liegen sehen: ich habe ihn aber nicht bemerkt.

Hinter Danneke geht es schärfer bergab. Hier hat man seit Hildesrieth wieder die erste schöne Aussicht über die Ebne, worin Aarau liegt, von zwei Flüssen durchschnitten, und links über den großen Zofinger Wald. Ich kam durch das Dorf Sur, eine halbe Stunde vor Aarau, dann über eine Brücke über den kleinen Fluß Sur. Er entspringt nicht weit von Rynach, und fällt etwas oberhalb Aarau in die Aar.

Aarau ist eine kleine Stadt mit Mauern und Thoren umgeben. Sie liegt angenehm, in einer fruchtbaren Ebne, nur von ferne mit Bergen umgeben. Die Aar fließt dicht vor der Stadt vorbei. Sie kömmt links von Arburg und Olten aus den Bergen, und fließt von hier nach Brüg dem Rhein zu. Die Gränze von Deutschland im Frickthal ist nur eine halbe Stunde entfernt; man sieht sogar deutlich die Gebirge des Schwarzwaldes, die jenseits an den Rhein stoßen.

Die Vorstädte von Aarau sind ziemlich ansehnlich; größer, wie die Stadt selbst. Sonst ist die Stadt besser gebauet als andere kleine Städte. Sie hat mehrere hübsche Häuser.

Außer dem Ackerbau geben die Fabriken den Einwohnern beträchtliche Nahrung. Die Stadt hat vortrefliche Bleichen. Zur Wässerung der Wiesen bis Lenzburg hin, ungefähr eine Stunde von Aarau zur Rechten hat man trefliche und kostbare Anstalten gemacht, durch Schleusen und breite Gräben. Ferner giebt es hier sehr gute Messerschmiede, viele Uhrmacher und Gerber. Herr Meyer, einer der thätigsten, unternehmendsten Bürger, hat eine große Bandfabrik, die sehr beträchtliche Geschäfte macht. Sie beschäftigt gegen 400 Menschen.

Er besitzt eine trefliche Sammlung von Schweizer Kostümen. Sie giebt dem aufmerksamen Beobachter reichen Stof zu interessanten Bemerkungen. Man sieht deutlich aus dieser

großen Verschiedenheit, so wie aus den unzähligen Dialekten, daß dieß Land nie von Fremden unterjocht ward, die Sprache und Sitten verändern konnten. Die Einwohner blieben meistens alle in den Distrikten, wo ihre Vorfahren wohnten. Nur auf die Weise konnte sich eine solche Mannigfaltigkeit der Gebräuche in kleinen Bezirken erhalten. Der Trachten sind überhaupt 120, abgebildet auf 30 großen Tafeln, deren jede 4 kleine enthält. Noch merkwürdiger ist es, daß alle Köpfe Portraits sind. Die meisten Gesichter sind auch an sich ausgezeichnet, durch irgend einen oder den anderen auffallenden Zug. Der Mahler, ein junger Mann von Luzern, mahlte sie mit großer Sorgfalt und doch in unglaublicher Geschwindigkeit. Er muß ein ganz originelles Genie seyn. Unter so vielen Köpfen, die er so kurz nach einander mahlte, verfehlte er bei keinem die Aehnlichkeit, zumal nicht das Charakteristische des Gesichts. Einige Köpfe, die ihm besonders gefielen, hat er größer gemahlt. Unter diesen ist ein alter Mann von ganz vorzüglichem Werth.

Und ein solcher Kopf war für den Künstler nur eines halben Tages Arbeit. Auf dem einen von den großen Tableau's hat er sich selbst mit gemahlt.

Außerdem hängen in dem Zimmer noch einige Gemählde von Kostümen, besonders aus Wallis.

Eben dieser Herr Meyer hat auch ein Basrelief von der Schweiz nach Pfyfferscher Art. Aber es ist nach einem weit kleineren Maaßstabe, und umfaßt dagegen eine viel größere Strecke. Die Komposition der Masse scheint mir nicht dieselbe zu seyn. Mich dünkt, es steht überhaupt dem Pfyfferschen nach; doch ist es ebenfalls mit großer Sorgfalt verfertigt. Zum Theil mag die Ursache, warum das Pfyffersche einen stärkeren Eindruck macht, auch in der Verschiedenheit des Maaßstabes liegen. Je kleiner solche Werke sind, je weniger kann die Darstellung der Natur in einem gewissen Grade vollkommen seyn. So sieht man zum Beispiel auf diesem Relief nichts von Zürch und dem obern

Theil der Schweiz, weil das Land hier so flach ist, daß die Berge kaum sich bezeichnen ließen. Dennoch wird die Vollendung dieses Werks lange Zeit erfordern. Man hat schon neun Jahre lang daran gearbeitet, und es ist noch bei weitem nicht fertig.

Aarau ist jetzt vorzüglich merkwürdig als der Sitz der gesetzgebenden Versammlung.

Der Senat versammlet sich im Rathhause. Der Saal ist so einfach als möglich. Die Schranken bestehen aus einer dreifarbigen Schnur an zwei Stäben befestigt. Innerhalb dieser sitzen die Senatoren auf Bänken vor dem Bureau, und auf einer erhöheten Bank an der linken Seite. Für die Zuhörer sind einige Bänke vor den Schranken. Nur wenige Plätze waren besetzt. So bald hat das Interesse für die neue Republik schon abgenommen. Und Aarau war doch eine von den Städten, die sich eifrig für die Revolution erklärte.

Die Mitglieder des großen Raths versammeln sich in einem Privathause, in einem

Saal, den man in der größten Eile etwas aufgeputzt hat. Er ist so niedrig, daß die Atmosphäre in der Sonnenhitze fast unerträglich seyn muß. Die Mitglieder sitzen theils an einem Tisch, theils um den Tisch herum, auf runden, stufenweise erhöheten Bänken. Für die Zuschauer sind außerhalb der Schranken ebenfalls amphitheatralisch erhöhete Bänke.

Das Kostüm der Nationalrepräsentanten ist, wie Sie wissen, auch einfach genug. Noch ist es nicht völlig in Ordnung gekommen. Es macht indeß eine recht gute Wirkung; in meinen Augen eine viel bessere, als wenn es reich und buntschäckig wäre.

Desto weniger gefällt mir, was ich von der wahrscheinlichen Bestimmung der Besoldung der Repräsentanten höre. Man meint, sie werde an 300 neue Louisd'or betragen. *) Diese Summe ist enorm im Verhältniß zu den

*) Sie ward durch ein Gesetz vom 2. Jul. 1798 auf 275 Carolinen jährlich festgesetzt.

Preisen der Dinge, zu der Lebensweise fast aller Repräsentanten. Wie reimen Sie solche Forderungen mit dem Patriotismus, den die Schweiz mit doppeltem Recht von ihnen erwartet? Welch ein Abstand zu den Besoldungen unter der ehemaligen Regierung! Und wie leicht, daß diese Lockspeise Anlaß gebe zu den unglücklichsten Kabalen, um gewählt zu werden, die früh oder spät alle Vortheile der repräsentativen Verfassung untergraben, ja ihren Geist selbst vernichten müßten.

Aarau gewinnt sonst schon jetzt ansehnlich durch die stärkere Consumtion, welche der Aufenthalt der Räthe und des ganzen Personale der Regierung verursacht. Man denkt an Vergrösserung und Verschönerung der Häuser. Wahrscheinlich wird man auch die Vorstädte mit der Stadt verbinden, wenn anders die Räthe lange in Aarau bleiben, woran die Unterrichteten meistens zweifeln.

Eine andere auffallende Wirkung dieser fortdaurenden Versammlungen ist die schnelle Ver-

breitung, die gegenseitige Mittheilung politischer Ideen und Kenntnisse. Sie würden erstaunen, mein Freund, wenn Sie in dem Zirkel, wo die Deputirten ohne Zwang zusammenkommen, Männer über Gegenstände der Gesetzgebung mit Einsicht und verständiger Beurtheilung reden hörten, die sich bisher gewiß nicht damit beschäftigt hatten. Dieser Triumph des gesunden Verstandes scheint mir in gleichem Grade erfreulich für die Politik, und aufmunternd für die Schweiz.

XLIX.

Aarau, den 1. Jun. 1798.

In dem Augenblick des Uebergangs zu einer neuen Ordnung der Dinge beruhet der Erfolg der letzteren hauptsächlich auf den persönlichen Eigenschaften derer, die nun an der Spitze stehen. Haben sie Talente genug, ihre große Rolle durchzuführen, sind sie durchdrungen von dem ernsten Vorsatz, das gemeine Beste möglichst zu befördern, stehen sie bei dem Volk allgemein in einer gewissen Achtung — so können sie viel Mißvergnügen aus dem Wege räumen, keinen Maaßregeln Eingang verschaffen, denen man zuerst äußerst abgeneigt war. Allmählig und unvermerkt gewöhnt man sich dann an die veränderte Lage. Man vergißt die Sache über die Art der Behandlung, das Unrecht der Regierung über die Person der Regenten.

Mehr oder weniger, mein geliebter Freund, ist dieß der Fall bei einem jeden Regentenwechsel, ja bei jeder Ministerialveränderung in einem Staat, dessen Constitution dieselbe bleibt. In weit höherem Grade entscheiden diese Rücksichten über das Schicksal einer wesentlichen Veränderung der Staatsverfassung. Je größer hier nothwendig die Zahl der Mißvergnügten seyn muß, je gegründeter die Bedenklichkeiten, desto mehr Geschicklichkeit auf der einen Seite, desto mehr Zutrauen wird dazu erfordert, um diese Hindernisse zu überwinden.

Man kann sagen, daß die neue helvetische Republik hierin sehr glücklich ist. Ich habe die Wahrheit des Directoriums kennen lernen. Meine eigene Erfahrung bestätigt die allgemeine Meinung. Es sind Männer von entschiedenem Talent, obgleich nicht gerade in derselben Richtung. Sie haben dabei den besten, redlichsten Willen, wie es scheint, auch die ihnen so sehr nöthige Festigkeit. Ueber ihren Charakter, ihren Wandel ist nur eine Stimme.

Die Wahlen, welche von ihnen abhiengen, entsprechen diesen Eigenschaften. Sie finden allgemeinen Beifall und verdienen ihn. Unter den Oberbeamten sind würklich ausgezeichnete Männer. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie innig ich mich der guten Sache wegen darüber freue, so viel Verständigkeit mit so viel Einsicht bei ihnen vereinigt zu sehen. Wenn es möglich ist, daß die Constitution gehe, so geschieht es unter dieser Leitung. Denn bei einer so guten Besetzung der oberen Stellen wird es minder nachtheilig, wenn die Unterbeamten nicht sind, was sie seyn sollten. Man kann annehmen, daß jene den festen Vorsatz haben, nur taugliche Beamte zu setzen. Dann gehört es zu den seltenen Fällen, wenn die Wahl nicht gut ist. Anders verhält es sich leider, wo man gleichgültig ist bei der Wahl der Unterbeamten, oder wo man gewisse Beamten durchaus aus gewissen Kasten nehmen will, in der thörichten Voraussetzung, daß die Individuen schon geschickt genug seyn werden. Dann freilich geht es, wie es kann; und es würde

viel schlimmer gehen, wenn nicht, oft genug durch ein Ungefähr, die obersten Stellen im Staat ziemlich gut besetzt wären.

Die gesetzgebenden Räthe finde ich nicht so gut organisirt, als das Directorium.

Zuerst hat man einen großen Fehler begangen, indem man alle Mitglieder der alten Regierungen ausschloß. Unter ihnen waren unläugbar Männer von großen Einsichten, von treflichem Charakter. Ihrer Mitwürkung hat man sich unbedachtsam beraubt. Noch mehr. Diese Männer waren gewöhnt an Geschäfte, genau bekannt mit den Vortheilen und Mängeln der bisherigen Einrichtungen. Sie genossen in einem gewissen Grade fast unbedingt Liebe und Vertrauen bei allen ihren Mitbürgern. Ihre Theilnehmung an der neuen Gesetzgebung hätte in den Berathschlagungen einen Charakter von Mäßigung, von Sorgfalt gebracht, der eine der wesentlichsten Bedingungen ist zu einem guten Erfolg. Dabei wäre die zahlreiche Men-

ge gewonnen, die der alten Ordnung der Dinge anhängt. Sie hätten mehr Zutrauen zu der neuen Gesetzgebung gefaßt. Dieß war in der Schweiz mehr noch, als in irgend einem andern Staat von der äußersten Wichtigkeit. Eben bei einer solchen Menge verschiedener Staatsformen, ist es unendlich schwer, allgemeines Zutrauen zu gewinnen. Die Männer, denen Bern, Zürch, Freiburg trauet, werden leicht von den kleinen Kantonen für ungeschickt zur Regierung angesehen. Wären hingegen Mitglieder aus den alten Regierungen eines jeden Kantons in den gesetzgebenden Räthen gewählt, so hätte jeder kleine Staat geglaubt, noch unter dem Schutz seiner bisherigen Väter zu stehen. Auf diesem Wege allein ließ sich die Entstehung von den Partheien vermeiden, die, wie ich fürchte, nebst den Franzosen übermächtige Feinde der neuen Constitution seyn werden.

Umgekehrt ward eben durch diese Entfernung fähiger, ich mögte sagen, durch die

allgemeine Stimme berufener Männer der Eintritt denen eröfnet, die nur der Partheigeist wählte, den die Franzosen zur Hervorrufung der Revolution benutzten. Und dieser Geist war kein guter. Selbst die eifrigsten unter den rechtschaffenen Anhängern der Revolution wagen es nicht, ihre Elemente zu rechtfertigen. Sie sagen bloß, aus dem Bösen werde Gutes entstehen. Aber dazu war es gewiß kein Schritt, daß die Wahl der ungestümsten, eigennützigsten Umstürzer der alten Verfassung auf alle Weise befördert ward.

Unter diesen Umständen muß man sich fast über nichts mehr wundern, als daß die Wahlen nicht weit schlechter ausgefallen sind. Schon von den Wahlversammlungen entfernten sich freiwillig viele wohlgesinnte Bürger, weil sie nichts Gutes ahndeten. Dennoch sind die Wahlen, zumahl in den Städten, häufig genug auf einsichtsvolle, gemäßigte Männer gefallen. Nur solche Städtische Gemeinen, die sich in den Anfängen der Revolution so würksam bewiesen,

haben

haben ihren Geist auch in ihren Wahlen gezeigt. Bei vielen Städtischen Deputirten brauchen Sie, wenn Sie jene Geschichte sich zurückrufen, nur zu fragen woher? um sich sogleich eine treue Charakteristik zu entwerfen. Eben so ist es mit den Landleuten aus allen Gegenden, welche Werkstätten der Revolution waren. Grösstentheils wählte die Menge die Schreier, die sie bisher geführt hatten. Sie tragen natürlich ihre Ungereimtheiten, ihre wüthenden Declamationen auch in eine Versammlung, wo nur bedachter Rath reden sollte.

Nur dem minder verderbten Charakter, den einfacheren Sitten, der Gewöhnung an Patriotismus ist es zuzuschreiben, daß dennoch in den Versammlungen der Repräsentanten ein besserer Ton herrscht, als die Wahlen es erwarten ließen. Damit will ich aber gar nicht sagen, daß er gut ist.

Sie können denken, wie begierig ich war, einer berathschlagenden Nationalversammlung

beizuwohnen. Zwar hatten die Beobachtung des Volksfestes und der Wahlversammlungen in Strasburg meine Erwartung sehr herabgesetzt. Aber dagegen schwebte mir wieder lebhaft vor Augen das Andenken an so manche Sitzungen der ersten französischen Nationalversammlung, deren Verhandlungen uns mit Recht so sehr interessirten. Bei dem bedachtsameren Charakter der Schweizer, bei ihrer Gewöhnung an republikanischen Sinn, hofte ich, der Ton würde ersetzen, was vielleicht dem Gegenstand an sich an Interesse abgehen mögte. Man kömmt so ungerne zurück von Lieblingsideen. Ich hatte so lange, so gerne von den Vorzügen repräsentativer Formen geträumt, daß ich auch jetzt alle mögliche Geneigtheit mitbrachte, mich für die helvetischen gesetzgebenden Räthe einnehmen zu lassen.

Aber das Schicksal zerstört immer meine politischen Visionen, wie die moralischen.

Meine, nicht unbescheidene Erwartung, ward auch dießmal bei weitem nicht erfüllt.

Zwar habe ich nur anderthalb Tage in diesen Versammlungen gelebt. Aber ein aufmerksamer, vorher schon unterrichteter Beobachter, darf auch nach einer so kurzen Erfahrung mit einiger Zuversicht sein Urtheil fällen, wenn er sich anders seiner Unpartheilichkeit bewußt ist.

Mit dem Aeußeren war ich ganz wohl zufrieden, abgerechnet den unbequemen Saal für den großen Rath. Die Einfachheit, der geringe Aufwand schienen mir der Lage, dem bisherigen Charakter der Schweizer vollkommen zu entsprechen.

Weniger gefiel mir die geringe Zahl der Zuhörer. Indeß sagte ich mir zu meiner Beruhigung, daß ich in einer kleinen Stadt wäre, wo nicht viele Menschen sich der täglichen Arbeit entziehen können, um politische Discussionen anzuhören.

Die Formalitäten schienen ein weises Mittel zu halten, zwischen Zwang und Ungebundenheit. Die Präsidenten hielten über ihre Be-

obachtung mit Anstand, aber ohne Affectation. Nur das Beyfallsklatschen war auch hier eingerissen; eine Sitte der dämagogischen Taktik, die nur zu oft schädliche Einflüsse auf die Berathschlagung hat. Den Bruderkuß und ähnliche Spielereien muß man dem erzwungenen Nachahmungs: Geist zu gut halten.

Unter den Abstimmungen, oder — wenn Sie so wollen — unter den Reden, die ich hörte, waren wenige Worte ächter Weisheit. Viele athmeten den Partheigeist, die kleinliche Rücksicht auf eigenes Interesse, die ich aus den Wahlen besorgte. Anderen fehlte es offenbar, an Reife. Es schien, daß ihre Urheber jetzt noch nicht Talent genug besäßen, einen solchen Posten zu bekleiden. Und doch kam es gerade in dem Augenblick am meisten darauf an. Eine gefährlichere Probe kann man sich nicht denken, als die Ausbildung einer jungen Constitution. Weit eher mögen mittelmäßige Männer mitgehen, die sonst güten Willen haben, wenn es bloß auf

Handhabung ankömmt, nicht mehr auf Erschaffung.

Im Ganzen gebe ich dem Senat beiweitem den Vorzug. Zwar hat der zahlreichere große Rath mehr ausgezeichnete Köpfe. Aber in dem Senat herrscht mehr Bedachtsamkeit. Entweder ist der Revolutionsdämon hier an sich schwächer, oder er wird bezähmt durch die bessere Stimmung der überwiegenden Mehrheit.

Ein sehr auffallender Uebelstand bei den Berathschlagungen ist der Gebrauch der doppelten Sprache. Alle Reden, alle Verhandlungen werden, bei deutschen Originalen in das Französische übersetzt, bei den französischen in das Deutsche. Die Sekretäre verrichten dieß Geschäft mit großer Geschicklichkeit und mit fast unglaublicher Geschwindigkeit. Aber dennoch bringt diese Wiederholung eine Langweiligkeit in die Verhandlungen, die das Interesse ungemein schwächt. Jetzt ist sogar noch die Rede davon, daß die Deputirten der italiäni-

schen Kantone auch für ihre Sprache gleiche Rechte verlangen. Mich dünkt, man könnte füglich nach dem Verhältniß der Volksmenge die deutsche Sprache für die einzige Geschäftssprache erklären. Jeder gebildete Schweizer versteht ohnehin Französisch, und die französischen Schweizer verstehen alle auch Deutsch. Wem eine hinreichende Kenntniß der einen oder der anderen Sprache abgeht, der sollte nicht Deputirter werden. Besser, einen tauglichen Mann zu entbehren, als bei der ganzen Versammlung Ermüdung und Verwirrung zu verursachen.

Die Berathschlagungen in den ordentlichen Sitzungen, die ich gestern und heute anhörte, waren nicht vorzüglich interessant. Am wichtigsten war mir in dem Senat gestern die über das Händeklatschen, und heute die über den Beschluß des großen Raths wegen Aufhebung der Personal: Abgaben der Juden. Der lezztere ward angenommen. Bei dem ersten Gegenstande schien sich die Berathschlagung

sehr auf die Seite der Vernunft zu neigen. Man wollte nur das allgemeine Reglement abwarten, um die lauten Beifallsbezeugungen ganz zu verbieten.

Aber von den außerordentlichen Sitzungen des großen Raths muß ich Ihnen nähere Rechenschaft geben.

Diese Sitzungen werden, nach einem Beschlusse vom 22. Mai, täglich von 10 bis 1 Uhr gehalten, um die wichtige Frage von Abschaffung und Loskauf der Zehnten unzertrennt zu erörtern.

Wichtig ist die Frage. Ihre Entscheidung greift tief ein, in die Staatshaushaltung der Schweiz, in die Wohlfarth einer großen Anzahl von Familien, in die Stimmung der Bürger gegen einander.

Die Zehnten und ähnliche damit verwandte Abgaben waren in den meisten Gegenden der Schweiz seit jenen Zeiten hergebracht, wo

bei Vermehrung der Einwohner, die Menschen auch fremdes Feld zu bearbeiten anfingen. Ueber die Rechtmäßigkeit ihres Ursprungs kann unter verständigen Menschen so wenig eine Frage seyn, als über das vollkommene Recht der letzten Besitzer, sie mochten die Grundstücke ererbt oder gekauft haben. Viele Zehnten waren in die Hände des Staats gekommen, theils durch Schenkung, theils durch Kauf. Die Einkünfte von diesen waren die vorzüglichste Quelle, aus welcher die Bedürfnisse des Staats bestritten wurden. Geistlichkeit und Schulen besonders wurden dadurch unterhalten. Auch Hospitäler und andere öffentliche Stiftungen waren meistens auf diese Weise dotirt, oder hatten ihr baares Vermögen angewandt, um sich dergleichen Rechte zu erkaufen.

Es ist also nicht zweifelhaft, der Staat, die Stiftungen, die Privatpersonen, welche Zehnten besitzen, müssen in die größte Verlegenheit kommen, wenn der Zehnte aufgehoben

wird. Auf der andern Seite läßt es sich nicht läugnen, daß diese Abgabe der fortschreitenden Kultur nachtheilig, in der Art der Erhebung drückend, dem Geist der Zeiten nicht angemessen sey.

Auch in der Schweiz waren vielfältig Klagen darüber geführt, besonders seitdem man in Frankreich alle Zehnten abgeschaft hatte. Die Volksaufwiegler brauchten diese Vorstellung als einen kräftigen Hebel, um den Landmann zur thätigen Beförderung der Revolution zu bewegen. Wirklich bestimmt auch in der Ochsischen Constitution ein eigener Artikel die Loskäuflichkeit der Zehnten.

Aber nur die Loskäuflichkeit, nicht die unentgeltliche Nachlassung. Also beriefen sich mit Recht die, welche die Abschaffung der Zehnten forderten, auf die Constitution. Die Zehntherren konnten nach der Constitution die Aufgebung der Zehnten in Natur oder der gleichgeltenden Abgabe nicht verweigern. Sie waren aber zugleich befugt,

Schadloshaltung zu verlangen. Niemand hatte Recht, von ihnen eine Aufopferung bei dieser Veränderung zu begehren. Die Constitution verhieß vielmehr ausdrücklich Schonung des Privateigenthums. Sie selbst sicherte ihnen also vollkommene Entschädigung. Nur die Frage war unbestimmt, wer diesen Schadenersatz leisten sollte, ob der Staat, oder der Zehntpflichtige?

In dieser Lage der Sachen ward der streitige Gegenstand frühe an die gesetzgebende Versammlung gebracht. Der große Rath ernannte eine Commission, um ihn zu untersuchen.

Am 22. Mai legte Koch von Thun, aus dem Kanton Oberland im Nahmen der Commission das Gutachten vor. Es gieng dahin: „Alle kleinen Zehnten, die meist durch „Mißbrauch entstanden sind, und eben so alle „Todtengefälle, Blutzehnten, Fast„nachthühner, Vogtsteuern, und alle „ähnliche Feudalgebühren, sollen unent-

„geltlich aufgehoben — alle Grundzin-
„sen und große Zehnten hingegen, wel-
„che ausschließlich aus Frucht-, Wein- und
„Heuzehnten bestehen, rückkäuflich ge-
„macht werden.“

Sogleich eröffneten sich die lebhaftesten Debatten über eine Frage, die, dem schlichten Menschenverstande nicht zweifelhaft seyn konnte. Recht und Billigkeit müßten in jedem Lande in der Welt entscheiden, daß der Zehntpflichtige nach einem gesetzlich bestimmten, billigen Maaßstab entschädigen sollte: daß der Staat nur im Collisionsfall zuzutreten verpflichtet sey, wenn nämlich der Zehntpflichtige nicht zu zahlen vermögte. Aber die Repräsentanten der helvetischen Republik streiten sich mit der größten Erbitterung schon Wochen lang beides darüber, ob überall Entschädigung Statt finden solle, zumal volle Entschädigung, und ob nicht der Staat allein sie übernehmen müsse.

Ich kann mir es nicht versagen, Ihnen die merkwürdigsten Reden beizulegen, welche

von beiden Partheien gehalten sind. Sie enthalten gründliche Bemerkungen über eine fast über alle Staaten ausgebreitete Sitte, deren Umschaffung früh oder spät allenthalben zur Sprache kommen wird. *) Ueberdieß geben sie eine treffende Charakteristik der Zusammensetzung des großen Raths. Solche Erfahrungen sind dem Geschichtschreiber und dem Staatsmann in gleichem Grade wichtig.

Rellstab von Langnau, Kanton Zürch. „Der Eingang und die Auszierungen

*) In dieser Rücksicht verdient die Sammlung empfohlen zu werden, welche nachher in Basel bei Flick von allen Reden und Anträgen über diesen Gegenstand veranstaltet ist; gewiß das vollständigste, was man darüber lesen kann, und der Aufbewahrung werth, abgerechnet auch alles Interesse des Augenblicks. Aus gleichem Grunde glaube ich, daß man die merkwürdigsten Reden, welche ich damals meinem Freunde in Blättern der gleichzeitigen Tagschrift: der schweizerische Republikaner von Usteri und Escher, sandte, hier nicht ungern abgedruckt sehen wird, da diese Zeitschrift sich gewiß in den Händen weniger meiner Leser befindet.

dieſes Gutachtens ſind ſchönlautend und vielverſprechend, wie bei den Mandaten der alten ariſtokratiſchen Regierungen; aber es enthält eben ſo wenig gründlich gutes, wie dieſe. Man verheißt dem Volke Gleichheit, Erleichterung, Befreiung, und darf dabei vorſchlagen: die bisherigen drückendſten, ungleichſten, ungerechteſten Auflagen beizubehalten, oder doch nur abkäuflich zu machen. Ich fordere Euch auf, ein Blatt zu leſen, welches ich hierüber drucken laſſen, und darin, neben andern, bewieſen habe, daß man ſtatt des Zehntens in der That den Quart oder gar den Drittheil bezahle. Wir ſind von dem Volke hergeſandt, um das alte, morſche Feudalgebäude einzureiſſen; und doch wollen ſelbſt ſonſt gute Patrioten daſſelbe vielmehr befeſtigen. Ich hoffe aber ſie kommen wieder zurück, und faſſen neuen Muth. Freilich ſollen wir alsdann auch nicht von der Stelle weichen, bis wir ein anderes, auf wahre Gleichheit gegründetes Auflagen-Syſtem entworfen haben. Einem ſolchen wird ſich das Volk gerne unterziehen, ſobald es ſieht,

daß es für alle gilt. Will man aber durchaus den Zehnten als rechtmäßig aufstellen — nun wohlan denn — so soll jeder Bürger im Staat den Zehnten seines ganzen Einkommens jährlich bezahlen; auf jede andere Art hingegen werde ich, so lange eine Ader in mir schlägt, mich dieser drückenden, ungleichen Auflage widersetzen, die nur auf dem Landmann lastet, dem doch hauptsächlich Hülfe und Erleichterung geschafft werden muß. Die Zehnten, welche Privatpersonen besitzen, ob es gleich ungewiß ist, wie sie dazu gekommen sind, soll der Staat unter billigen Bedingungen erst an sich ziehen, damit kein Partikular-Eigenthum verletzt werde, und alsdann aufheben. Laßt uns ja nicht hinter den neuen Republiken, Frankreich und Amerika zurückbleiben, die doch auch alle Feudalrechte aufgehoben haben. *) Wirft

*) In einer zweiten Rede verlangte er wiederholt unbedingte Aufhebung der Zehnten und Loskäuflichkeit der Grundzinse, den Mütt Kernen zu 4 fl. gerechnet. Gelegentlich versichert er auch, wenn die französische Regierung, wie

man ein, daß die Zehnten zum Theil zu den Einkünften der Geistlichen, Spitäler u. s. w. gehören, so sollen diese freilich weiter unterhalten werden, aber auf Kosten des Staats. Aus allen diesen Gründen fordere ich, daß das Gutachten an die Commission zurückgestellet werde, dem 2. Artikel der Constitution gemäß, einen billigeren Vorschlag zu entwerfen. Was dann diejenigen Zehnten betrift, welche fremden Stellen im Lande gehören, so soll das Direktorium hierüber negotiiren, und, wo möglich, Tausche treffen. Grundzinse aber sind gerecht; nur wünscht' ich, daß die Commission

einige behaupten, die Abschaffung des Zehnten bereuete, so mögten das wohl die Menschen thun, welche vor dem 18. Fructidor herrschten, als die Freiheit untergraben werden sollte, und die Aristokratie wieder emporstrebte, so wie auch in Helvetien der Keim der Freiheit nicht Wurzel fassen konnte, so lange Barthelemi, dieser Verräther (der einzige und letzte Schutz der Schweiz gegen das Direktorium) im geheimen Bunde mit der Aristokratie stand.

einen bestimmten Loskaufungsplan darüber eingegeben hätte."

Kuhn von Bern. „Bisher lieferten die Feudalrechte einen guten Theil der Einkünfte des Staats, die Unterhaltung der Kirchen, Spitäler und Armenanstalten: andere waren Privat: Eigenthum. Daher ist die Berathung hierüber von höchster Wichtigkeit, und muß, ohne Rücksicht auf eigenen Vortheil, mit der größten Unpartheilichkeit vorgenommen werden."

„Die Constitution fordert zwar Aufhebung der Feudalrechte. Aber wie? bedingt oder unbedingt?"

„Ich erkenne den Zehnten für eine Geißel des Ackerbaues und des Wohlstands der Landsbewohner; aber mit Wehmuth sehe ich die Stimmung der Versammlung in dieser Angelegenheit. Redlichkeit war immer der Hauptzug im Nationalcharakter des Schweizers, und itzt sollten die Stellvertreter dieses Volks die

Mis-

Miskennung des Heiligsten aller Rechte — des Eigenthums — unternehmen? Ich will lieber Volksaufstand, als daß wir eine solche Ungerechtigkeit begehen sollten."

„Feudalgefälle sind keine Staats-, sondern eigentliche Gutsherrn-Abgaben, die sich nur zufälliger Weise in den Händen des Staats befinden. Eben so wenig wurden die Zehnten zum Unterhalt der Geistlichen errichtet; nur durch Schenkungen der Gutsbesitzer an die Klöster sind sie zu Geistlichkeits-Eigenthum geworden."

„Man wendet gegen die Feudalrechte überhaupt ein, sie seyen in den finstern Zeiten, wo noch keine Menschenrechte gekannt waren, errichtet. Auch ich sehe schaudernd in jene Zeiten zurück, und freue mich des Fortgangs der Menschheit. Wollte man aber alles Eigenthumsrecht aufheben, das aus dieser Quelle entsprungen ist, so müßte man auch alles Grund-Eigenthum aufheben, und die

Oberfläche der Erde aufs neue theilen. Aber wem grauet nicht vor solchen Aeußerungen?“

„Mannigfaltig veränderte das Eigenthum seit jenen Zeiten seine Gestalt, indem es Gegenstand des Verkehrs ward, und es giebt itzt wohl keinen einzigen Eigenthümer, der sein Eigenthum nicht rechtlich besäße. Hierdurch ward auch die anfänglich harte Gutsherrn-Abgabe in ächtes Eigenthum verwandelt; und so, wie der Zehnten-Eigenthümer itzt rechtmäßiger Besitzer geworden, so kaufte oder übernahm der Zehntbare sein Gut nur im Verhältniß der darauf haftenden Beschwerden. Ihr Gesetzgeber! habt kein Befugniß, diese gegenseitig anerkannte Rechtlichkeit aufzuheben. Laut der Constitution können keine Gesetze rückwirkende Kraft haben (Art. 48). Eben so erlaubt sie Euch keine Eigenthums-Aufhebung ohne Entschädigung (Art. 9). Selbst das Vaterland kann keine solche Aufopferung fordern; vielweniger also einzelne Grundbesitzer.“

„Wir können nicht über die Constitution hinausgehn. Der Staat besitzt die Feudalrechte nicht als Abgabe, sondern als Eigenthum. Dieses können wir nicht verschenken; sonst würde das ganze Volk von den dadurch nothwendig gemachten Auflagen gedrückt.“

„Man behauptet, das Geschenk sey nöthig, um den Landmann zum Freund der Revolution zu behalten; aber es würde ihm auf Kosten alles übrigen Volks, und um so mehr auf dessen Kosten gemacht, je reicher der Grundbesitzer wäre, zu dessen Gunsten es gemacht würde. Und wollen wir den Landmann denn nur durch entehrende Bestechung für die Revolution gewinnen; müssen wir denn nur ihn dafür gewinnen, und dagegen andre Bürger durch eine solche Maasregel ihr abgeneigt machen?“

„Ich schließe also: daß die kleinen Zehnten von Seiten der Eigenthümer an die Grundbesitzer, zum Vortheil der Revolution, als Opfer hingegeben — daß der große Zehnten (weil wegen der bisherigen Einziehungskosten der Lands

mann, ohne Schaden des Eigenthümers mit einer verhältnißmäßig geringeren Summe, als der Zehntbetrag ist, sich loskaufen kann) — und eben so auch die, aus ähnlichem Grunde, in ihrem Werth herabzusetzenden Grundzinse, abkäuflich gemacht werden sollen."

Herzog aus Münster, Canton Luzern.

„In dem obwaltenden Gegenstande liegt der Keim unsrer Revolution, und eben so ihr glücklicher Fortgang. Das Volk erwartet hierin wesentliche Erleichterung; wir müssen nicht bloß die Decoration ändern, sondern ihm jene verschaffen. Der Druck des Volks bestand hauptsächlich in der Ungleichheit der Abgaben; wir müssen also diese gleichartig vertheilen. So großer Abgaben, als er bisher bezog, bedarf der Staat nicht mehr. Konnten ja doch die alten Regierungen gar noch Schätze sammeln, welches in vielen Rücksichten gefährlich ist, da der Reiche immer eher Besuche zu fürchten hat, als der Arme. Würde man den Zehnten beibehalten, so müßte er auch auf die zehentfreien Gegenden und Can-

tone ausgedehnt werden; und das ist unmöglich. Da indeß der Staat seinen bisherigen Auflagen nicht auf einmal ohne Gefahr von Unordnung entsagen kann, so rathe ich, sogleich den kleinen Zehnten aufzuheben, den großen aber, bis zu näherer Erörterung, einstweilen noch bestehen zu lassen; denn es wäre Diebstahl, ohne eine solche vorhergängige Untersuchung, den großen Zehnten allgemein abzuschaffen."

Trösch von Sewen, Canton Solothurn. „Immer noch herrschen die von den ehemaligen Freiherren wider alle Menschenrechte geschlossenen Verträge, welche durchaus aufgehoben und ausgekratzt werden müssen. Alle Feudalgrundzinse und alle möglichen Zehenten müssen unentgeltlich aufgehoben, und alsdann erst muß eine Abgabencommission niedergesetzt werden: denn es ist nicht genug, daß wir die Bären, Löwen, Adler und Basilisken von den Steinen abhämmern; mit diesen Zeichen der Sklaverei soll auch alles Alte, und besonders die aller Gleichheit widersprechenden Auflagen abge-

schafft werden. Ich hoffe, daß keiner unter uns Stellvertretern des Volks sitze, welcher hierüber andre Gesinnungen hegt."

Schoch von Schwelbrun, Canton Sentis. „Die Eheschätze sind eine teuflische Erfindung, und gehören also stracks in die Hölle. Die kleinen Zehnten abschaffen, und die großen beibehalten, heißt so viel, als das Kind morden, den erwachsenen Mann aber leben lassen. Muß denn immer noch der Arme, dessen Haar von Schweiß trieft, alles bezahlen, während dem der, welcher das seinige mit Puder bestreut, nichts zahlt? Es muß also alles abgeschaft werden: und um die Partikularen loszukaufen, lege man eine Steuer auf alles Vermögen; auf das Vermögen des Landeigenthümers 5 von 1000, auf das des Städters $3\frac{1}{2}$; auf das der bisherigen demokratischen Cantone aber nichts, weil diese nichts von solchen Beschwerden wissen. Den Abkauf mache man nach dem ursprünglichen Werth der Geldfrüchte. Sollte diese Steuer alsdann zu Loskaufung jener Spitzbubenrechte nicht hinreichen,

so kann man noch eine zweite allgemeine Vermögensteuer auf alle Cantone legen."

Näf von Hausen, Canton Zürch. „Ob sowohl der kleine, wie der große Zehnten soll aufgehoben seyn, kann, wie mich bedünken will, gar in keine Frage mehr kommen. Auf die Versicherung hin, welche General Brüne durch unsere Cantonsversammlungen in einer Proklamation dem Volk gab, „daß nehmlich alle Herrschaftsrechte, Lehen, Zehnten und Beschwerden von gleicher Art sollen aufgehoben seyn," hat dasselbe die Constitution, und zwar desto freudiger, angenommen. Auch diese von ihm angenommene Constitution sichert ihm solches zu. Hat nun das Volk nicht alles Recht zu erwarten, daß dieses Versprechen in geschwinde Erfüllung gebracht werde? Und von wem hat das Volk diese Erfüllung zu erwarten? von seinen Stellvertretern. Von uns, die wir uns noch sträuben können, das zu thun, was wir schuldig sind. Von uns, die wir noch über das Wollen wir oder wollen wir nicht hadern können!"

„Man will den kleinen Zehnten und andere Zeichen der Knechtschaft, und andere Kleinigkeiten großmüthig aufheben — den großen aber beibehalten. Wie ist das zu verstehen? auf was gründet sich das? Kann und muß eine kleine Feudalabgabe aufgehoben seyn, so kann und muß das Gleiche mit der großen geschehen. Man giebt zu, den kleinen Zehnten unentgeltlich aufzuheben. Was ist das anders gesagt, als das Gleiche kann und muß mit dem Großen geschehen, in so fern man sich nicht der gröbsten Ungerechtigkeit schuldig machen will?“

„Diejenigen, welche den Auskauf begünstigen, haben, wie mich dünkt, nichts zum Grunde, als: der Staat habe es sehr nöthig. Aber wie nichtig! Ich darf von niemand nichts fordern, weil ichs bedarf, sondern weil ich ein Recht dazu habe. Und, welches Recht hat der Staat, den Auskauf zu begehren, ehe und bevor er bewiesen hat, der Zehentbare habe durch die Fundation des Zehnten von dem Staat eine Kapitalschuld auf sich genommen, welches aber wohl schwer seyn wird?“

„Ich will, um die Sache, so viel möglich, anschaulich zu machen, ein Beispiel anführen, und setze: der Staat legte mir heute eine jährliche Abgabe von 2 Rthlr. als ein Procent von 100 Fl. auf, so bin ich wohl schuldig, als Staatsbürger diese Taxe, so lange es die Nothwendigkeit erheischt, zu bezahlen. Ich werde aber nicht eo ipso dem Staat 100 Fl. schuldig, welche bei der Wiederaufhörung dieser Abgabe müßten bezahlt werden, sondern die ganze Historie ist todt und ab, sobald der Staat nicht mehr nöthig hat, diese Abgabe von mir einzuziehen. Die gleiche Bewandniß hat es mit der bisherigen Zehentabgabe!“ *)

„Ist nun der Zehnten keine Kapitalschuld, sondern eine einfache Abgabe gewesen, so fällt also der Auskauf von selbst weg. Ein jeder, welcher meine eigne Lage kennt, weiß, daß ich selbst durch meine Meinung verliere; was kümmerts? Ich werde nach meiner Ueberzeugung handeln.“

*) O Israel! das sind deine Götzen!!!

„Eine ganz andre Bewandniß hat es mit dem Grundzins. Diesen halte ich für eine Capitalschuld, welche dem Auskauf unterworfen ist; jedoch soll der Preis leidlich seyn.“

„Es ist hohe Zeit, B. Repräsentanten, daß das gute Volk einmal etwas Wohlthätiges von der Constitution erfahre. Etwas, das ihm sogar mit allem Recht zukömmt. O! es hat lange genug gelitten! Die eiserne Hand lag wohl nur allzulange auf dieser ehrwürdigen Volksklasse! Es ist lange genug mit schwülstigen, leertönenden Reden regalirt worden. Es bedarf nun etwas Anders. Es will Menschenrecht, es will Freiheit, es will reine, unverfälschte Gleichheit. Und von wem, B. Repräsentanten, können diese so nützlichen Mitbürger, welche so lange die schwere Fessel schleppen mußten, hoffen, daß ihnen dazu geholfen werde? von uns, seinen Stellvertretern; auf uns heftet es seinen hoffenden Blick. Und wir — können wir noch zaudern, ohne am Vaterland, welches uns so laut an unsere Pflichten erinnert, meineidig zu werden?“

„Es wird nachher noch eins und das andere, z. B. wegen Privatzehnten, Einführung neuer Steuern u. s. w. zur Sprache kommen müssen, welches von diesem unzertrennlich ist. Aber erst dann, wenn wir die heiligste unsrer Pflichten werden erfüllt haben, können wir dieses thun. Und ehe wir diese unsere Schuldigkeit gethan haben, werde ich niemals mit frohem Herzen von dieser Stelle gehen können."

„Ich trage also darauf an, daß von dieser Stelle aus, die gänzliche und freie Aufhebung aller Feudalabgaben dekretirt werde."

Suter von Zofingen, Canton Aargau. *) „Die großen Zehnten und Grundzins-

*) Der nachstehenden Abstimmung schickte er einen Auszug aus Sieye's Meinung über die Zehnten voran, mit treffenden Anmerkungen begleitet. Dieser Auszug bleibt hier billig weg, da man die Stelle nachlesen kann in Sieyes polit. Schriften B. 1. S. 485-498.

sen müßten abkäuflich gemacht, die daraus erhaltenen Gelder aber nicht aufgezehrt, sondern angeliehen, und die kleinen Gutsbesitzer bei dieser Auslösung leichter gehalten werden, als die großen. Wollten wir bis in die graue Vorzeit hinauf steigen, um die Rechtmäßigkeit des Eigenthums zu beweisen, so wäre keiner von uns, der sein Eigenthum auf seine eigene Haut zu beweisen im Stande wäre. Freilich kömmt es nicht bloß darauf an, die Bären und Basilisken auf den Schilden auszukratzen; aber andrerseits sollen wir auch nicht bloß um des Magens und der Hände willen frei seyn, sondern in dem Genuß aller Menschenrechte die ächte Freiheit suchen. Bequem wäre es allerdings, alles Böse sogleich in die Hölle stürzen zu können; aber es mögte dann das Gute mit hinein gestürzt werden. Selbst in Frankreich würden die Feudalrechte nicht auf eine solche Weise gestürzt worden seyn, wenn es nicht in einer Abendsitzung geschehen wäre. Hüten wir uns also ja vor Abendsitzungen, wo der Enthusiasmus so leicht über die Vernunft siegt. Der

Geist unsrer Väter wird über uns trauren, wenn wir frei seyn wollen, ohne gerecht zu seyn."

Zimmermann von Brüg, Canton Aargau. „Ich glaube kaum, daß wir auf dem Wege historischer Untersuchungen, über den Ursprung des Lehn-Systems und der verschiedenen Rechte desselben, zu dem Zweck gelangen, den ich in diesem Augenblick und bei dieser Sache als den einzig möglichen ansehe, um das Schiff des Staats auf dem Meere der Revolution weiter zu bringen, ohne an den Klippen desselben zu scheitern. Es hat mit diesen Untersuchungen oft das Schwierige, daß die bestimmte, evidente Wahrheit selten ganz rein und heiter zum Vorschein kömmt, weil zu der Sache, die man untersuchen will, immer viele andere Gegenstände auch gehören, die unmittelbaren Bezug auf sie hatten, und die so oft von dem Auge des Forschers in den frühern Zeitalters vergebens gesucht wurden. Dieser Fall tritt vorzüglich bei allen Untersuchungen über

den Ursprung alter Rechte ein, wenn man anders den Begrif von Recht in seiner ganzen Reinheit nehmen will. Die wichtige Sache der Zehnten und Bodenzinse, mit der wir uns jetzt beschäftigen, gehört ganz in dieses Fach, und ich enthalte mich daher aller weiteren Untersuchung, mit welchem Rechte, wann, wie und woher sie ihren Ursprung haben? und halte mich einzig an derselben, wie sie jetzt ist."

„Der 11. Artikel der Constitution, die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit und die Nothwendigkeit eines übereinstimmenden, einzigen Finanzsystems in der ganzen helvetischen Republik, fordern die Aufhebung jener Last der Abgabe, die partheiisch und ohne alles Verhältniß drückt, und die Milderung dieser Last, der Schuld, die, gestützt auf das wesentlichste Produkt der Natur zum Lebensunterhalt, bei allem relativen Werth anderer Schulden, in gleichem inneren Gehalt, und auf eine Ewigkeit berechnet war."

„Ich nehme zum voraus an, daß wir alle die erste und heiligste Pflicht des Menschen überhaupt, und des Gesetzgebers insbesondere — die Pflicht der Gerechtigkeit erfüllen wollen. Ich nehme ferner an, daß wir nicht gesinnet seyen, räuberische Eingriffe in das Eigenthum zu thun. Diese zwei wesentlichen und unnachläßlichen Pflichten setzen der wichtigen Frage über Zehnten und Bodenzinse sehr große Hindernisse in den Weg.“

„Auf der einen Seite gebietet die Constitution: richtet die Auflagen nach dem Vermögen, den Einkünften und der Einnahme der „Steuerbaren ein.“ Auf der anderen erklärt sie: „der Staat hat kein Recht auf Privateigenthum, ausgenommen in dringenden Fällen; und dann nur gegen gerechte Entschädigung.“

„In Rücksicht der Zehntpflichtigen gebietet die Gerechtigkeit, sie dieser Last zu entheben; und eben diese Gerechtigkeit gebietet, in Rück-

sicht der Zehnteigenthümer, sie nicht ihres Eigenthums zu berauben."

„Lassen Sie uns aufrichtig gestehen, daß es bei so widersprechenden Dingen unmöglich ist, sich ganz ohne alle Beleidigung dieses oder jenes Grundsatzes, auf dieser oder der anderen Seite, aus der Sache zu ziehen; aber wir wollen doch dieselben so wenig beleidigen, als nur immer möglich seyn wird."

„Nur in der Liebe zum wahren Guten, in der Entfernung von allem Eigennutz — nur in der steten Hinsicht auf das Glück des ganzen Vaterlandes — nur auf dem Wege der Mäßigung und Vorsicht werden wir diesen Zweck erreichen."

„Hätten wir ein schon festgesetztes Finanzsystem — wüßten wir, auf welche Art und wie viel wir von den Staatsbürgern zur Erhaltung des Staats, ohne sie zu drücken, fordern könnten — würden wir genaue Berechnungen von dem Ertrag solcher Einkünfte haben, so

wäre

wäre es vielleicht nicht schwer, diese Aufgaben wegen der Zehnten und Bodenzinsen zugleich auf eine ähnliche und durchaus gerechte Art zu lösen. So aber müßte es allerdings höchst tadelnswerth seyn, den ganzen Staat dem bloßen Ungefähr Preis zu geben."

„Wir wissen es alle, daß unsere Lage äußerst kritisch ist; wir wissen es alle, daß die öffentlichen Kassen geleert sind; daß sich eine stehende Armee in unserm Lande befindet, die wir ernähren müssen; daß die Vorräthe unserer Magazine verschwunden sind; daß die Handlung sinkt; daß die Bedürfnisse des Staats jeden Tag sich vermehren; daß wir nicht wissen, was uns noch bevorsteht, und daß der Himmel der Zukunft nicht wolkenleer ist. — Wir wissen dieses alle, und müssen zugleich fühlen, wie verwegen es wäre, in diesem gefährlichen Zustande die bisherigen Stützen der Finanzen, die einzigen schon gefundenen, schon erprobten Hülfsquellen des Staats ganz, zugleich und auf einmal aufzugeben und sich dazu eine unbekann

te neue Schuldenlast von sehr beträchtlichem Umfange aufzubürden.“

„Wir, Bürger Repräsentanten, wir und alle uneigennützigen Republikaner, haben zwar die Revolution gewünscht, und für dieselbe gearbeitet, ohne andre Rücksicht, als die der heiligen Menschenrechte; aber wir sehen indessen auch ein, daß es dringend nothwendig ist, das Volk an die neue Ordnung der Dinge anhänglich zu machen; und das können wir nur durch Erleichterung in seiner ökonomischen Existenz, nur durch deutliche Versinnlichung der Vortheile der Revolution.“

„In diesem Wirbel von Betrachtungen, die sich mir darbieten — von gegenseitigen Pflichten und Widersprüchen, schlage ich, nach reifer Ueberlegung, folgenden Ausweg vor, der mir der gegenseitigen Gerechtigkeit, den doppelten Vorschriften der Constitution, den Bedürfnissen des Staats, den Wünschen des Landmanns, den Regeln der Vorsicht und Mäßigung der angemessenste scheint:

1) „Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen Zehnten und Bodenzins, der in der Natur der Sache liegt. Die Zehnten sind eine zufällige und willkührliche Last; sie wachsen mit der Arbeit der Zehntbaren, mit der Kultur des Landes, und haben in ihrem Wesen keine Spur einer eigentlichen bestimmten Schuld; sie sind auch gegenwärtig höchst wahrscheinlich jedes Jahr durch den Werth ihres ursprünglichen Capitals bezahlt worden. Ganz anders verhält es sich mit den Bodenzinsen. Nichts kann bestimmter angewiesen, nichts sich gleicher seyn. Keine Schuld war vorher gewisser, keine so richtig und genau hypothecirt. Die Bodenzinse sind eine unläugbare Schuld."

2) „Diese Bodenzinse werden als ablösbar erklärt und das Capital, nach dem Werth desselben, in den letzten zehn Jahren vor der französischen Revolution, berechnet."

3) „Alle Bodenzinse, die für Land bezahlt wurden, welches durch Flüsse oder andere Art

weggeführt ward, folglich nicht mehr existirt, sind als getilgt erklärt."

4) „Alle Zehnten und Eheschätze sollen aufgehoben werden."

5) „Der Staat macht es sich zur heiligen Pflicht, alle Partikular-Zehntbesitzer, worunter Klöster, Gemeinden und Armenanstalten mitbegriffen sind, zu entschädigen."

6) „Die Manier dieser Entschädigung wird durch das Gesetz auf einen mäßigen Fuß bestimmt werden."

7) „Für alle Weltgeistlichen, welcher Religion sie seyn mögen, die durch diese Aufhebung einen Theil ihrer Einkünfte verlieren, wird die Republik für anständigen Unterhalt sorgen."

8) „Die helvetischen gesetzgebenden Räthe erkennen den Grundsatz der Einheit und Gleichheit in den Auflagen für die ganze helvetische Republik."

9) „Sie erklären, daß sie diese Auflagen, nach den Bedürfnissen der Republik, auf die allgemeinste und billigste Art, und nach den Grundsätzen der Constitution bestimmen werden.“

„Für den 2, 4, 5, 6 und 7 §. begehre ich eine Commission.“

Secretan von Lausanne, Canton Leman. „Wollte man bis zum Ursprung der Feudalrechte hinaufsteigen, so ist es unzweifelhaft, daß man sie nur der Gewaltthat zuschreiben muß. Jene alten Thürme, jene barbarischen Festungswerke, seht diese unwidersprechlichsten Rechtstitel! Von dorther zogen diese Männer im eisernen Harnisch aus, welche behaupteten, alles umliegende Land sey ihr Eigenthum. Was die Gewalt behauptete, hat die Arglist beibehalten. Wozu hätte es in letztern Zeiten den Landleuten gedient, gegen diese alten, gewaltsamen Eingriffe ihr Recht zu begehren? Wie hätten sie in diesen abscheulichen, in Latein geschriebenen und auf tausend-

fache Weise verworrenen Zaubercharakteren lesen, und welchen Richter hätten sie finden können, als nur dergleichen, die mit ihren Partheien ganz das gleiche Interesse gehabt haben würden."

„Wenn aber die Waffen die Feudallast gründeten, so hat der Aberglaube seinerseits die Zehnten eingeführt. Keine dieser Quellen ist reiner, als die andere. Jedesmal wurden diese, in ihrem Grundsatz fehlerhaften, Titel durch eine beständige, ruhige und durch die Gesetze begünstigte Besitzung gerechtfertigt."

„Und jetzt — wer besitzt heutiges Tages einen großen Theil eben dieser Rechte?"

„Es sind, laßt es uns nur herausfagen, unsere Verwandten; es sind unsre Brüder. Hier bei uns konnt' es keinen eigentlich so genannten Adel geben, weil unsere Adlichen kein ausschließliches Recht, keine Privilegien besaßen. Sind wir also Vertreter des Volks, so laßt uns wohl in acht nehmen,

keinen Theil desselben seiner Einkünfte zu berauben, um den andern zu bereichern. Was mich betrift, so würde ich mich selbst verabscheuen, wenn ich bei meiner Nachhausekunft von meiner ehrenvollen, mir übertragenen Sendung, mit jener ihren Flüchen und mit den Thränen ihrer Kinder beladen seyn würde."

„Die Feudalrechte sollen abgeschafft werden: hierüber muß man nicht länger anstehen. Die Constitution verordnet es ausdrücklich, und unsere Berathschlagung hat einzig die Ausführungsmittel zu ihrem Gegenstande."

„Man ist eine Schadloshaltung den Eigenthümern dieser Rechte schuldig. Aber wer soll sie bezahlen? Dieß ist der einzige Punkt der Untersuchung."

„Sollen es die Partikularen, die ehedem diesen Lasten unterworfen waren, oder muß es die Nation thun? Die ersten können sich unmöglich loskaufen. Man schätze z. B. den Zehnten,

wie man will, man berechne ihn auf den eilften Theil des ganzen Ertrags, oder will man noch genauer seyn, und davon die Unkosten des Feldbaues, das heißt den Schweiß des Arbeiters, den Dünger, den Saamen abziehen, will man ihn auf den reinen Ertrag des dritten oder vierten Theils schätzen, so wird man gleich finden, daß der Bauer unmöglich einen solchen Theil des Capitals zahlen kann, das den Werth seines Grundstücks ausmacht.“

„Es ist also nichts übrig, als daß die Nation die Loskaufungssumme zu bezahlen hat. Woraus? wird man mich fragen — Woraus? aus den allgemeinen Auflagen; aus den Auflagen auf die Reichen, auf die Capitalisten, auf die, welche bis jetzt noch keinen Theil der Nationallasten getragen haben; aus dem Ertrag der Nationalgüter. — Und dieß wird billig seyn. Denn wenn man betrachtet, daß diese Güter größtentheils nur aus der Ersparniß eben dieser von jener Klasse des Volks erpreßten Zinse, daß sie aus den Zehnten und andern

Feudal-Lasten entstanden sind, so wird man finden, indem man sie bei ihrer Abschaffung zu der bestimmten Entschädigung anwendet, das heiße nichts anders, als den Beraubten ihr Gut wieder erstatten und die Abgaben in ihre erste Quelle zurückfließen lassen."

„Zwar höre ich schon die Einwürfe: wenn ihr die Zehnten abschaffet, womit soll man dem Staat zu Hülfe kommen; wie wird man die Spitäler, die öffentlichen Anstalten, die Geistlichen unterhalten?"

„Hierauf antworte ich nur Eins. Wer zahlte zuvor die Zehnten, diese Quelle, die zu so vielem hinreichte? Ohne Zweifel eine mehr oder weniger große Volksklasse. Nun denn? Das, was ein Theil des Volks durch eine ungleich vertheilte, und eben dadurch ungerechte Abgabe leisten konnte, sollte das ganze Volk auf den Fuß einer gerechten und unendlich leichtern, gleichmäßig vertheilten Auflage nicht aushalten können? Das, was man einigen entriß, sollte

nicht ersetzt werden können durch den freiwilligen Beitrag Aller? Dieß läugnen, heißt das Einmal Eins eben so wenig als den Patriotismus kennen.“

„Wenn ich mich mitten auf dem Felde befand, und den Zehnten davon wegtragen sah, so mußte ich traurig zu mir selbst sagen: seht jetzt, wovon die Pferde meines gnädigen Herrn genährt, wovon die Vergoldung seiner Kutsche, und die Livreen seiner Knechte bezahlt werden; und mein Herz war misvergnügt. Bald aber, wenn man bei mir die Territorialabgabe holen wird, so werde ich mit Freuden zu meinen Kindern sagen: Dieß ist für die Nation, zur Unterhaltung der Straßen, zur Besoldung der Religionslehrer, zur Ernährung der Volksvertreter, die sich mit seinem Glück beschäftigen; zur Unterstützung der Armen; dieß ist geweiht zur Erziehung ihrer Kinder; und indem meine Familie in meinen, mit süßen Thränen erfüllten Augen liest, so lernt sie, ob irgend ein Opfer zu kostbar sey, das man dem Vaterlande bringt.“

„Ich habe nur noch ein Wort beizufügen. Die Nation hat Bedürfnisse, und ihre Hülfsmittel müssen daher nicht unterbrochen werden. Es könnte irgendwo jemand geben, der um eines einzigen Jahres wegen, wo er nichts geben müßte, glauben würde, überall befreiet zu seyn. Daher bin ich der Meinung, daß, wenn man die Abschaffung der Feudalrechte in der Theorie als Grundsatz erkennt, man die Ausführung erst von dem Augenblick an erkenne, wo die neuen Auflagen werden eingerichtet seyn. Auf diese Weise würde es hierin keine Lücke geben; und die Republik hätte keinen Schaden."

„Was die Bodenzinse betrift, ohngeachtet sie in gewissen Gegenden eher Feudallasten, und in anderen eher Schuldzinse seyn können, so wie auch ihr Unterschied in Absicht auf den ursprünglichen Titel beinahe unmöglich bestimmt werden kann, so folge ich hierin der fast einmüthigen Meinung, daß man sie als eine wahre Schuld ansehen soll, und daß

sie durch die Censiten, nach einer billigen Wers thung, ausgelöset werden dürfen."

„Rüce' von Bouvry Canton Wallis.

„Ich alter Caporal, *) sollte auch über Feudalrecht und Eigenthum absprechen helfen? Ich habe darüber in Büchern wenig geblättert, niemals einen einzigen Doctor in us gelesen, aber desto mehr in dem Buche meines Gewissens. Ueberdem bin ich ganz unpartheiisch; ich beziehe keine Zehnten und zahle keine; meine lieben Eltern haben dafür gesorgt, daß ich keines Fingers breit besitze. Das Wohl des Staats wird also bei dieser Untersuchung mein einziges Augenmerk seyn. Nun grüble ich schon lange über die metaphysische Bestimmung des Eigenthums. Seit acht Tagen frage ich jeden Menschen über diesen Gegenstand. Es ist mir aber nichts Befriedigenderes zu Ohren gekommen, als meine eigene Erklärung: das

*) Er ist, glaube ich, General in Oesterreichischen Diensten gewesen; ein sehr biederer, origineller Mann.

Eigenthum ist das, dessen Besitz weder mein Nachbar, noch das Gesetz, noch mein Gewissen mir absprechen kann. Dieß vorausgesetzt, werde ich den Gnädigen Herrn fragen: „r Gnaden! woher hast Du den Besitz dieser Rechte?“ — Von meinem Vater — „Und Dein Vater?„ Von meinem Großvater — „Und was waren seine Titel?“ — Da sind sie, und zwar so alt, als mein Schloß; und dazu im alten und neuen Testament gegründet. — „Ich verstehe. Sind sie aber nicht ein wenig zu „weit ausgedehnt worden? Von einfältigen „Landjunkers seyd Ihr Baronen worden u. s. w. „Und das alles kann man nur auf Kosten seiner „Vasallen werden. Doch laß es gut seyn.“

„Und du, Bauer! woher hast du dein Feld?“ — Von meinem Vater — „Und dein Vater?“ — Von meinem Großvater — „Und diefer?“ — Ja, das weiß ich nicht; gekauft oder geerbt — „Hast du aber nicht alle diese Lasten bezahlt?“ — Ja! aber ich ward dazu gezwungen — „Gut! aber wenn du

„ein vornehmer Herr gewesen wäreſt, wie „hätteſt du dich denn wohl betragen?“ — Man hat mich unredlich behandelt. — „Aber auch „du! lege die Hand auf dein Herz; warſt du „jederzeit ehrlich in allem was du thatſt? Wollteſt „du niemals Herr Landrichter, Herr Gerichtsſaß, „Herr Schloßverwalter werden? Niemals dei„nen Sohn zum Sachwalter, zum Fürſprecher „machen? Und warum? Damit er ein Herr, „und in der Folge wohl gar ein Gnädiger „Herr werde; und wäre er das geworden, „ſo hätte auch er Zehnten und Grundzinſen etn„gezogen, bis 14 Tage nach der Ewigkeit. „Dergeſtalt ſuchteſt auch du dich auszudehnen, „und wenigſtens für deine Kinder mehr zu er„halten, als ihnen gebührt.“

„Seht alſo, Herr und Bauer! Ihr habt „beide Uurecht. Wir wollen euch alſo theilen „und folglich halbiren. Großer und kleiner „Zehnten iſt gleichviel. Du Gnädiger Herr „ſollſt die Hälfte einbüßen, und du Bauer „die andere Hälfte auslöſen.“

Denn wie soll ich es anders machen? Der Staat sollte sich mit diesem Ankauf beladen. Und warum der Staat? Warum aus dem Nationalschatz? Kennt Ihr diesen Schatz? Wißt Ihr, wie hoch sich die Ausgaben für Civil- und Militairstellen belaufen? Habt Ihr schon andere Abgaben festgesetzt? Ehe Ihr mir hierüber Erläuterungen gebt, widersetze ich mich einem jeden solchen Vorschlag auf das äußerste. Bis Ihr ein neues Haus habt, dürft Ihr das alte durchaus nicht aufgeben. Seht Euch nur ein wenig jenseits Eures Glockenthurms um; erwägt, was dießfalls in Frankreich geschehen ist. Man sagt, nach Abschaffung der alten Einkünfte, habe man doch neue Auflagen bestimmt: allein zwischen Auflagen bestimmen und sie zahlen ist noch ein weiter Weg; ich sah drei Jahre hinfließen, ehe man zu dem letztern gelangen konnte."

„Ich schließe daher, daß alle herrschaftlichen Rechte unstreitig abgeschaft werden sollen. Allein noch nicht für dieses Jahr,

und nicht eher, bis man ihre Natur und ihren Werth umständlich kennt, und eben so auch die Auflagen, die man an ihrer Stelle erheben kann. Sobald alles dieses da ist, so bin ichs zufrieden, daß der Verlust zwischen dem, der bezahlen muß, und dem, welchem bezahlt werden soll, wie gesagt, zur Hälfte getheilt werde.“

Hüber aus Basel. „Auch ich mögte ein Wort über den Zehnten sprechen — — Gern gestehe ich, daß sich Interesse auch bei mir darein mischt; denn ich habe eins — das Interesse des Vaterlandes und der Gerechtigkeit. In einer so wichtigen Sache soll jeder sprechen, kann jeder sprechen; jeder soll zur Aufklärung etwas beitragen. Dafür sind wir hier, um unsre Pflicht zu erfüllen, das Vaterland zu retten. Unsere Ehre, unser Gewissen fordern uns dazu auf. In dieser Versammlung soll nur Rechtschaffenheit, Ueberlegung, Standhaftigkeit in den Grundsätzen herrschen. Das Volk ist zu gerecht, als daß es etwas Ungerech-

tes wollte. Wir müssen durch ungerechte Gesetze seine Denkungsart nicht irre machen, und die moralische Person des Volks nicht verführen, um uns bei ihm einzuschmeicheln. Wer Fürsten schmeichelt, ist kein so großer Verbrecher, als derjenige, der dem Volke schmeichelt. So ein Mensch, der sich herabwürdigt, einer papiernen Majestät Unwahrheiten aus Schmeicheley vorzusagen, trägt den Haß und die Verachtung, als den Lohn seiner Niederträchtigkeit schon durch die öffentliche Meinung davon; allein, wer dem Volke Unwahrheiten sagt, wer es vorsätzlich irre führt, ist ein wahrer Verbrecher der beleidigten Nation."

„Wir sind hier, um das Volk zu erleichtern. Wer ist das Volk? die ganze Nation; nicht der Bauer, nicht der Städter allein. Wir können also keinen Theil auf Unkosten des andern beschweren. Man sagt freilich, Löwen, Bären und Basilisken herabwerfen, sey noch nicht das Hauptwesen unserer Revolution. Allein wir haben die Revolution nicht gemacht, um

den Beutel zu füllen; größere, wichtigere, der Menschheit würdigere, und ehrenvollere Gegenstände sind der Zweck derselben. Ich würde für die Denk-, Preß- und Gewissensfreiheit mein ganzes Vermögen hingeben. Man rede uns nur nichts von Aufruhr. Das Volk verlangt so wenig ungerechte Gesetze, als wir sie je machen würden. Man sagt, wir haben sonst nichts gethan, wenn wir die Lehnsrechte nicht abschaften; und doch haben wir Tag und Nacht gearbeitet, und vortheilhafte Gesetze für das Volk gemacht."

„Nun zur Sache. Die Rede ist von den Feudalrechten. Ihr Ursprung ist dunkel. Wahrscheinlich hat sie die Gewalt eingeführt. Dann wäre ihr Daseyn ungerecht, und ich nenne sie Feudal-Lasten. Man hat sie mit Recht in drei Hauptklassen eingetheilt: Ehrschatz, Bodenzins und Zehnten. Ihrem Ursprung nach muß man sie historisch, ihrem Wesen nach politisch betrachten."

„Der Aberglaube hat sie angefangen, Gewalt eingeführt, Dunkelheit gehandhabt. Besonders ist der Zehnte eine uralte Erfindung des Priesterthums, zu seinen eigenen Gunsten. *) Allein er steht doch auch seine tausend Jahre. Wäre er nicht ein völlig gerechtes Eigenthum, so ist er doch ein gesetzmäßiges Eigenthum, das nach und nach, es mag nun gekauft oder ererbt seyn, zum gesetzlichen Recht ward. Es ist wahr, der Zehnte ist nach Maaßgabe des Anbaues der Felder immer stärker, und die Zehntenbesitzer verloren nichts dabei. Man kann also sagen, daß die Zehntenherren ihre Auslage schon lange, lange erhalten haben, wenn sie den stufenweisen Zuwachs, und den heutigen Zustand desselben mit dem vergleichen, was er im Augenblick des Ankaufs war. Allein wir würden ganze Familien zu Grunde richten, wenn wir ihn ohne Ersatz abschaffen wollten.“

*) Ich übergehe hier eine weitläuftige Kirchenhistorische Ausführung, welche die Leser nicht interessiren mögte.

„Auch mit dem Erbschatz hat es eine ähnliche Bewandniß. Allein wenn mein Haus in der Stadt von dieser Last befreiet ist, so hört es auf, eine Abgabe auf die Sache zu seyn, und fängt an, ein Personal-Lehnrecht zu werden, das ich bezahlen muß, weil ich kein Städter, sondern ein Landmann bin.“

„Nun frägt es sich nicht, müssen diejenigen, welche bei Abschaffung des Zehnten verlieren, entschädigt werden? sondern, wer muß sie entschädigen?“

„Ich glaube, so wie die einen bei der Revolution beitragen mußten, weil sie Feinde derselben waren, so müssen auch ihre Freunde beitragen. Die einen widersetzten sich der Constitution, und werden zu Beiträgen gezwungen; die andern, als Freunde der Constitution, werden gerne ihrer so lieben Freiheit ein kleines Opfer bringen. Wir alle gewinnen bei der Revolution, also die ganze Gesellschaft — mithin muß die ganze Gesellschaft zur Entschädigung beitragen. Allein die Zehntbaren ge-

winnen am meisten. Es ist also billig, daß auch sie beitragen: jeder Gewinner nach Maaßgabe seines Gewinns."

„Man will die Nationalgüter dazu verwenden. Aber wenn sie schon da sind, so wissen wir ihren Ertrag nicht, und kennen unsre Bedürfnisse noch nicht, und sehen noch nicht die ganze Zukunft. Indessen soll auch auf ihnen ein Theil der Last haften; denn sie gehören der Gesellschaft. Man hätte freilich zu einer Zeit, wo die Staatsbedürfnisse groß sind, und wo das Stocken der Einkünfte zu besorgen ist, so eine Frage nicht aufwerfen sollen. Es ist gefährlich, wo die Staatseinkünfte noch nicht reguliert sind, das Gewisse abzuschaffen, um etwas Ungewisses an die Stelle zu setzen. Ich glaube also, jeder, dem das Vaterland lieb ist, (und dieß ist es dem ganzen Volke) wird gerne noch die nehmlichen Lasten ein Jahr tragen, von denen er sich unter der alten Regierung theuer, sehr theuer losgekauft haben würde."

„Ich trage also darauf an: 1) daß der Zehnten dieses Jahr zum letztenmal gegeben werden, und sodann für immer aufgehoben seyn soll; 2) die Zehntinhaber entschädigt der Staat mit 10 Procent; 3) die Zehntpflichtigen zahlen an der Summe der Entschädigungen 2 ½ Procent, verhältnißmäßig unter alle vertheilt; 4) Ueber die Entschädigungen derjenigen, die sich in den letzten zehn Jahren freigekauft haben, wird das Gesetz bestimmte Regeln angeben; 5) das Gesetz wird bestimmen, was kleiner Zehnten ist, und dieser fällt sogleich ohne Entschädigung weg; 6) die Bodenzinse sind rückkäuflich im ersten Jahre zu 7 Procent, im zweiten zu 6, im dritten zu 5 u. s. w.; 7) der Ehrschatz und alle Feudallasten sind ganz und ohne Entschädigung aufgehoben; 8) Ueber unsre Besitzungen im Auslande und über die Besitzungen des Auslands in der Schweiz wird die Regierung unterhandeln; 9) Es soll bis zum 21. Septemb. dieses Jahrs ein Status aller Staatseinkünfte und der Nationalgüter, so wie der Nationalbedürfnisse den gesetzgebenden

Räthen von der Regierung eingegeben werden;

10) Vom 1sten Januar 1799 an soll ein neu» es, nach dem 11. §. der Constitution eingerichtetes Auflagensystem verkündet, und von da an vollzogen werden."

„Wenn man zum Stimmenmehr schreitet, so begehre ich, daß es durch Namensaufruf geschehe."

Escher von Zürch. „Ich wage es nicht, Bürger Stellvertreter, Euch aufs neue die Grundsätze zu entwickeln, aus denen der zu verhandelnde Gegenstand beurtheilt werden muß: Kuhn und Suter haben Euch dieselben hinlänglich und überzeugend dargestellt, und Rüce' und Huber zum Theil wenigstens in ihrer Anwendung vorgelegt; dagegen fühle ich mich durch meine Pflicht aufgefordert, die Gesichtspunkte etwas näher zu beleuchten, aus denen die meisten von Euch die vorliegende große Frage beantworten wollen. Viele aus Euch erkennen den Zehnten als ein Eigenthum ihrer gegenwärtigen Besitzer. Alle gestehen, daß

gegenwärtig kein einziger Gutsbesitzer ist, der nicht die Beschwerde des Zehntens freiwillig entweder bei Ererbung seiner Güter und beim Ankauf derselben übernommen, und in dieser Hinsicht weniger für dieselben bezahlt, oder sich dieselben um eine geringere Summe habe anschreiben lassen. Hieraus also folgt ganz unwidersprechlich: da durch Aufhebung des Zehnten der Werth aller zehntbaren Güter beträchtlich erhöhet wird, daß also auch die Besitzer dieser Güter wesentlich beschenkt werden, so daß der Arme nur ein geringes, der Reiche aber ein sehr großes Geschenk erhält. Diejenigen aber aus Euch, welche den Zehnten unbedingt aufheben wollen, behaupten, sie wollen das Volk erleichtern. Wer ist nun das Volk? Doch wohl die sämmtliche Masse aller Staatsbürger! Und wer wird durch Zehnten-Abschaffung erleichtert? Niemand als die Gutsbesitzer. Im Canton Zürch z. B. ist beinahe die Hälfte der Einwohner eigenthumlos, auch im Canton Leman und vielen andern Cantonen ist eine beträchtliche Menge eigenthumsloser Staatsbür-

ger. Diese alle nun werden durch die Zehntenaufhebung keineswegs erleichtert — im Gegentheil gerade deswegen beschwert. Denn um den Gutsbesitzern das ungeheuer große Geschenk der Zehnten zu geben, verliert der Staat alle seine Einkünfte, und wird dadurch in die Nothwendigkeit gesetzt, alle seine Bürger mit beträchtlichen Auflagen zu belegen. Also wahrlich wird Euch die eigentlich arme, die wirklich hülfsbedürftige Klasse des Volks für diese Erleichterung, die nur den vermöglichen Staatsbürger trifft, und die auf Kosten des ganzen Staats geschieht, wenig Dank wissen!"

„Mehr noch! Neben dem Aristokratismus der Regierung war noch eine andere Art Aristokratie in Helvetien; eine Aristokratie, die dem bedürftigen Staatsbürger drückender war, als jene. Ich meine die Dorf-Aristokratie, die Aristokratie, welche der reiche Bauer über den armen ausübte. Diese Aristokratie, Bürger Stellvertreter! drückte schwer auf uns

ser Volk — und was mehr ist, durch Zehnten-aufhebung wird sie unaussprechlich vermehrt. Denn durch diese Maasregel erhält der reiche Bauer noch mehr Reichthum, mehr Macht; und dem armen Bauer wird es nun noch schwieriger, das kostbarer gewordene Land vor seinem mächtigen Nachbar zu schützen! Ich hörte schon mehreremal aus verschiedenen Ecken des Saals, wenn etwa ein Mitglied nicht für gänzliche Aufhebung des Zehnten stimmte, rufen „He! der ist kein Patriot!“ Bürger Stellvertreter! ich erkläre hier feierlich, wenn der Patriotism darin bestehen soll, den reichen Bauer auf Kosten des Staats noch reicher, und den armen noch abhängiger von jenem zu machen — wenn dieß Patriotism heißt — so will ich kein Patriot seyn!“

„Ist es Euch wirklich Ernst zu erleichtern, so mache man das Land des armen Bauern, der nicht einmal mit eigenem Pflug pflügen kann, zehntfrei; das Land des weniger armen lasse man um eine mäßige Summe loskaufen.

Dagegen löse der reiche Gutsbesitzer in seinem vollen Werth aus. Denn ich sehe keinen Grund, warum der arme Staat den reichen Bürger beschenken soll."

Mehrere unter Euch 'ruften Frankreichs blühenden Ackerbau als Zeuge für den Vortheil der Zehntenaufhebung an; aber wahrlich das Bild ist nicht lockend, wenn es im Ganzen betrachtet wird. Auf die Zehntenaufhebung folgte das Papiergeld. Dieses führte das Gesetz des Maximum herbei, und diesem folgte die Guillotine, und alle Gräuel, welche die fränkische Revolution schänden, auf dem Fuße nach. Und, Bürger Stellvertreter! ungeachtet dieses schrecklichen Bildes, das Ihr vor Euch habt, wollt Ihr dennoch den gleichen Pfad betreten, und den Staat durch die gleichen Umwege führen!"

„Ich hätte zu viel zu thun, zu lange Eure Geduld zu misbrauchen, wenn ich alle Widersprüche und einseitige Darstellungen vorlegen und beleuchten wollte, die man Euch dargab.

Doch einen Widerspruch bemerke ich noch, weil Ihr ihn gerade am lautesten beklatscht habt. Secretan sagte Euch: der Zehnten habe bis jetzt zum Vergolden der Kutschen und Füttern müßiger Pferde gedient; und als er Euch vorschlägt, die Zehnteigenthümer aus den Nationalgütern zu entschädigen, sagt er: diese seyen aus dem Ersparniß der Einkünfte des Zehnten entstanden. Und dieß habt Ihr beklatscht!"

„Ich schließe also mit dem bestimmten Antrag: daß der kleine Zehnte aufgehoben, der große aber gleich den Grundzinsen abkäuflich gemacht werden soll, und zwar so, daß arme Landbewohner davon unbedingt frei seyen, *) bemittelte sich leicht loskaufen, reiche

*) Daß auch dieß noch unstatthafter Eingrif in das Eigenthumsrecht sey, bedarf wohl keines Beweises. Aber der würdige Repräsentant, dem ich dieß über seine Rede bemerkte, antwortete mir, er und alle, die mit ihm gleich dächten, wären genöthigt zur Hälfte nachzugeben, um nur etwas zu erhalten.

aber ganz bezahlen sollen. Denn keiner Art von Aristokratism werde ich je die Hand bieten."

Fierz von Küßnach, Canton Zürch. „Ueber den kleinen Zehnten und persönliche Feudalabgaben gehen die Meinungen dahin, derselbe soll unentgeltlich abgethan werden. Ich glaube, B. Repräsentanten! der kleine Zehnten stehe mit dem großen in gleichem Verhältniß. Haben wir nicht Gegenden Helvetiens, wo der Zehnten-Ertrag in Hanf, Flachs und dergleichen besteht? Solche Gegenden müßten befreiet und andere betrübt bleiben? Ich frage Euch, B. Repräsentanten! würde nicht darin das Recht des Eigenthums sowohl verletzt, als wenn man den großen Zehnten wegthun würde; oder bleibt eine kleine Ungerechtigkeit nicht Ungerechtigkeit, weil sie ungleich kleiner ist, als eine große? Ich glaube es nicht. Oder schmerzt nicht ein kleiner Verlust einen, der wenig hat, eben so stark, als ein großer Verlust einen andern, der viel

hat? Dieß sind meine Begriffe von dem Recht des Eigenthums."

„Bürger Kuhn hat vortreflich gesagt, er fürchte einen Volksaufstand weniger als eine von dem Gesetzgeber begangene Ungerechtigkeit. Er hat Recht. Aber ich frage noch einmal: ist es Gerechtigkeit, dem das Wenige zu nehmen, der nur Weniges hat? Ist es Gerechtigkeit, ein Volk von drückenden Lasten zu befreien, und ein anderes Volk, das eben so gute Brüder sind, unter den Lasten schmachten zu lassen? Wo blieben da die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit?"

„Bürger Kuhn geht noch weiter. Er fürchtet, wenn man die so ungerechten und die so niederdrückenden Beschwerden abschaffen würde, könnte man das Volk gar zu weit hineinführen. Es würde keinem Menschen mehr sein Eigenthum geschützt werden können: das Volk würde gar wollen auf die Gleichheit von Adams und Evas Zeiten zurücktreten, und die

weite Erde zugleich unter sich vertheilen. Ich fürchte nichts weniger als dieß. Das Volk ist gerecht. Der Kaufmann wird nicht Feld bauen, und der Feldbauer kann nicht Kaufmann oder Professionist seyn. Es wird gar nicht leicht einer, der sein Brod am Schatten verdient, selbiges mit dem Schweiß des armen Bauern vertauschen. B. Repräsentanten! ich will den Fall setzen, wir wollen den Zehnten nur noch Ein Jahr existiren lassen, was hätte unser neuer Staat für Nutzen davon? Derjenige, welcher zehntfreie Güter besitzt, würde weder Abgaben noch Zehnten bezahlen. Andere Privatleute, die gekaufte Zehnten haben, würden denselben beziehen. Klöster und Stifter aller Art würden einen großen Theil, als Eigenthümer, für sich beziehen. Den Ueberrest würden die Städte, laut schon geäußerten Ansprüchen für sich behalten. Ich frage Euch, B. Repräsentanten! was würde dem neuen Staat zu seinem Unterhalt übrig bleiben? Ich glaube nichts!"

„B. Repräsentanten! wir sind hier, nicht um einzelne Theile der Nation, nicht um einzelne Individuen, nein! um die ganze Nation glücklich zu machen. Die ganze Nation soll frei seyn. Ein Theil wie der andere ist schuldig, für das Vaterland sein Gut und Blut aufzuopfern, so oft es die Noth erheischt. Und warum hat es revolutionirt? Eben um der drückenden Beschwerden willen. Deswegen sind die Oligarchen vom Thron geworfen und wir von dem Volke an ihre Stelle gesetzt worden; aber nicht darum, daß wir in ihre Fußtapfen treten sollen. O bewahre der Himmel! daß unser Volk nur in Veränderung der Personen ihre alten Oligarchen sehen müßte. Und sollten in dieser Versammlung die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit und die uns von der großen Nation gegebene Constitution aus den Augen gelassen werden, so behalte ich mir vor, im Verfolge noch das Nähere zu erklären."

„Ich trage also an: aller Bodenzins soll um einen billigen Preis auskäuflich erklärt —

alle

alle Bürger der helvetischen Nation von nun an von allem Feudal, klein und großem Zehnten frei gesprochen, und eine Commission ernannt werden, die auf das Vermögen jedes Staatsbürgers verhältnißmäßig seine Abgaben an Geld bestimmen soll."

Augspurger von Höchstetten, Kanton Bern. „Ich kann nicht schweigen, daß man uns will glauben machen, der Zehnten sey über die Alpen hieher geflogen. Ich will bei mir den Anfang machen und will beweisen, wie dieser Raubvogel seine giftigen Eier ausgebrütet hat. Ich habe zum Theil ein zehntfreies Gut. Ich habe ein Land gekauft, wo, so lange die Welt steht, keine Seysen noch Sicheln darüber gezogen worden sind. Zwei meiner Vorfahren haben schon daran gearbeitet: ich war der Vollender: mehr als hundert Fuder Steine sind daraus gethan worden. Sobald die Arbeit vollendet war, so kam der Raubvogel über die Alpen, und forderte Frucht- und Heuzehnten. Ist das der Zehn-

ten, wovon der B. Escher gesagt, man habe ihn freiwillig gekauft? Ist das der Zehnten, wovon Präsident Huber sagt, man habe ihn ohne Murren angenommen? Ich will noch lebendige Zeugen stellen, die auf die allerungerechteste Art wegen des Zehnten sind des Landes verwiesen worden, wo der Satan, wenn er Richter gewesen wäre, besser würde geurtheilt haben, als die damaligen Oligarchen. Ich will beweisen, daß die gerechtesten Prozesse sind verloren gegangen, wo große und andere Zehnten auf die ungerechteste Art sind aufgedrungen worden. In meinem Dorfe selbst zahlte man den Heuzehnten mit 160 Kronen alljährlich; gegenwärtig mit 318. Die Gemeine Bieglen gab anfänglich dem Pfarrer 33 Mütt Korn, jetzt dem Spital 1000 bis 1200. Die Gemeine Walkringen zahlte den Heuzehnten vor 40 Jahren mit 50 Kronen; vor 8 Jahren haben ihn die Oligarchen in 50 Mütt Hafer verwandelt. Wer solche Ungerechtigkeiten beizubehalten sucht, der muß nothwendig noch Geschmack an der Aristokratie haben."

„Ein jeder wird wissen, was dem Volke durch den General Brüne ist versprochen worden, daß es die Constitution angenommen hat, und aus sich Männer gewählt, mit der Versicherung, daß sie den Versprechungen ein Genüge leisten werden. Und wenn es nicht gehalten wird, wer ist Schuld daran? Wir!“

Gapany von Marsens, Canton Freiburg. „Das Volk, das Ihr hier vorstellt, und das Euch die Sorge seines Glücks auftrug, beruft sich auf die Constitution und die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit, und begehrt mit lautem Geschrei die Abschaffung aller Lehnrechte. Es zählt auf seine Bevollmächtigte, und seine Hofnungen sollen nicht getäuscht werden. Ihr habt angefangen, dem öffentlichen Wunsche zu entsprechen, als Ihr einen Theil der Wurzeln jenes abentheuerlichen Lehnbaums abgehauen, indem Ihr die persönlichen Lehnrechte abgeschaft habt. Nun bleibt Euch noch übrig, die Vor- und Nebenwurzeln zu zertrümmern, welche diese barbarische Einführung uns

terstützen. Dieß werdet Ihr erreichen, wenn Ihr auch die nicht persönlichen Rechte abschaft, die auf unsern Feldern liegen."

„Diese Rechte müssen schleunig abgethan werden, weil ihr Ursprung fehlerhaft, und die Art der Erhebung ungerecht ist."

„Sie treten hervor auf den Kampfplatz, diejenigen, welche in dem Ursprung dieser Plagesteuern einige Gerechtigkeit finden wollen! Ich will ihnen, die Geschichte in der Hand, die Stirne bieten; ich will ihnen ein Volk Barbaren zeigen, welche der Hunger aus dem gefrornen Norden trieb, welche Europa überfielen, die Felder verheerten, die alten Besitzer ausrotteten, beraubten, und zu Knechten machten; welche den Menschen, die ihre Waffen nicht aufgefressen hatten, keine Wahl übrig ließen, als Hungers zu sterben, oder für ihre eigene Rechnung das Feld zu bauen, das man ihnen geraubt hatte. Dieß ist der Ursprung der Leibeigenen: dieß der Ursprung der Dienst-

abgaben, die sie ihren Herren bezahlen mußten, während diese in neue Kriege zogen. Die Brache und der Mangel des Anbaues, den damals die Felder erlitten, nebst dem hohen Werth des Geldes zu jenen Zeiten, sind die Ursache, warum man in unsern Tagen die Zahlungen, welche die Knechte leisten mußten, kaum lästig finden würde; allein es ist darum nicht minder wahr, daß es auch alles war, was der Feldbauer zahlen konnte, nachdem er seine schlechte grobe Nahrung vorweg genommen hatte. Nur auf diese Weise ward unser Vaterland und der größte Theil Europens unumschränkten Siegern unterthan, welche unter verschiedenen Benennungen die eroberten Völker, wie verächtliche Heerden, zur Erhaltung ihrer Existenz bestimmt, unter sich theilten."

„Eine andere barbarische Thorheit, die sich der Nachkömmlinge dieser Eroberer bemächtigte, war, neben anderen, ebenfalls eine Ursache der verschiedenen Grundabgaben, die bei uns im Schwange gehen. Ich rede von den Kreuzzü-

gen, an welchen alle Adliche Europens Theil nahmen, welche nichts anders waren, als die Abstämmlinge dieser Räuber aus Norden, und die, so wie ihre Väter, noch das Bedürfniß fühlten, die Erde zu verheeren, während sie ihren Leibeigenen den Anbau ihrer geraubten liegenden Gründe überließen, die sie nicht mehr besorgen konnten; und da die Kriegskosten in größere Bedürfnisse versetzten, so legten sie den Leibeigenen eine bleibende Abgabe auf, welche, wegen Seltenheit des Geldes in jenen Zeiten, gewöhnlich in Früchten bezahlt ward. Diejenigen nun, die von diesen Kreuzzügen zurückkamen, fuhren fort, den Feldbauer auf solchen Fuß zu behandeln. Das ist so im Auszug der Ursprung der ältesten Lehnabgaben." *)

*) Es ist klar, daß man die ganze Hypothese zugeben könne, ohne daß daraus noch das mindeste folge für die Ungerechtigkeit des Ursprungs dieser Abgaben, geschweige ihrer Erhebung durch die jetzigen Besitzer.

„Ich will von den eben so abentheuerlichen Misbräuchen nicht sprechen, welche seither auf so verschiedene Arten statt hatten, und welche die meisten Eigenthümer durch den üblen Gebrauch ihrer Kräfte und ihres Ansehens so oft anhäuften, als sie diese Ansprüche erneuerten. Da durch die Unwissenheit gewisser Gutsherren auch viele Geistliche Lehnsherren wurden, so waren diese sehr besorgt, zu allen diesen Abgaben auch den Zehnten beizuflicken, und bemühten sich sehr, ihn als eine himmlische Einsetzung zu schildern.“

„Ich habe genug gesagt, um zu beweisen, daß diese Rechte in ihrem Ursprung ungerecht seyen; daß sie nur von dem Recht des Stärkern herrühren, und daß das Recht des Stärkern sie mit aller Gerechtigkeit eben so gut, und sogar ohne Entschädigung vernichten könne, indem es den Kindern *) Rechte wiedergiebt, die

*) Der Beweis mögte schwer zu führen seyn. Könnte er geführt werden, und wollte man

man sich über ihre Väter herausnahm; und daß, weit entfernt, den Anmaaßern oder ihren Rechts-Erben etwas schuldig zu seyn, die Kinder selbst das Recht haben, eine Entschädigung von langem her zu fordern, um das wieder zu erlangen, was die Gewaltthätigkeit ihnen entrissen hat; und wenn die Ansprecher auf diese Lehnabgaben ihre Rechte mit ihrem Gelde erkauft haben, so haben die Feldbauer, welche liegende Gründe ankaufen, die sie nicht von ihren Voreltern haben, bei dem Ankaufe alle die Rechte an sich gebracht, welche die Natur dem Feldbauer auf den Boden giebt, den er bewohnt.“ *)

ihn gelten lassen, so würden die natürlichen Folgerungen die Gewißheit jedes Eigenthums umstoßen, und die bürgerliche Gesellschaft ganz zerstören.

*) Man sieht, auf welche abscheuliche, ich mögte sagen, unsinnige Behauptungen wir gerathen, sobald wir die Heiligkeit des Eigenthums angreifen.

„Nachdem ich den Ungrund dieser Rechte in ihrem Ursprunge gezeigt habe, so will ich nun weiter beweisen, wie ungerecht die Art der Erhebung derselben sey.“

„Beginnen wir mit dem Zehnten. Ich will sogleich von den Fruchtzehnten sprechen; denn die kleinen Zehnten betreffend, glaube ich, daß man allgemein gestehe, daß ihre Erhebung ganz abscheulich sey. Ich will Euch, ehe ich zur Sache schreite, bemerken, daß ich nicht für mich spreche, und daß ich im Gegentheil meine richtigen und besonderen Vortheile beeinträchtige, da ich sehr wenig Felder besitze, und die $\frac{7}{8}$ meiner liegenden Gründe in Wiesen und Waidgängen bestehen. Allein da ich die Sache der Gerechtigkeit und des Vaterlandes mehr als meine eigene zu vertheidigen habe, so werde ich euch sagen, daß alle Felder, die nicht zehntfrei sind, den Zehnten bezahlen, und so ziemlich allgemein zahlen, nur die Wiesen nicht. Indessen, wenn nur ein Schatten von Gerechtigkeit in dieser Abgabe läge, so

müßte es, wenn doch eine dieser Arten von Gründen zu bezahlen hätte, eher die Wiese als das Ackerfeld seyn. Der Wiesboden giltet mehr und fordert weniger Pflege: hingegen ein Ackerfeld zu bauen braucht viel Arbeit. Man braucht Dünger, man muß säen, man muß erndten, dreschen und oben drein das Feld oft brach liegen lassen. Nach allen diesen mühseligen Arbeiten ist die Erndte bisweilen sehr geringe, besonders in schlechten oder mittelmäßigen Feldern, wie es die meisten sind; und zu seiner grösern Quaal sieht der Ackersmann vor seinen Augen noch den zehnten Theil seiner Erndte wegnehmen, zu einer Zeit, da der Besitzer von Wiesen beinahe nichts zu thun hat, als zu mähen und einzuführen, um Heerden zu erziehen, um Milch, Butter, Käse zu haben, und bei alle dem keinen Zehnten zu geben. Man braucht also nicht lange nachzudenken, um zu schließen, daß eine so schlecht vertheilte Abgabe, wie diese, weder bestehen kann noch soll. Diese Ungerechtigkeit dünkt mich noch größer, wenn die Rede vom Weinzehnten ist, da die Ko-

sten dieser Gattung von Arbeit wenigstens eben so beträchtlich sind, und der Ertrag viel zufälliger ist.“

„Als ich weiter oben die Geschichte des Einfallens der nordischen Völker entwarf, glaubte ich bewiesen zu haben, daß die Ehrschätze und Grundzinse, die auch daher entstanden, eben so ungerecht als übel angebracht seyen; denn diese verheerenden Räubervölker, die sich, wie heut zu Tage die Tyrannen Asiens, für die unumschränkten Herren der Ländereien hielten, von denen man sie nicht vertrieb, hatten kein Recht Völker zu besteuern, die sie quälten, anstatt sie zu schützen, und diejenigen, welchen sie auf die eine oder die andere Art ihre Ansprüche übermachten, haben nicht mehr Recht darauf, als wenn sie die Ansprüche der Straßenräuber auf die Geldbeutel der Reisenden erkauft oder ererbt hätten. Demnach sind diese Abgaben den Grundsätzen der Freiheit zuwider, welche verlangen, daß die dem Staat nöthigen Abgaben so wenig als

möglich für die Bürger drückend seyen, welche ihn ausmachen; sie sind eben so den Grundsätzen der Gleichheit schnurstracks entgegen, welche nicht wollen, daß der Arme allein bezahle, und der Reiche empfange, anstatt zu steuern."

„Diese Rechte sind ungerecht, sie sind schlecht vertheilt; sie müssen also abgeschaft werden. Ja dieß müssen sie, weil die Erhebung alle Tage schwieriger wird, und vielleicht nach den Begriffen, die man sich in diesem Stücke macht, in dem geringsten Dörfchen eine bewafnete Macht erfordern würde. Bei dieser Lage der Dinge, wo die Erhebung dieser Gattung der öffentlichen Einkünfte täglich mehr vom Zufall abhängt, kann also der Staat, in Betref der Ausgaben, die er machen muß, auf nichts sicher zählen."

„Ein anderer Grund, Bürger Repräsentanten, der Euch zur schleunigen und gänzlichen Abschaffung dieser Art Auflagen vermögen soll, ist der, daß Ihr jede Erhöhung in den

Abgaben durch die Beibehaltung von jenen hindern würdet, wenn allenfalls die Umstände oder die Staatsbedürfnisse diese Erhöhung fordern würden, was ich nicht glaube, was aber in der Ordnung der Dinge liegt und möglich ist, besonders beim Anfang unserer neuen Verwaltung. Denn ich bin überzeugt, daß in der Folge, selbst dann, wenn die Regierung größere Kosten als zuvor erheischen würde, die Mehrheit der Bürger, der guten Vertheilung der Abgaben wegen, ganz gewiß weniger bezahlen würde als zuvor."

„Obschon ich glaube, hinlänglich bewiesen zu haben, daß man den Eigenthümern der Lehnrechte, sie mögen auf Personen haften oder nicht, keine Entschädigung schuldig sey, so weiß ich dennoch, daß diese Einkünfte wirklich das Hauptvermögen einer gewissen Anzahl derselben waren, welche, darauf bauend, daß das Reich der Misbräuche ewig dauern würde, in der Unmöglichkeit blieben, an sich selbst der Gesellschaft von einigem Nutzen zu seyn, und

die eben dadurch in die grösste Noth geriethen, wenn man ihnen alles nähme. Die Menschlichkeit läßt mich zugeben, daß ihnen zur Entschädigung eine Art von Erstattung zugestanden werde, *) welche ihnen Zeit lasse, sich um neue Auskunftsmittel umzusehen. Ich wünschte, so wie mehrere Mitglieder, welche hierüber gesprochen haben, daß diese Art der Erstattung von den Nationalgütern genommen und angeschlagen würde, weil durch diese Erstattungsart ein Theil der grausamsten Feinde der Republik, die ihr nur Schmeicheleien heucheln, um sie sodann in ihren Umarmungen zu ersticken, gleichsam mit Gewalt an dieselbe gebunden würde; **) und da es erwiesen ist, daß ein Mensch, der ein Stück Landes besitzt, nicht Hungers sterben kann, als in so fern er es gerne will, so schnitte das Mittel, das ich

*) Als etwa ein Platz in einem Hospital; denn nach den Prämissen haben sie höchstens Anspruch auf Almosen.

**) Welche Ermunterungen zur Einigkeit!

vorschlage, der unverschämten Trägheit jede vorgebliche Ursache, wieder aufzuleben, ab, indem die Arbeit sie zu den republikanischen Sitten und Lebensart zurückweisen würde." *)

„Ich verlange deswegen nicht, daß der Staat sich darum durch den Abgang der Finanzen entblößt sehe; und ich wünschte, daß in demselben Augenblick, da man die Lehnsabgabe, von der ich rede, abschafte, dieselbe durch eine andere Steuer ersetzt würde, welche einer republikanischen Regierung angemessener wäre; und daß zwischen der alten und neuen Ordnung der Dinge in diesem Fach kein Zwischenraum entstünde, weil sich unverzüglich verschiedene Arten von Ausgaben zeigen werden, welche man allmählig bestreiten muß; wie z.

*) Eben diese Grundsätze führten die französischen Republikaner im Munde, als sie sich der ungemessensten Verschwendung überließen, und durch die treue Anwendung derselben sind die berühmten Parvenus entstanden, deren Werth Buonaparte so schlecht zu beherzigen scheint.

B. der Rückstand des Gehalts der bestehenden Gewalten und ihrer Kanzleien, die Besoldung der Lohntruppen, die Ihr, sogar nach dem Inhalt der Constitution, aufstellen müßt, wofern Ihr nicht die Hofnung hegt, beständig eine fränkische Armee auf Eurem Boden zu haben; ferner verschiedene Arten von Diensten u. s. w., mit welchen ich Euch nicht aufhalten will."

„Allein, wenn Ihr zahlreiche Ausgaben habt, so habt Ihr auch verhältnißmäßige Hülfsquellen. Ihr könnt die Abgabe so einrichten, daß sie für den größten Theil der Bürger nicht lästig sey, besonders für jene wichtige und emsige Klasse, die zu ihrem ganzen Unterhalt nur ihrer Hände Arbeit hat. Hauptsächlich werdet Ihr den Reichen dadurch zur Abgabe bringen, wenn Ihr die Grundsteuer einführt. Ihr werdet den Verwüstungen des Luxus vorbeugen, wenn Ihr die Moviliarsteuer einführt, welche auf jeden Gegenstand

stand fallen soll, der nicht erstes Bedürfniß ist. Euch bleibt dann noch übrig die Einschreib- und Stempelgebühr, welche beide, ohne jemand zu drücken, dem Staat unvermerkt große Summen eintragen werden. Ihr habt ferner den Betrag des Salz- und Pulververkaufs, das Postwesen und den Nutzen, welchen das Münzwesen dem Staat bringt."

„Allein, damit die Entschädigung, welche man dem ehemäligen Lehnherrn von den Nationalgütern gäbe, weder auf die Nation im Allgemeinen, noch auf die Eigenthümer der Zins- und Zehntfreien Güter, sondern nur auf die Lehnträger falle, so würde ich vorschlagen, diesen eine geringe Abgabe in Rücksicht auf den Rückkauf aufzulegen, welche eine Auslösungskasse bilden sollte, um die von der Nation vorgeschossenen Gelder zu erstatten; welche Abgabe aber auch aufhören würde, sobald der billige Betrag eingegangen seyn wird. Diese auf alle bis jetzt beschwerten Gründe, nach Verhältniß ihrer Beschwerden, gleich vertheilte Abgabe würde dem Ackersmann nicht

beschwerlich fallen, da ja doch die ehemaligen Regierungen und Klöster drei Viertheile davon besaßen. Von dieser Abgabe würde ich jedoch, der Gesinnung des B. Akkermanns gemäß, die Armen ausnehmen. Diese Art, die Lehnseigenthümer zu entschädigen, würde die Nation nichts kosten und Ihr würdet dadurch den Feldbauer erleichtern, welcher bis jetzt die Bedürfnisse der alten Regierungen allein ausgehalten, das Vermögen der Despoten aufhäufen, und ihre feigen und niederträchtigen Trabanten auf die schändlichste und empörendste Weise besolden mußte. Es ist übrigens bekannt, daß der Bauer unter verschiedenen Nahmen, die zu nennen überflüßig wäre, besonders angelegt war, und daß, wenn die hohen und gnädigen Herren ihm erlaubten, die Luft unentgeltlich zu athmen, es nur geschah, um ihn jenen mühseligen Arbeiten aufzuopfern, welche ihre Weichlichkeit und ihren Müßiggang unterhielten. *) Fürchtet also

*) Sollte man nicht glauben, wenn man solche Stellen liest, sich mitten auf dem scheußlichen

nicht, Bürger Gesetzgeber! auf immer eine Abgabe zu zernichten, die in ihrem Ursprunge abscheulich ist, die ihr Alter und ihre Missbräuche verwerfen, und deren Erhebung ohnehin bald unmöglich werden wird. Eilet, dieselbe durch eine Art von Steuer, so wie ich vorschlug, zu ersetzen; eine Steuer, sag ich, die unseren Grundsätzen gemäßer und für unser Glück gedeihlicher sey. Dieß ist mein Schluß."

Billeter von Stäfa, Canton Zürch.

„Ich habe schon so viel über den Zehnten und Feudalrechte hier in dieser Versammlung reden hören; ich habe selbst verstanden, daß man sogar aus der Bibel die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Zehnten zu beweisen suchte; ich vernahm überhaupt so viel Gründliches und Ungründliches über diesen wichtigen

Berge im Pariser Nationalconvent zu befinden? Die Meister lassen den Schüler gewiß in nichts hinter sich.

Gegenstand, daß mich die Lust ebenfalls anwandelt, auch ein Wörtchen darüber zu sprechen.“

„Ich bin kein Rechtsgelehrter — habe nur so meinen schlichten, natürlichen Menschenverstand — ich bin aber der Sache der Freiheit und Gleichheit von ganzem Herzen zugethan, so wie ich im Gegentheil alles verabscheue, hasse und verachte, was irgend noch das Gepräge von Sclaverei, Leibeigenschaft und Knechtschaft hat, oder davon abstammt. Und so bin ich ein geschworner Feind des Zehnten. Denn wie der Todesfall, der Bettsprung, das Hexnen- und Eiergeld, eben so ist auch der kleine und große Zehnten ein abscheuliches Ueberbleibsel der Leibeigenschaft und Sclaverei. Barbarei hat ihn erzeugt, und der Despotismus brachte ihn bis auf uns — und kein wahrhaft freier Mann trägt fernerhin mit Willen das Brandmahl der Knechtschaft und Dienstbarkeit.“

„Man will es zwar zur Ehre unseres Zeitalters und unsrer Revolution billig finden, daß der Todesfall, der Bettsprung, das Hennen- und Eiergeld abgeschaft werden; allein den Zehnten will man als ein Eigenthum ansehen und von Entschädigung der Zehntherren sprechen.“

„Wahrhaftig um so viel zu erhalten, hätten wir keiner totalen Regierungsveränderung bedurft. *) Schon ehe wir uns träumen lassen durften, irgend einmal frei über diese Gegenstände zu sprechen, so geruheten die ci-devant gnädigen Azelperücken verschiedener Kantone, ihrem Volk den Auskauf des kleinen Zehnten und des Todtenfalls u. s. w. zu bewilligen; und sie würden auch bald den Auskauf des großen Zehnten gestattet haben, weil sie wohl einsahen, daß er eine der allerungerech-

*) Solche naive Geständnisse verrathen denn deutlich genug die Hebel der Schweizer-Revolution.

testen Abgaben ist, und folglich in einem so aufgeklärten Zeitalter der Vernichtung nahe seyn müsse."

„Man will den Zehnten als ein Eigenthum betrachten. Wo bleibt aber denn das Eigenthum des Bauern? Ein Zehntbares Stück Gut kann unmöglich das Eigenthum des Bauern geheißen werden, der es bearbeitet; denn von zehn Theilen, die sein unermüdeter Fleiß bearbeitet, genießt ein fremder Müssiggänger einen Theil, ohne nur einmal zu wissen, wie und warum, und selbst nicht einmal woher? Von dem Saamen, den der Bauer wieder frisch auf seinen Acker wirft, gilt das zehnte Saamenkörnchen abermals seinem Zehntherrn; und die zehnte Stunde, die er auf seinem Gute arbeitet, ist der geplagte Bauer nichts mehr und nichts weniger als der unbelohnte Knecht des Zehntherrn, das ist — ein Sclave. — Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

„Armer, bedauernswerther Landmann! der du vor Anbruch des Tages deinen Nacken unter die Last des Düngers biegest; du, der du den Tag über die Freuden des ehelichen und elterlichen Lebens entbehrst; der du bei Milch, Wasser und Brod im Schweiß deines Angesichts bis in die späteste Nacht dein Feld bauest und besorgst — um am Ende des Jahres deinen unbarmherzigen Zinsherrn zu bezahlen, und aus dem Ueberrest dein Weib und deine Kinder zu ernähren — dir soll die Revolution keinen andern Vortheil bringen, als den, daß der Zehnte, den du vormals einem Kloster bezahltest, nunmehr dem Staat bezahlt werden soll, der bei den Grundsätzen, die er jetzt äußert, bald schlimmer mit dir verfahren wird, als alle Pfaffen und Excellenzen.“

„Unter dem Vorwand von Gerechtigkeitsliebe will man ein Eigenthum schützen, welches Barbaren, Mörder und Diebe zusammenscharrten, und welches denn endlich durch eben so krumme Wege in die dritte und vierte Hand

gerathen ist. Aber dein Eigenthum, gutmüthiger, duldsamer, unschuldiger Bauer! ohne dessen eisernen Fleiß wir alle verhungern, oder wie du arbeiten müßten — dein Eigenthum das soll dem Eigenthum der Klöster-Wollüstlinge, dem Eigenthum der Pflastertreter und Tagediebe nachgesetzt werden."

„Nie habe ich meiner Leiden geflucht, die ich für die Revolution erduldete, nie einen Schritt bereut, den ich für die Freiheit that. Aber fluchen werde ich der Stunde, die mich an eine Staatsveränderung denken ließ, wenn durch all' unser Bestreben nicht der Bauer und die ärmere Klasse unserer Mitbürger, zuerst und vorzüglich, die Früchte der Freiheit und Gleichheit genießen sollen. Denn sie sind es, die am meisten, am längsten und härtesten den Druck des eisernen Jochs empfunden haben; und sie sind es, ohne die wir alle Nichts sind."

„Wiederholt habe ich die Frage aufwerfen hören: was ist denn ein Eigenthum? So viel

ich verstehe, und so viel mir mein Schulmeister gesagt hat, so ist das Eigenthum eine Sache, auf die ich ein persönliches Recht habe. Wie oder woher aber will nun der Zehntherr sein persönliches Recht auf diese oder jene Güter beweisen? Durch ein Stück Eselshaut, die von seinen Voreltern bis auf ihn fortgepflanzt worden, und die nichts als gestohlne Jura sind, wie alle andere oberherrliche Rechte und Privilegien. Die Früchte des Fleißes aber, und das, was der Bauer durch die Kultur des Feldes hervorbringt, das heiß ich mir ein wahres Eigenthum. Dieß ist einmal eine Sache, auf die er ein persönliches Recht hat; dieß ist ein geheiligtes, vor Gott und Menschen legitimirtes Eigenthum; und wer dieses antastet, der handelt gegen Gerechtigkeit und Menschenliebe. Auch untersagt uns der 9. Artikel der Constitution alles Recht auf das Privateigenthum unserer Mitbürger, so wie deren 8. Artikel allen Instituten entgegen ist, die an Erblichkeit erinnern."

„Von allen Seiten aber schreit man mir zu: der Staat müsse doch seine Einkünfte haben, um seine Ausgaben zu bestreiten. Dieser Meinung bin ich auch; aber nie werde ich zugeben, daß der Staat sich aus dem Schweiß des Landmanns Schätze sammle; nie werde ich zugeben, daß der Bauer der Sclave des Staats werde, wie er vorhin der Knecht des Zehntherrn war.“

„Bürger Repräsentanten! Ihr solltet es wissen — und wer es nicht weiß, dem habe ich die Ehre es zu sagen — daß die Kantone Glarus, Schwyz, Uri und Unterwalden den Zehnten bloß dem Nahmen nach kennen; und wenn alle ihre Güter zehntbar wären, wie sie es nicht sind, so stünden sie mit allen übrigen in der Schweiz in gar keinem Verhältniß. Der Fleiß unseres Volks hat schon mehrere unsrer Staatskassen bereichert, die nun National-Eigenthum sind; man zeige mir einmal die Staatskassen der erwähnten Kantone — sie haben deren gar keine.“

„Ist es denn gerecht, daß die Jahrhunderte hindurch gedruckte Menschenklassen fernerhin das Lastthier der Vornehmeren seyen? Ist es billig, daß die Bauern gewisser Gegenden ferner noch ihren Schweiß verzollen, während andere im ruhigen Genuß ihrer Güter stehen, und zur Erhaltung des Staats keinen Pfennig beitragen? Soll wohl dieß das hochgelobte Gleichheitssystem seyn? Nein, wir sind alle gleich, und keiner mehr als der andere schuldig, nach unsern Kräften und Vermögen, dem Staat unsere Hülfe zu leisten; und ich bin es überzeugt, daß man den gemeinen Mann immer geneigter finden wird, seine dießfälligen Pflichten zu erfüllen, als es die Vornehmen und Großen nie waren und nie seyn werden."

„Man hat darauf angetragen, daß der Zehnte so nach und nach, und unter dem eigentlichen Werth, abgelöst werden möge und solle. Andere haben vorgeschlagen, daß man denselben noch ein- oder mehrere male bezahlen,

und daß er dann für eins und allemal abgethan seyn soll. Diese und ähnliche Vorschläge sind aber den eigentlichen Grundsätzen von Recht und Billigkeit gerade zu entgegen, und können nur da Statt finden, wo man etwa gerne diesen oder jenen Privat-Zehntherrn zu begünstigen sucht. Denn entweder hat der Zehntherr ein Recht auf den Zehnten, oder er hat es nicht; oder umgekehrt, es hat der Bauer ein Recht auf die Früchte seines Fleißes, oder er hat es nicht. Dieses sollen wir entscheiden, und unser Urtheil soll sich auf die Constitution gründen und keine Begünstigung statt finden. Die Zeit ist vorbei, wo die Regierungen en Gros und en Detail mit Gnaden aller Art handelten, und es wird sie wohl niemand zurück wünschen."

„Ich habe keinen Intriganten Gehör gegeben; auch habe ich mich weder in den Bierhäusern, noch hier unten im Vorhofe Raths erholt. Alles, was ich Euch hier sage, ist die Sprache meines eigenen Herzens, und fließt

aus meinen festen Grundsätzen für Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit. Und nachdem Ihr denn selbst gefunden habt, daß mehrere Feudalrechte unentgeltlich aufgehoben werden können und sollen, die doch einen und eben denselben Ursprung, eben dieselbe Natur haben, wie der große und kleine Zehnte, so finde ich, in Erwägung obangeregter Gründe und besonders in Hinsicht auf die erwähnten Cantone, daß auch der kleine und große Zehnte billiger Weise unentgeltlich aufgehoben, und auf ewige Zeiten abgeschaft werden möge."

„Wenn ich dann aber auch mit Euch begreife, daß der Staat sein Einkommen haben müsse, und da ich dann auch überzeugt weiß, daß besonders der Landmann äußerst geneigt ist, sein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes zu legen, um so mehr, wenn er sich der Knechtschaft enthoben, und den Kaufmann und Kapitalisten gleiche Beiträge mit sich liefern sieht, so trage ich darauf an, daß die Aufhebung des Zehnten dekretirt, und dann eine Commission

niedergesetzt werde die so bald möglich ein Auflagen: oder Steuer: Project entwerfe, welches sich auf die neue Constitution und hauptsächlich auf deren 11. Artikel gründe."

Egg von Ellikon, Canton Zürch.

„Ich schmeichelte mir ehedem mit der angenehmen Hofnung, wenn einst diese wichtige, das Heil des Vaterlandes angehende Zehntgeschichte vorkommen würde, mehrere Einstimmung der Gesinnungen unter uns zu finden; ich glaubte die treueste, brüderlichste Vereinigung derselben gegen ein System, welches in seinem Ursprung ungerecht, und in seiner längeren Beibehaltung uns der hochgepriesenen Freiheit und Gleichheit verlustig machen würde, wahrzunehmen. Meine Vermuthung über den Ursprung dieser und jener Aeußerungen will ich übergehen, und die Quellen, aus denen sie flossen, für rein und vaterländisch halten. Ich beschränke mich also nur auf einige allgemeine Bemerkungen."

„Das Gemählde seiner Entstehung Euch neuerdings vorzumahlen, dünkt mich, sey die

Zeit zu kostbar. Genug, auch ich bin überzeugt, daß wir seine Existenz im grauen Alterthum suchen müssen, und dieselbe meistens dem Grause allgemeiner Verwüstung, List, Betrug und religiöser Verblendung zu verdanken haben."

„Bürger Repräsentanten! Jede politische Umwälzung eines Staats hat wesentliche Gründe. Die der unsrigen waren besonders Mangel an einer Constitution, deren Folge gewöhnlich das zum Grunde hat, was wir Jahrhunderte empfanden, und was einen beträchtlichen Theil unsrer Nation schwer drückte. Indessen ist die glückliche Epoche herangenaht, wo jene Zeit des Leidens und Duldens mit allgemeinen Menschenrechten vertauscht worden. Ein und unzertheilbar ist nun unser Vaterland; ein und unzertheilbar seyen unsere Gesinnungen für dessen Wohl; ein und unzertheilbar genieße jeder das Glück und trage die Lasten, welche folgen mögten. Daraus wird und muß allererst folgen, daß wir denjenigen unsrer Brüder, die ei-

ne schimpfliche, drückende Last ganz allein getragen, solche abnehmen, und sie dadurch in den Stand setzen, Antheil an der allgemeinen nehmen zu können. Und dieß geschieht durch unentgeltliche Aufhebung aller Feudalrechte, worunter ich den Zehnten oben an setze."

„Aber, warum denken so viele angstvoll der Zukunft entgegen, in welcher dieses geschehen muß, und wo es dann zumal nöthig seyn wird, daß zur Unterhaltung des Vaterlandes jeder das Seinige beitrage; warum wollen sie nur hierin den Grund finden, der unseren Ruin bereite? Man sage mir, wer bis dahin den Staat erhalten habe? War es nicht, mit geringer Ausnahme, der kleinste Theil der Nation, durch Lieferung der Grundzinse und Zehnten? War das nicht hinreichend, denselben zur höchsten Stufe von Pracht, Reichthum und Luxus zu erheben? Konnten nicht noch, nebst diesem verderblichen Wesen, zu größerer Sicherstellung der Ungerechtigkeit, schweizeri-

sche

sche Bastillen, zur Schande der Menschheit und des Schweizervolks, errichtet und mit großen Kosten unterhalten werden, worin noch izt der Nachklang der weinenden Unschuld nicht ganz verhallt ist? *) Man sehe den Glanz ehemaliger Herrlichkeit, die Schätze und Häuser von Gold und Silber, welche von dem Schweiß dieser kleinen ehrwürdigen Klasse Menschen durch privilegirte Räuber noch aufgethürmt werden konnten; und dann zweifle man länger, ob das Ganze sich halten könne, wenn es vorher nur der kleinste Theil thun konnte."

„Darf ich es sagen, Bürger Repräsentanten! daß wir schon einige Tage den allzulange bedrängten Landmann mit der schrecklichsten Ungewißheit martern: ob er seine Rechte erhalte, und ob ihm das gegeben und abgenommen werde, was die Constitution ihm zusichert? Darf ich sagen, wir verschwenden die Zeit, die wir

*) Vix crediderim verbis!

dem Glück unsrer Nation schuldig sind, da wir uns mit Gegenständen befassen, worüber die Constitution so deutlich spricht."

„Vor einiger Zeit noch war der Wahlspruch jedes redlichen Schweizers: Freiheit oder Tod! Und mir scheint, daß der Landmann noch im gleichen Jahre, in welchem er, zur Erhaltung des Vaterlands und seiner Freiheit, demselben ein so großes Opfer darbringen wollte und wirklich darbrachte — die Früchte genießen und nicht erst warten soll bis im künftigen Seculo, wo er vielleicht nicht mehr lebt, oder wo des Schicksals Verhängniß das Ganze geändert haben mögte. Ich glaube also, daß mit Annahme der Constitution der Zehnte aufhöre persönliche Beschwerde zu seyn; ich glaube mit Annahme derselben sey dieß empörende Recht gehoben, und behaupte, daß kein Schweizer mehr weder eine Garbe noch sonst Zehnten geben darf, und im Weigerungsfalle, auf obige Gründe hin, nicht einmal verantwortlich ist, *) wenn er sich da-

*) Der Erfolg hat gezeigt, daß solche Rebellionspredigten nicht ohne Wirkung bleiben.

für anderen gerechten und natürlichen Anlagen zu unterziehen verspricht."

„Oder, will man etwa durch Beibehaltung und Loskaufung den Grundstof zu einem künftigen liegenden Nationalschatz gründen? Ich denke doch nein! Eine solche Lockspeise wollen wir nicht mehr. Unsere Absicht sey, unser Volk, die ganze Nation zum höchsten Gipfel von Wohlstand und Aufklärung zu erheben. Hier sey unser Nationalschatz; und hier an diese Quellen wollen wir uns in Fällen wenden; sie werden bei unserm Gebrauch unerschöpflich seyn."

„Der Gedanke an eine Loskaufung des Zehnten falle also ganz weg; seine unentgeltliche Zerstörung sey unsre Absicht! Die Beibehaltung oder Loskaufung wäre der sicherste Pendant zur Erbsünde. Mit Freuden wollen wir also unsern Brüdern, welche so lange eine ungerechte Bürde getragen, solche abnehmen, und froh seyn, wenn sie nicht noch von Kapitalisten und Kaufleuten — und wer in diese Rubrik

immer gehörte — den schuldigen Ersatz, den sie zum Wohl des Ganzen schon lange zugleich schuldig waren, fordern.“

„Ich mögte Euch, Bürger Repräsentanten! in jene Gegenden hinführen, wo der Bauer zum Pflug verdammt war; wo das Gesetz ihn weder zum Handelsmann noch Kaufmann werden ließ, und wo dieß Gesetz mit Tod oder Landesverweisung bestraft wurde. Und da mögt' ich Euch fragen: ob es gerecht sey, solche Unschuldige länger unter der eisernen Ruthe schmachten zu lassen? Gerne hätte man schon längstens die tyrannischen Bande losgeschüttelt, aber wer kannte nicht die Hand, die aller Orten den Bedrückten auflag? Wer weiß nicht mit welcher Allgewalt die suchenden Menschenrechte zurückgegeben wurden?“

„Und über das alles, gehet und werfet einen Blick in die Herzen des Volks, das bis dahin sich mit Hofnungen getäuscht sah; Unzufriedenheit und heimliche Gährung erblickt Ihr fast in ganz Helvetien. Bedenkt, was wir

dem Volke mündlich und durch die Constitution versprochen haben; bedenkt, wie durch länges ren Aufschub und Misbrauch seiner Großmuth das Vaterland dem schrecklichsten Verderben ausgesetzt werden müßte. Gönnet diesen Sieg der Aristokratie nicht, welche die seligste Rache hierin finden würde. Erwerbet, erwerbet Euch die Liebe des Volks; und unsre neue Republik ist auf Felsen gebauet."

„In dieser Absicht schlage ich also vor: 1) daß die unentgeltliche Abschaffung aller Feudalrechte, worunter aller Zehnte den ersten Platz einnehmen würde, dekretirt, und das Dekret dann durch eine Proklamation feierlich dem ganzen Lande mitgetheilt werde. 2) Der Grundzins soll ablöslich seyn und aufgehoben, allein durch die Gesetzgebung die Taxe bestimmt werden, wornach man sowohl in Absicht der Ablösungssumme, als der festzusetzenden Bezahlungsweise gehen würde; und 3) sollen alle Partikularen, welche durch diese Auflösung persönlichen Schaden leiden würden, aus den Gü-

tern, die der Nation zufallen, billig für den Zehnten entschädigt werden. Diese zwei letzten Punkte wünsche ich an eine Commission zu weisen."

„Und nun, Bürger Gesetzgeber! eilet einen Plan von öffentlichem Glück zu realisiren; vollendet ein angefangenes Werk. Erleichtert dadurch Eure Brüder; denn bis jetzt waren die Annalen nur das Lagerbuch von menschlichem Elend. *) Ihr habt nichts für das kommende Geschlecht gethan, wenn Ihr nicht mehr Glückseligkeit und Vollkommenheit hinterlasset, als Ihr selbst zum Modell hattet. Darum komme noch heute das vorgeschlagene Dekret an die Tagesordnung!"

Gysendörfer von Basel." Soll der Gesetzgeber die Bodenzinse, die Ehrschätze, die

*) Härter könnte man doch wohl nicht über die Regierung der Afrikanischen Despoten reden, die ihre Unterthanen Heerdenweise zusammen treiben und sie dann für Branntewein als Sklaven verkaufen?

Zehnten mit oder ohne Entschädigung abschaffen? Wer soll entschädigt werden? Wer soll entschädigen? Dieß sind die höchst wichtigen Fragen, über die seit zwölf Tagen an diesem Orte mit vieler Wärme gesprochen wird."

„Weit die mehresten, bisher geäußerten Meinungen vereinigen sich, in Absicht auf den Ehrschatz und Bodenzins, dem Grundsatz zu huldigen, daß solche als Schuld nach einem billigen Maasstab ausgekauft werden sollen, dem auch ich beistimme, so wie dem, daß die Particularen, Gemeinden, Hospitäler, und jede andere öffentliche Anstalt, welche Zehnten einzuziehen haben, entschädigt werden sollen."

„Hier aber tritt jene für das Vaterland hochwichtige Frage ein, soll nicht auch der Staat für jene Zehnten, deren Betrag bisher in die Staatskasse geflossen ist, um so mehr entschädiget werden, als diese Zehnten in der jetzigen bedrängten Lage der Dinge beinahe dessen einziges zuverlässiges Einkommen sind?"

„Ueberhaupt sind die Zehnten dem Land in Helvetien nicht als Staatsauflagen aufgelegt worden, sondern die ehemals souverainen Cantone haben solche entweder gekauft, oder sie sind ihnen von anheimgefallenen Lehen oder eingegangenen Stiftern und Klöstern zugekommen; und so besaßen sie dieselben eben so rechtmäßig, als jeder Privatmann sein gekauftes oder ererbtes Eigenthum. Fände sich aber in einem oder dem andern Canton irgend ein Zehnter, der wirklich als Staatsauflage entstanden wäre, so muß solcher billig und sogleich ohne einige Entschädigung abgeschaft werden, weil Abgaben auf eine einzelne Klasse von Bürgern der Gleichheit der Rechte zuwider laufen.“

„Wenn demnach der Zehnte nicht eine Staatsauflage ist; wenn dem Eigenthümer eines zehntbaren Guts durch Abschaffung des Zehnten der künftige Genuß einer grösern Anzahl Garben überlassen und zugesichert wird; wenn dadurch dieses Gut auf einmal wenigstens um den fünften Theil an Werth steigt: so ist

allerdings der Gerechtigkeit angemessen, daß er diesen mehrern Werth, ich sage nicht vollends ganz bezahle, sondern einigermaßen vergüte."

„Ich bin, Bürger Repräsentanten, zwar Stadtbewohner, doch mehr aber ein Landwirth, der jährlich zwischen 4 und 500 Garben Zehnten stellt. Mein wenig zehntfreies Land hat mich beinahe einen vierten Theil mehr Ankauf gekostet, als das zehntbare. Wird der Zehnte unentgeltlich abgethan, so macht mir der Gesetzgeber ein Geschenk von 3 bis 4000 fl., und giebt anderen größeren Güterbesitzern 30 bis 50000 fl. oder noch mehr. Womit habe ich, womit haben jene dieses Geschenk vor andern Schweizerbürgern verdient? *) Wo ist die Gleichheit der Rechte?"

„Nur ein unpatriotischer, unwürdiger Eigennutz könnte uns so weit verblenden, eine

*) Wie wohl es thut, nach so vielen schiefen, eigennützigen Darstellungen und so übertriebenen Deklamationen, solchen plaine sense zu lesen!

einzige eben nicht zahlreiche Volksklasse auf Kosten und zum Mismuth aller übrigen, mit einer übermäßigen Schenkung ausschließlich zu begünstigen. Hiernächst, Bürger Repräsentanten ist unwidersprechliche Wahrheit, daß die reichen Güterbesitzer, sie wohnen nun auf dem Lande oder in den Städten, fast alles, und der Mittelmann sehr wenig erhalten. Für die Masse der Landbauer aber, für die, welche im eigentlichen Sinn die Erde mit ihrem Schweiß befeuchten, welche Jahr aus Jahr ein das Kümmerbrod essen *) — für diese arbeitsame, einzig gedrückte, große Volksklasse würde so viel als nichts gethan."

„Diese zu erleichtern, trage ich demnach an, daß jeder sich allein vom Landbau und Taglöhnen erhaltende Haushalter, der auf seinen gesammten Aeckern nicht hundert Gar-

*) Dergleichen sind mir auf meinen beiden Reisen durch die Schweiz nicht vorgekommen.

den Frücht schneidet, von dem Auskauf des Zehnten befreit seyn solle."

„Wir andern gesegneten Landwirthe aber werden bedenken, daß jetzt, wo die Frohnen und persönlichen Lehnlasten abgethan sind, keine Nation Europens so sehr, wie die Helvetier, von Abgaben frei ist, und daß die Landbürger bei unsrer Staatsumwälzung für sie und ihre Nachkommen weit mehr als alle andere Stände an Würde, Achtung, Unabhängigkeit und wahrem Wohlstand gewonnen haben — Vorzüge, die nur in so fern dauerhaft seyn können, als die neue Ordnung der Dinge besteht; und diese kann nicht bestehen, wenn sie nicht durch ächten, uneigennützigen Patriotismus, besonders von Seiten des Landbürgers, kräftig unterstützt wird."

„Ferne von uns sey der unglückliche Gedanke, den Zehnten schon für dieses Jahr abzuschaffen, wo Helvetien von überzähligen Hülfsvölkern wimmelt; wo Armeen von Fran-

ten durchs Land ziehen, die ernährt werden müssen, und wo vielleicht jede Zufuhr von Früchten gesperrt werden könnte! Ferne sey es von uns, dem Staat die billige Entschädigung bei ihrer Abschaffung zu entziehen, deren er zum Heil des Vaterlandes so sehr bedarf! Ferne aber von uns hauptsächlich, unserm Staat, gleich bei seinem Entstehen, die ihm tödtliche Wunde, aus bloßer Vorliebe für eine Klasse von Bürgern, durch eine Schuldenlast von mehr als 20 Millionen Gulden zu versetzen; seinen noch nicht gegründeten Credit im In- und Auslande zu untergraben und denselben im voraus zu zernichten! Was könnten die Feinde der Freiheit und Gleichheit mit vollem bösen Willen mehr thun, als wir durch diese, freilich nicht übel gemeinte, aber gewiß unüberlegte gewaltsame Verfügung thun würden, durch welche wir den Gang der Regierung hemmten, und die vielen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten aller Art, die sie zu bekämpfen hat, unbedachtsam vermehrten?“

„Bürger Repräsentanten! Weder einige hundert noch mehrere tausend Gulden, mehr oder weniger, können die Wohlfahrt unsers in Auflösung gerathenen Vaterlandes gewiß nicht begründen. Wehe ihm, wenn seine Gesetzgeber das Wohl, das Heil des Ganzen je aus den Augen lassen würden, um die Partikularvortheile einzelner Klassen zu befördern; wenn sie über die Gefahren und die großen Bedürfnisse dieses jetzt so sehr bedrängten Vaterlandes kaltblütig wegsähen! Anstatt Aufopferungen von ihm zu fordern, sollten vielmehr patriotische Opfer auf seinem Altar uns ehren.“ *)

„Ich schließe daher: 1) die Grundzinse und Ehrschätze werden, nach einem zu setzenden billigen Maaßstab, in Terminen losgekauft. 2) der kleine Zehnte ist von jetzt an auf immer ohne Entschädigung abgestellt. Unter dem kleinen Zehnten wird verstanden: der Blut-

*) Dieß ist in einer Revolution gerade gegen die Regel.

zehnten, Lewat, Magsaamen, Hanf, Türkenkorn, Klee, Rüben, Gartengewächs und Obst. 3) Alle andere Getraidearten, so wie Heu und Wein, auf bisher zehntbaren Grundstücken, zahlen das Jahr noch den Zehnten in Natur. 4) Von Anfang des Jahres 1799 an und auf ewig, ist auch der große Zehnte gegen billige Entschädigung abgeschaft. 5) Bis künftigen 1. Herbstmonat sollen die Regeln bestimmt werden, nach welchen zu Ausfindung des wahren Werths des großen Zehnten verfahren werden soll. Von diesem Werth wird den Güterbesitzern ein Drittheil erlassen, und die Abbezahlung der übrigen zwei Drittheile vermittelst zwölfjähriger Frist und dem leidlichen Interesse von 3 pro Cent erleichtert. 6) Von dieser Entschädigung sind jene, allein vom Landbau und Taglohn lebenden Hausväter befreit, die auf ihren gesammten Aeckern jährlich nicht hundert Garben Früchte einzuärndten haben. 7) Die Regierung wird mit ausländischen Zehntherren, die in Helvetien Zehnten zu beziehen haben, über den Abtausch gegen

andere Zehnten außer Landes oder über den Abkauf, in gütliche Unterhandlung sich einlassen. 8) Den einheimischen Zehnteigenthümern, sie seyen Partikularen, Gemeinden oder Verwaltungen öffentlicher Armenanstalten, wird der Staat wegen des, den Güterbesitzern erlassenen Drittheils, 18 pro Cent des erfundenen wahren Werths vergüten. *) 9) Jene mit Seelsorge beladene Geistliche der einen oder der andern Religion, deren Pfründeinkommen in Zehnten bestunden, sollen nach Abschaffung desselben vom Staat auf den zu bestimmenden Fuß besoldet werden, und dagegen jene Zehntentschädigungen dem Staat anheim fallen."

Diese letztere Rede hörte ich heute selbst mit an. Auch redeten gestern und heute ver-

*) Von diesem Punkt, der sonst billigen und vernünftigen Vorschlags, muß ich gestehen, daß ich mir keinen andern Grund anzugeben weiß, als den der Nothwendigkeit. Wahrscheinlich ward dieser Ausweg nur um deswegen in Anrege gebracht, weil man voraussah, daß

schiedene andere Repräsentanten über denselben Gegenstand. Auffallend waren mir unter diesen die wiederholten Reden von Räf und Trösch; ich theile sie Ihnen aber nicht mit, weil sie ganz in demselben Geist sind als die vorhergehenden Reden dieser angeblichen Revolutionseiferer.

Dagegen setze ich Ihnen noch das Wesentliche aus der sehr ausgearbeiteten Rede her, welche Carrard von Fey im Kanton Lemann morgen halten wird. Sie wird wahrscheinlich eine der letzten seyn; denn man erwartet in diesen Tagen endlich die Abstimmung.

„Die einen schreiben den Ursprung des Feudalrechts der Gewaltthat, die andern einem gesetzmäßigen Vertrage zu. Ich weiß, daß in den unglückseligen Zeiten des Mittelalters, in jener schimpflichen Epoche, wo Grausamkeit die eine volle Entschädigung sich auf keine Weise erhalten ließ.

die Stelle der Gerechtigkeit einnahm, das Recht des Stärkern mehrere Feudallasten erschuf, die eben so unvernünftig als unmenschlich waren. Allein ich weiß auch, daß diese Uebel, welche in jenen traurigen Zeiten ganz Europa beschwerten, zahllosen Verträgen den Ursprung gaben, welche das Feudalrecht entwickelten. Die friedlichen Landbewohner, nicht mehr sicher genug unter dem einfachen Dach ihrer Väter, jeden Augenblick einem feindlichen Ueberfall ausgesetzt, bestrebten sich, eiligst unter den Schutz eines Mannes zu kommen, der mächtiger war, als sie. Sie kauften diesen Schutz, und glaubten ihn nicht zu theuer zu bezahlen, wenn sie sich Auflagen unterwürfen, denen sie die Erhaltung ihres väterlichen Erbguts zu danken hätten. Von einer anderen Seite, obgleich das System der Feudalität verschiedene Abänderungen gelitten hat, so ist es nicht weniger wahr, daß die reellen Rechte, welche, weit entfernt sich zu vermindern, in der Folge der Zeiten, und dieß in Kraft vollgültig errichteter Verträge, sich ver-

mehrten. Hierüber fordre ich jeden Freund der Wahrheit zum Zeugen auf; hierüber berufe ich mich auf Ihr Zeugniß, Bürger Repräsentanten! Haben Sie nicht mit mir gesehen, selbst in den letztern Jahren seit der fränkischen Revolution, haben Sie nicht gesehen, daß der Landmann den fernern Besitz seines väterlichen Erbguts um theures Silber erkaufen mußte?“

„Sie sehen also, Bürger Repräsentanten, in welchem Labyrinth Sie sich jetzt verirren können, wenn Sie es unternehmen wollen, über die Feudalrechte nach der Gerechtigkeit ihres Ursprungs abzusprechen. Sie sehen, daß Sie nach Ihren eigenen Grundsätzen verbunden wären, jedem Lehen bis auf sein Entstehen nachzuspüren. Sie sehen, daß Sie sich eine unaussprechliche, eine unmöglich auszuführende Arbeit auflegen müßten, weil die Kindheit eines großen Theils unserer Lehen mit dem Schleier des tiefsten Dunkels bedeckt ist.“

„Daher beschwöre ich Sie, Bürger Repräsentanten, im Nahmen der Gerechtigkeit,

im Nahmen der helvetischen Treue und Ehre, entfernen Sie alle elende Sophismen, und kommen Sie zurück auf die Grundsätze der Wahrheit. Bürger Repräsentanten! der ist Eigenthümer, der auf eine ehrliche Weise und auf gesetzmäßige Art etwas an sich gebracht hat. Der ist Eigenthümer, der durch den Schild des Gesetzes gesichert ist. Der ist Eigenthümer, dessen Rechte durch eine alte und unerdenkliche Besitzung befestiget sind. Greifen Sie diese Grundsätze und vorzüglich den letztern an, so greifen Sie jede Gattung des Eigenthums an; Sie erschüttern die Grundfesten des Staats."

„Ich frage Euch, ehrwürdige Landbauer! Woher ist der väterliche Boden, den Ihr bauet, Euer Eigenthum? Nicht wahr, weil Ihr ihn erworben habt? Nicht wahr, weil Ihr ihn von eurem Vater, und dieser von seinen Voreltern hat? Wenn es nun erlaubt wäre, um den Ursprung seines Eigenthums nachzuspühren, alle Glieder der Kette durchzuge-

hen, wie sie an Euch übergegangen ist, wie könntet Ihr versichert seyn, daß diese Untersuchung mich nicht auf die Entdeckung führen könnte, daß einer Eurer Vorfahren ungerechter Besitzer war? Welches sind aber in einem solchen Fall die Euch sichernden Gewährsleister? — Eure Treu und Glauben, und das Gesetz. Es ist Eure Besitzung — Ich erkläre also bei meinem Gewissen, daß ich den Besitz der Feudalrechte für eben so gerecht halte, wie jede andere Besitzung.

„Bisher habe ich die Frage in Absicht der Gerechtigkeit untersucht; noch muß ich sie von Seite der Politik betrachten. Hier streiten die ganz entgegengesetztesten Grundsätze mit einander, und setzen den nachdenkenden Mann in die grausamste Ungewißheit. Ich habe bereits zugestanden, daß das Feudalsystem mit dem Gleichheitssystem ganz im Widerspruch stehe. Jene Bürgerklasse, welche zum Unterhalt der ganzen Nation so viel beiträgt, war schon so oft der Gegenstand meines Nachdenkens.

Oft sah ich den gebückten Landmann mit seinem Pfluge mühsam die Furche ziehen, die er mit seinem Schweiß, und nicht selten mit seinen Thränen benetzte. *) Nachdem die Erndte da war, sagte ich zu mir: Ein Theil derselben wird auf die Speicher von Ihro Gnaden kommen, ein anderer in das Staatsmagazin, und der Ueberrest wird kaum den Lands-

*) Kaum. Es ekelt in der That den Unbefangenen, diese ewigen übertriebenen Deklamationen über die elende Lage des Landmanns zu lesen — die im Grunde nur darauf hinausgehen, daß er arbeiten muß, um zu essen. Als ob das ein Unglück wäre! Als ob Arbeit nicht viel mehr in allen Lagen und Verhältnissen der Welt glücklich machte! Als ob die Arbeit, die dem Körper Schweiß auspreßt, die einzige Art der Anstrengung wäre! Aber zum Glück ist auch der Landmann selbst weit von dieser Denkungsart entfernt. Wenige Ausnahmen abgerechnet — und in der Schweiz sind ihrer wahrlich sehr wenig — fühlt er sich mit seiner Lage zufrieden und vergnügt. Selbst die Art seiner Beschäftigung trägt zur Gesundheit des Körpers und des Geistes mächtig bei.

mann für die vielen Arbeiten des Jahres entschädigen. O wie sehr unbillig, schrie ich, ist das politische System, das die ganze Last der Abgabe also einer einzigen, und dazu noch der nützlichsten Bürgerklasse auflegt!“

Jetzt ist es um die Auslösung zu thun. Kommen Sie nun, Bürger Repräsentanten! und rechnen Sie mit mir. Wenn der Landmann den Ehrschatz, den man vielleicht auf den siebenten Theil des Werths der Grundstücke rechnen darf, bezahlt, — wenn er den Zehnten, der den dritten oder vierten Theil des Ertrags abwirft, entrichtet — wenn er den an einigen Orten sehr beträchtlichen Bodenzins ausgelöset haben wird — ich bitte Sie, was wird ihm übrig bleiben? Gewiß nichts, als das letzte Hülfsmittel des Unglücklichen, Thränen zu vergießen; oder die äußersten Schritte der Verzweiflung.“

„Von einer andern Seite frage ich die Constitution. Sie sagt mir: daß die Auflagen zum allgemeinen Nutzen eingeführt seyen; daß

sie unter die Steuerbaren nach ihrem Vermögen, Einkünften und Nutznießungen vertheilt werden sollen. Wer sieht nicht, daß diese gerechten Grundsätze, nach denen in der Folge unser Finanzsystem eingerichtet werden muß, dem vorhergehenden System gerade ganz entgegengesetzt sind? Wer sieht nicht, daß eine Territorial-Abgabe, eine gleichmäßig vertheilte Abgabe, nicht angenommen werden kann, wenn nicht vorher das Feudal-Recht vernichtet ist? Es ist also kein Zweifel: die Revolution, die Freiheit, die Gleichheit begehren die Abschaffung der ganzen Feudal-Last."

„Noch bleibt mir die Frage zu untersuchen: Wer soll aber die Entschädigung zahlen? Denn es ist schon jetzt nicht mehr zweifelhaft, daß man eine solche Entschädigung schuldig sey; diese Wahrheit fließt einleuchtend aus dem Grundsatz, daß die Feudalrechte rechtmäßiges Eigenthum sind. Indessen, wer soll bezahlen? — Der Bauer? Ich habe gezeigt, daß dieß unmöglich ist. — Der Staat? Die

Vernunft entscheidet für die Bejahung, und die Constitution unterstützt die Vernunft. — Denn, wer soll entschädigen, wenn es nicht der thun muß, welcher Ursache des Verlustes ist? — Ist es aber hier nicht die Republik selbst, welche von den Besitzern der Lehnrechte das Opfer ihres Eigenthums fordert, weil es sich mit der neuen Ordnung nicht vertragen kann? Ist es nicht die Republik selbst, die, im Nahmen der Freiheit und Gleichheit, den Beschluß der Abschaffung alles desjenigen jetzt ausspricht, was dem Eigenthum den Tod bringen muß, was mit dem allgemeinen Nutzen, und den zu bestimmenden Auflagen unverträglich ist?"

„Ich öffne die Constitutionsakte. Jede Seite, jeder Artikel heiligt diese Grundsätze. Ich lese Tit. 1. §. 10. daß „jeder, der vermöge gegenwärtiger Constitution das Einkommen einer Stelle verlieren würde, zur Vergütung eine lebenslängliche Rente erhalten soll." Der Staat soll also denjenigen entschädigen, der nur eine Gnade von der Freigebigkeit der

Oligarchie erhielt, und man kann sich noch berathen, ob, wenn die Republik sich durch eine nothwendige Folge der Revolution gedrungen sieht, eine Bürgerklasse ihres Eigenthums zu berauben, sie ihnen eine gerechte Entschädigung zahlen soll? Nebendem steht noch im 9. Paragraph des nämlichen Titels, daß „das Partikulareigenthum vom Staat nicht anders verlangt werden kann, als gegen eine billige „Entschädigung.“ Sehen Sie also den ausdrücklichen Beschluß, den Sie nicht umstoßen können. Das Gesetz scheint mir so bestimmt ausgedrückt, daß ich behaupten darf, ehe Sie absprechen könnten, man sey keine Entschädigung schuldig, oder der Staat sey nicht gehalten, sie zu bezahlen, so müßten Sie die so eben gelesenen Linien auslöschen.“

„Man wirft ein: der Staat sey arm.“

„Schon hinlänglich haben einige von Ihnen diesen Einwurf widerlegt, da sie die wirklichen Quellen herzählten, und auch die, wel-

che die neue Ordnung der Dinge verspricht. Keineswegs will ich das wiederholen, was bes redtere Männer, als ich bin, hierüber gesagt haben. Einzig füg' ich dieß hinzu: der Staat wird reich genug seyn, wenn er das Zutrauen und die Achtung der Bürger besitzen wird. Ich füge hinzu: lieber wollte ich einen armen Staat haben, als einen Staat, der sich mit Ungerechtigkeit befleckt. Ach, Bürger Stellvertreter! wir werden allezeit reich genug seyn, wenn unser vorwurfloses Gewissen uns das Zeugniß geben wird: wir haben Gutes gethan."

„Andere wenden ein: „daß unter den ehes „maligen Gnädigen Herren mehrere sich der „Constitution widersetzt haben, und jetzt noch „gegen die Freiheit heimlich Ränke schmieden." Gut! das Gesetz mag sie verfolgen; es mag sie belangen; die schwersten Strafen müssen ihre Frechheit bändigen. Allein, Bürger! wir wollen uns hüten, die Strafe einiger Schuldigen auf tausend Unschuldige auszudehnen."

„Einige sprechen von dem Beispiel, das uns die fränkische Republik gegeben hat. Bürger! erinnern Sie sich der Nacht des 4. Augusts, erinnern Sie sich des darauf folgenden fünften Tages; *) vor allem aber verlieren Sie nie aus dem Gesicht, daß unsere Revolution nicht mit derjenigen der großen Nation verglichen werden kann. Sahen Sie aus unserm Vaterlande eine solche Wolke von Verräthern auswandern, die nur darum Frankreichs Gränzen überspringen, um dorthin Tyrannei und Tod zurückzubringen?“

„Vergessen Sie nie, Bürger Repräsentanten, daß keine Regierung, welche sich der Ungerechtigkeit überläßt, das Zutrauen des Volks genießen kann! Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß die Wohlfarth eines Freistaats von der Sittlichkeit seiner Stellvertreter abhängt.

*) Deutlicher wagte er wohl nicht den 10. August 1792 zu bezeichnen, an welchem mehrere hundert Schweizer als unschuldige Opfer ihrer Treue gegen den König wurden.

Endlich beschwöre ich Sie, nicht in den ersten Jahren unsrer Freiheit diejenige Constitution zu brechen, welche uns die Freiheit gegeben hat."

„Ich schlage darum vor, der große Rath soll zum Grund seines Beschlusses folgende Grundsätze annehmen: 1) die Zehnten und Ehrschätze sind, als der Gleichheit zuwider, und als unverträglich mit dem 1sten Art. der Constitution, abgeschaft; 2) die Nation legt sich die heilige Pflicht auf, die Partikulareigenthümer der obbenannten Rechte, gemäß dem 9. und 10. §. der Constitutionsakte, billig zu entschädigen; 3) die Republik wird an die Stelle der Feudal-Einkünfte eine neue Auflage setzen, welche zur unveränderlichen Richtschnur die in dem 2. §. des 1. Tit. bestimmten Grundsätze haben soll; 4) es soll eine Commission ernannt werden, welche unverzüglich und ununterbrochen an einem neuen Abgabensystem arbeiten wird; 5) die Bodenzinse sind für den Güterbesitzer, der denselben unterworfen ist,

abldslich erklärt; 6) das Gesetz wird nach Billigkeit die Weise dieser Ablösung bestimmen."

Sie sehen, mein Freund, wie sehr Vorurtheil, Partheigeist und Eigennutz die Frage entstellen. Man bemüht sich durchaus, der Menge die Zehnten als eine Auflage verhaßt zu machen, welche eben die arbeitende Klasse drücke. Dabei wird der Ursprung aller dieser Lasten verschrieen als ungerecht, als verwerfliche Ueberbleibsel des Lehnsystems. Recht, als wollte man das Volk vorsätzlich verderben, sucht man es gegen die beneideten Zehntherren in Harnisch zu bringen. Sie sollten ihr Eigenthum verlieren, ohne eine Entschädigung als Recht fordern zu dürfen; und man übersieht, daß eben dieß der Weg ist, jede andere Gewaltsamkeit hervorzurufen. Aber das Untere der Karten ist, daß sich die Volksaufwiegler bereichern wollen. Einige reiche Bauern am Zürcher See, einige große Landbesitzer in andern Cantons, fanden in der Revolution, nach dem

Vorgang Frankreichs, ein bequemes Mittel, um sich der Lasten unentgeltlich zu entledigen, mit denen sie doch ihre Grundstücke schon kauften oder ererbten. Sie wollen die Gelegenheit nutzen, die Zehnten an sich zu reissen, unter dem Vorwand der Erleichterung des Volks, durch Hülfe des Geschreies, das sie gegen die Oligarchen erregen. Aber das Volk, oder wer hier eigentlich gemeint ist, der unvermögende Landmann, ist selten in dem Fall einer Erleichterung. Er bezahlt bei weitem den geringsten Theil von den Zehnten. Und wiederum sind die Zehnten grösstentheils in den Händen des Staats oder öffentlicher Stiftungen. Die verschrieenen Oligarchen besitzen nur wenig davon. Auch sind, in jenem Falle, wie in diesem, Zehnten und alle Feudal-Leistungen niemals Auflage, sondern Grundlasten, Bedingungen bei Uebertragung des Eigenthums. Endlich ist es unwahr, daß diese Abgaben in der Anwendung drückend sind. Ich sage in der Anwendung: in der Theorie sind sie es allerdings. Aber in den meisten einzelnen Fällen hören sie

auf drückend zu seyn, weil die Besitzungen groß, einträglich genug sind, um die Beschwerde abhalten zu können, nach welcher der Kaufpreis sich ohnehin schon richtet. Ich würde also in der Schweiz zwar auch die Zehnten abgeschaft wünschen: aber nicht, weil der Bauer nicht dabei bestehen könnte, sondern weil die Kultur bei der Abschaffung gewinnt, und es dabei ein besseres Mittel giebt, den Berechtigten völlig zu entschädigen. Um desto weniger würde ich Bedenken tragen, dem Zehntpflichtigen die volle Entschädigung aufzulegen. Nur die kleineren, unvermögenden Landbesitzer, deren in einigen der vorstehenden Reden gedacht ist, sollte der Staat vertreten, so weit sie wirklich nicht des Vermögens wären, den Zehnten ohne drückende Beschwerde zu bezahlen.

Statt dessen neigt sich die Mehrheit des großen Raths offenbar dahin, daß die jetzigen Zehntbesitzer einen Theil ihres Eigenthums einbüßen sollen — gleichsam als Sühnopfer für die Revolution. Auch von dem übrigen wers

den ihnen die Zehntpflichtigen wahrscheinlich nur einen geringen Theil entrichten: das meiste wird dennoch der Staat hergeben. *) Und die Unbesonnenen bedenken nicht, daß der Staat und unentbehrliche öffentliche Stiftungen am meisten dabei verlieren, die Quellen einbüßen, woraus sie hauptsächlich unterhalten werden. Dieß heilige Interesse verlieren sie aus den Augen, verführt durch schnöde Gewinnsucht, oder durch arglistige Vorspiegelungen derer, die sich dabei bereichern wollen.

O! Sie glauben nicht, welcher Künste die Zehntstürmer sich bedienen, um ihre Meinung durchzusetzen, und dem Staat die spärliche Entschä-

*) So ungefähr fiel nachher der Beschluß des großen Raths aus, bei dessen Verhandlung im October 1798 ich abermals zugegen war. Ich werde also Gelegenheit haben, dort auf diesen Gegenstand zurückzukommen, und will bis dahin die wenigen Bemerkungen aufschieben, die ich noch über den Ausgang dieser Angelegenheit anstellen muß.

schädigung aufzubürden. Sie suchen den kleinen Landbesitzer zu bestechen und aufzubringen durch ähnliche Mittel, die man bei dem Anfang der Revolution in Frankreich gebrauchte. Immer führen sie nur den armen, gebeugten, beklagenswürdigen Bauer im Munde: indeß sie bloß darauf denken, für sich ungerechte Schätze zu sammlen. So reden sie nicht bloß in der Versammlung, sondern auch in allen Gesellschaften; so reden ihre Anhänger auf dem Lande, um bei dem Volke Stimmen zu werben. Dabei lassen sich viele von ihnen für die Rathsversammlung von verächtlichen Schreibern Reden aufsetzen, die der angebliche Redner kaum zu verlesen im Stande ist, und deren oft hochtönende Ausdrücke mit ihrem Ton im Umgange den lächerlichsten Kontrast machen. Indeß haben sie die Menge schon mit solchem Erfolg bearbeitet, daß wohlgesinnte Männer es kaum wagen dürfen, gerade zu ihre Irrthümer zu bekämpfen. Kein einziger hat ohne Rückhalt geredet, keiner hat darauf angetragen, daß die Zehntpflichtigen den vollen Werth des Zehnten

nach einer billigen Schätzung erlegen sollten. Dieß äußerte ich gegen einen Freund: seine Antwort war Achselzucken. Ich gab ihm ferner meine Verwunderung zu erkennen, daß mehrere Männer von Kopf und unläugbarem guten Willen in den Sinn toller Demagogen gestimmt hätten. „Ach mein Gott!“ rief er „bewegt aus: „wir müssen wohl! die Abschaf„fung des Zehnten ist dem Bauer versprochen, „um ihn für die Revolution zu stimmen, als „er noch fest an seiner alten Regierung hieng. „Abschaffung, wie Vernunft und Recht sie for„dern, würde ihm nicht genügen: nun muß „man ungerecht seyn, um nur Empörungen „zu verhüten.“

Da haben Sie es, mein Freund! Das sind die teuflischen, staatsverderblichen Mittel, wodurch man in der Schweiz, wie in Frankreich, die Revolution durch das Volk zu bewirken wußte. Die Misgeburten dieser Werkstätten der Finsterniß giebt man nachher aus für freiwillige Schritte eines unterdrückten

Volks, das seine Rechte wieder geltend macht.

Zügellosigkeit der Frevler nennen die Volksaufwiegler Freiheit, Beraubung der rechtmäßigen Besitzer Gleichheit. So grausam spotten sie dessen, was dem Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft das heiligste seyn muß.

Neben der Befreiung von den Feudal-Rechten und Zehnten, haben die Aufwiegler ihren Genossen und Anhängern noch eine andere Lockspeise hingeworfen, wo möglich noch schädlicher als jene. Dieß ist die Entschädigung aller so genannten Patrioten, die sich seit dem Jahre 1789 verfolgt glaubten.

Sie wissen, daß seit dem ersten Anfange der französischen Revolution auch der Schweiz sich mancherlei Unruhen mittheilten. In einem so nahen, mit Frankreich durch so manche Kanäle verbundenen Lande, mußten die Grundsätze der französischen Revolution bald genug bekannt werden. Dazu kam, daß in einigen Staaten dieses Landes wirklich erhebliche Missbräuche sich eingeschlichen hatten: daß hie und

da der kleinere Bürger, wenigstens in den Formen, gedrückt ward. Zum Theil lag die Schuld an wesentlichen Mängeln der Verfassung, meistens an dem Alter der Verfassung selbst, die nicht mit der Zeit vorgerückt war, und sich nicht leicht ändern ließ, wenigstens nicht schnell, wegen der republikanischen Formen.

Diese Elemente des Misvergnügens benuzten einzelne unruhige Köpfe, theils auf eigenen Antrieb, theils verführt von französischen Freiheitspredigern. In verschiedenen Kantonen, besonders in Zürch und im Pays de Vaud, auch späterhin im Aargau standen hie und da Leute auf, die sich auf mannigfaltige Weise der Regierung widersetzten. Sie hatten so wenig bestimmte Klaggründe, als sie ihre vermeinten Ansprüche beweisen konnten. Aber gemäß dem Geschmack der Zeiten schrieen sie über Unterdrückung, über Kränkung unverjährbarer Menschenrechte; beriefen sich auf die Volkssouverainität, auf natürliche Freiheit

und Gleichheit. Rechte, die sich auf ausdrückliche Verträge, auf undenklichen ruhigen Besitz gründeten, nannten sie despotische Gewaltthätigkeit; Misbräuche, herbeigeführt vielleicht bloß durch die Zeit, schalten sie unleidliche Unterdrückung, und anstatt ihre Abstellung auf dem Wege der Güte zu suchen, fiengen sie an selbst Gewalt zu gebrauchen. Die Regierungen eingedenk ihrer Pflicht, geschützt auch durch die Stimme ihres Gewissens, brauchten die Macht, die sie noch in Händen hatten, zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Die Aufrührer oder die Patrioten, wie sie sich nannten, wurden durch ernstliche Maasregeln zum Gehorsam gebracht. Hie und da mußten die Regierungen Gewalt gebrauchen. Geldbußen, Gefängnißstrafen, auch Landesverweisung waren unausbleibliche Folgen davon. Diese Strafen waren ohne Zweifel gerecht; man kann bei ihrer Zuerkennung nicht einmal Härte vorwerfen. Gleichwohl galten sie für Verbrechen gegen die Menschheit, für Hochverrath an der Sache der Freiheit, als jene Vorläufer der Revolution in

der Folge die Oberhand behielten. Sie glaubten, nun sey die Zeit gekommen, beides Rache und Eigennutz zu befriedigen. Schon früh wandten sie sich von allen Seiten an die gesetzgebenden Räthe mit Bittschriften um Entschädigung. Sie behaupteten, Opfer der Revolution zu seyn: ihre Henker, die Oligarchen, sollten, wenigstens so viel möglich, ihnen den Verlust ihres Vermögens ersetzen. Mehrere von diesen Helden waren selbst zu Repräsentanten gewählt; sie glaubten sich berechtigt, jetzt eben den wüthenden Ton anzustimmen, den sie sich ehedem erlaubten, als es darauf ankam, das Volk aufzuwiegeln. Und der große Rath schämte sich nicht, ihre Anträge anzunehmen. Anstatt gleich mit Unwillen eine ungerechte Forderung abzuweisen, die Feindschaft und Zwietracht zwischen Bürgern verewigen mußte, gestanden die Repräsentanten des Volks, daß diesen Patrioten Entschädigung gebühre. Nur über die Behandlung der Klage erhob sich eine Discussion. Die gemäßigten Mitglieder suchten diesen Rechtsstreit, gleich allen andern, an die ordentli-

chen Gerichte zu verweisen; überzeugt wahrscheinlich, gewissenhafte Richter müßten nach den bestehenden Gesetzen die ehemaligen Regenten frei sprechen.

Aber ist es nicht traurig, daß die Repräsentanten der neuen Republik so sehr Sclaven der revolutionairen Bewegungen sind, daß sie zu solchen Behelfen ihre Zuflucht nehmen? Ohne Zweifel hält die überwiegende Mehrheit in dem großen Rath diese Forderung für unbillig, für unverschämt; *) dennoch muß der Rath sich selbst herabsetzen vor den Augen seiner Mitbürger, vor dem Richterstuhl der Zeitgenossen und der Geschichte, indem er anscheinend das Gegentheil einräumt, und nur durch Umwege die nachtheiligen Folgen zu vermeiden sucht.

*) Man sehe darüber eine kleine zu Anfang des Jahres 1799 gedruckte Schrift: Denkschrift über die an die ehemalige Zürcherische Regierung gesuchte Entschädigung, welche auch in französischer Sprache herausgekommen ist. In dieser Schrift wird

Am 21. dieses Monats übergab die desfalls niedergesetzte Commission dem großen Rath ihren Entwurf eines Gesetzes. Nach demselben sollte die Entschädigung aller seit dem Jahre 1789 verfolgten Patrioten statt haben. Diese Entschädigung sollte geschehen durch diejenigen Mitglieder der alten Regierung, welche an den Sentenzen gegen solche Personen Theil genommen hatten. Zu dem Ende sollte das Vermögen der ehemaligen Oligarchen als Hypothek dieser Entschädigung sequestrirt werden.

Bei der Berathung über den Entwurf kam es an dem Tage zu keiner Entscheidung. Seitdem ist die Sache nicht wieder verhandelt. Man erwartet nun, es werde ehestens geschehen. Indeß kann man aus dem Gang der Berath-

aus überzeugenden Gründen die ehemalige Regierung in einem anspruchlosen gemäßigten Ton vollkommen gerechtfertigt; und ähnliche Betrachtungen traten auch bei der Berner Regierung ein.

schlagung an dem ersten Tage, und aus der sonst bekannten Stimmung der Mitglieder den Erfolg mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraussagen. *)

Nur zum Beweise, daß ich Ihnen die Anmaßungen der Patrioten und den Druck der verständigen und wohlgesinnten Mitglieder des großen Raths nicht zu stark geschildert habe, muß ich Ihnen einige Züge aus jenen Debatten anführen.

Escher billigte die Entschädigungen. Nur hielt er es für ungerecht und unbillig, daß die ehemaligen Oligarchen und Aristokraten noch einmal für ihr ehemaliges Unrecht gestraft würden, nachdem sie mit Recht gestürzt worden, weil ihre Regierung nicht auf die Grundsätze der Menschenrechte gebauet wären, und durch die ihnen aufgelegten Contributionen für ihr Unrecht, und für die Hartnäckigkeit gebüßt

*) Ich werde auch auf diesen Gegenstand bei meiner Reise im Herbst 1798 zurückkommen.

hätten, mit welcher sie ihre Aristokratie vertheitigten. Ueberdieß hätten diese Oligarchen und Aristokraten bei der Beschützung der alten Verfassungen nicht als Privatpersonen gehandelt, sondern als Regierungsgesammtheiten, deren einzelne Bestandtheile nicht verantwortlich gemacht werden können für die Handlungen des Ganzen, da, wenn dieses aufgelöst sey, jene in dieser Rücksicht für nichts mehr zu rechnen seyen.

Rellstab sagte, die Unterdrückung und Verfolgung aller Freunde der Freiheit unter den alten Regierungen sey so groß und schauerhaft gewesen, daß es billig seyn würde, wenn diese nicht allein die Entschädigungen leisteten, sondern sogar die Unkosten dieser Verfolgungen, die sie aus den Staatsgütern genommen, in dieselben zurückzahlen müßten.

Trösch wollte die Oligarchen für ihre Verbrechen noch zehn Jahre aller öffentlichen Aemter unfähig machen.

Secretan behauptete, die alten Oligarchen, die nichts von ihrer Gewalt vom Volk haben wollten, hätten auch keine Irresponsabilität. Sie wären Regenten und Gesetzgeber zugleich gewesen, folglich ohne alles Recht, und hätten also auch auf kein so heiliges Recht, als die Repräsentanten der Republik Anspruch zu machen.

Suter's Rede ist äußerst originell. Ich setze sie Ihnen ganz her, sie zeigt am deutlichsten, welchen Ton man annehmen muß, um der Versammlung beizukommen.

„Ich stimme, sagte er, gänzlich der Meinung bei, daß den verfolgten Patrioten Entschädigung gebühre; allein ich verlange auch, daß Ihr gerecht seyd, wenn Ihr frei seyn wollt. Wenn es mir gleich zum Voraus ahndet, daß ich Euren Beifall nicht erhalte, und das, was ich sagen will, leicht für aristokratisch ausgedeutet werden kann, (was mir sonst mein Lebtag wohl nie begegnet ist) so getraue ich mir nichts desto minder zu behaupten: daß

„Ihr, aus Furcht zu wenig für die Freiheit „zu thun, zu viel gegen die Gerechtigkeit sün„digt.“

„Bürger Gesetzgeber! es ist wahr, einige „wenige Familien hatten uns das Netz über den „Kopf geworfen. Allein warum haben wir „uns von den Hunden so lange hudeln, „und seit Jahrhunderten unsre Freiheit vergif„ten lassen, die so rein aus den Händen unsrer „Vorfahren gekommen war? Also an wem lag „die Schuld? Lag sie nicht an dem Geist der „Zeit, an der fehlerhaften Verfassung selbst? „Und diese Verfassung haben wir sie nicht lange „wie Schaafe geduldet, und uns beinahe das „Fell über die Ohren ziehen lassen? Oder wo war „unter uns ein Tell, der seinen Geßler tödtete? Wo war ein Stauffacher und ein „Winkelried, der seine Brüder zur heili„gen Freiheit entglühte? Wo waren Brüder, „die, wie damals, Hand in Hand schlugen? „Wo waren Schweizer, die, zu dem großen „Ziel, wie es jetzt vor unseren Augen steht,

„mitwirkten? Haben wir nicht alles bloß den „Franken zu verdanken? Hätten wir ohne „sie auch nur einen Stein zum großen Gebäu„de der neuen Freiheit gelegt? Seyd billig, „Gesetzgeber! Ich verachte und verfluche die „Menschen, von denen wir so lange gedrückt „wurden; allein die Schuld des Drucks schrei„be ich auch auf unsre Unvernunft, auf unsre „Schlechtigkeit. Wer hieß uns Jahrhunderte „lang dem teuflischen Spiel so ruhig zusehen? „Hätten wir aus uns selbst den Faden der neuen „Freiheit gesponnen; hätten wir ohne fremde „Beihülfe das große Werk vollbracht, so dürf„ten wir auch diejenigen allein strafen, welche „die Indolenz unsers Nationalcharacters zu ihs„ren Freveln misbrauchten. So aber müssen „wir die Strafe mit ihnen theilen, wie wir ih„re Schuld theilen, da wir der Franken „bedurft haben, um jener ihres Joches frei „zu werden. Mein Schluß geht also dahin: „Die Nation soll büßen für ihre Sünden; soll „den Oligarchen die Schuld tragen helfen, weil „sie so lange dieselbe geduldet, und nicht selbst

„mit eigenem Arm sie gestürzt; und vorzüglich,
„weil wir uns so sehr an der Freiheit versün-
„digt, daß wir nicht einmal die ersten Bemü-
„hungen mehrerer unsrer Brüder zu unsrer Be-
„freiung durch unsere Unterstützung zu benutzen
„gewußt haben."

Sagen Sie mir, mein Freund, Sie der so oft meinen sinkenden Glauben an die Fortschritte unserer Zeitgenossen aufrichteten — sagen Sie mir, was dürfen wir nach diesen Proben von der helvetischen gesetzgebenden Versammlung erwarten?

Zwar verkenne ich nicht den Einfluß des überwiegenden Talents. Auch hier behauptet es seine Rechte. Gleichsam mit unwiderstehlicher Gewalt bemeistern sich die vorzüglicheren Redner der Ueberzeugung. Es ist in dieser Rücksicht ein sehr interessanter Anblik, der einer so zahlreichen berathschlagenden Versammlung. Sie sehen auf den Gesichtern, an den Bewegungen der Mitglieder den mächtigen Eindruck einer treffenden Rede. Schon der

verschiedene Grad der Aufmerksamkeit, wenn der Redner anhebt, zeigt Ihnen diejenigen an, welche sich die vorzügliche Achtung der Versammlung erwarben. Man sollte daher glauben, die Unbefangenen würden dieser so natürlichen Regung folgen; die größere Zahl würde sich, bei dem richtigen Gefühl ihrer eigenen Kräfte, an diejenigen anschließen, welche die Vorsehung bestimmt zu haben scheint, ihnen vorzuleuchten.

So würde es auch seyn, wenn nicht auf der anderen Seite eine wenigstens gleiche Kraft entgegen wirkte. Dieß ist das Privatinteresse. Leider ist das Talent nicht immer mit Tugend gepaart. Es giebt fähige Männer in der Versammlung, die ihre Einsichten, ihre Geschicklichkeit misbrauchen, um eigennützige Absichten durchzusetzen. Sey es ihnen um Vortheile zu thun, oder um Ansehen, oder um Gewicht bei der Menge: sie ziehen den scheinbaren Vortheil jedes einzelnen in das Spiel, erregen Leidenschaft, wo die Vernunft ungestört

prüfen sollte. Auf dem Wege machen sie bald sich eine Parthei. Der Partheigeist stimmt nie zu redlichem Forschen nach Wahrheit. Was Billigkeit, was Gerechtigkeit, was Ehre fordert, wird von den Verblendeten übersehen. Taub gegen die Vorstellungen der anders Denkenden, wollen sie nur ihre Götzen sehen, nur ihre Orakel anhören. Der Fortgang der Leidenschaft ist schnell und allgewaltig. Das Interesse für die Sache geht bald über in das für die Personen. Feindschaften, Haß, Verfolgungen nehmen überhand. Wer nicht mit uns ist, heißt es allgemein, der ist wider uns. Und er ist es in allen Stücken. Lassen Sie eine Materie auf die Bahn kommen, welche Sie wollen: ist sie nicht durchaus gleichgültig, so mischt sich der Partheigeist darein. Er will seine Koryphäen immer und allein auf den leuchtenden Fleck stellen. In keiner Berathschlagung soll eine andere Stimme gelten, als die ihrige. Oft widersetzt er sich den Anträgen anderer, bloß weil sie nicht von seinen Genossen herrühren. Es wäre doch möglich, daß

ihre

ihre Urheber einiges Gewicht erhielten, wenn sie angenommen würden. Wenn er auch in seltenen Fällen sich selbst zugestehen muß, daß andere gute und nützliche Vorschläge thun, so willigt er doch nicht in die Ausführung. Er will lieber, das Gute geschehe nicht, als durch seine Gegner.

Dieß erschreckende, niederschlagende Gemählde, mein Freund, ist leider das Bild fast aller Volksversammlungen. Ich sage fast aller: ob ich gleich nicht an Ausnahmen glaube, so mögte ich doch nicht gerne ihre Möglichkeit läugnen. Aber ich werde keine Volksversammlung für tugendhaft halten, bis ich mich durch eigene Erfahrung davon überzeugt habe.

Was erwarten Sie auch besseres von dem Haufen der Menschen? Wir selbstsüchtigen Geschöpfe werden durch Erziehung, durch Beispiel, durch die ganze Lage der bürgerlichen Gesellschaft nur zu sehr verführt, bloß auf uns zu denken, nicht auf das Ganze. Gerne möglich, daß wir das Gute wollen, daß wir Wahr-

heit suchen, daß wir nach Tugend streben. Unser Blick wird wie mit undurchdringlichem Nebel umzogen, so bald unser theures Ich in Frage kömmt. Wir sehen nun das Beste des Ganzen nur durch ein Glas, das eigenes Interesse gefärbt hat. Der verschlagene Ränkeschmieder weiß alles, was um uns ist, unter diesen Gesichtspunkt zu bringen. Wir glauben das Interesse des Ganzen mit dem unsrigen so innig vereint, daß wir treuherzig für das Allgemeine zu sorgen wähnen, indeß wir es unserm unbedeutenden Vortheil aufopfern.

Darum zweifle ich nun an der Weisheit repräsentativer Verfassungen. Wenn nur wenige Menschen vermögen, sich über diese Zauberkraft des eigenen Interesse zu erheben, so dürfen Sie weder vollkommen gute Wahlen erwarten, noch können Sie hoffen, daß die Gewählten den strengen Forderungen ächt republikanischer Tugend entsprechen. Je grösser die Zahl derer ist, welche die Rechte der Nation handhaben sollen, desto grösser auch die Schwierig-

keit. Die Gegenstände des Interesse vermehren sich; der Intrigant hat einen weiteren Spielraum; die Collision zwischen dem allgemeinen und dem besonderen Vortheil wird häufiger, und dringender. Daher mag eher ein mäßiger Staat als Republik bestehen: und jede repräsentative Verfassung wird minder unvollkommen in dem Verhältniß, als die Repräsentanten nur rathen, nicht handeln.

Sie fragen mich, ob ich denn die helvetische Constitution, das große Gebäude der neuen Freiheit, wie Suter sie nennt, nicht haltbar glaube?

Nein. Ich wage sogar zu behaupten, daß kein verständiger Schweizer mir widersprechen würde, wenn er frei reden darf.

Diese Constitution, so wie sie da liegt, ist weder der inneren Lage der Schweiz, noch ihren äußeren Verhältnissen angemessen.

Zuerst hat sie mit der französischen Constitution, und ihren übrigen ungerathenen Töchtern, den wesentlichen Fehler gemein, daß weder die Wählbarkeit noch das Wahlrecht irgend eingeschränkt ist. Man hat in der Schweizerischen — soll ich sagen den Leichtsinn oder den Unverstand? — sogar so weit getrieben, daß nicht einmal Bedienten, die in eines Privatmanns Sold stehen, als Wähler oder Wählbare ausgeschlossen sind. Das nur zum Beweise, wie unberufen die Unglücksstifter an ihr Werk giengen, die sich es heraus nahmen, eine Verfassung für die Schweiz zu verfertigen, wie man etwa in der Schule eine Uebersetzung macht.

Auch die Wahl der Beamten ist größtentheils eben so wenig an Regeln gebunden. Dadurch entsteht auf der einen Seite eine Concurrenz, die oft mehr schädlich als nützlich ist. Auf der andern Seite sind die Beamten von den Wählenden in einer Abhängigkeit, welche unmöglich gute Folgen für die Geschäftsführung haben kann.

Die Gränzen zwischen der gesetzgebenden und der vollziehenden Macht sind in dieser Constitution so wenig, als in einer andern Neu-Republikanischen, hinlänglich bestimmt. Es kann nicht fehlen, die Umstände müssen entweder einen sehr nachtheiligen Streit zwischen beiden Gewalten herbeiführen, oder eine Collusion zwischen der vollziehenden Macht und der Mehrheit der gesetzgebenden Räthe. Bei der Stimmung, welche leider scheint in diesen herrschend zu werden, kann das allgemeine Beste bei einem solchen Einverständniß unmöglich gewinnen. Also wird das jetzige Directorium gestürzt, wenn es nicht in dem Sinn der Mehrheit regieren will, die aus der Revolution für sich und ihre Anhänger Geld und Ansehn zu erbeuten hoffen.

Und dann bedenken Sie einen beschließenden Rath von so vielen Personen! Ich begreife nicht, wie man von so zahlreichen Versammlungen die Einheit und gleichförmigen Arbeiten erwarten kann, die doch zur Gesetzgebung nothwendig

erfordert werden. Mich dünkt, die Erfahrung hat in Frankreich hinlänglich gelehrt, daß eine solche Versammlung unmöglich die Gesetzgebung **allein** ausüben kann. Soll sie mehr als bloß berathschlagen, so muß die Mitwirkung einer andern Gewalt hinzukommen, um das Gesetz zu vollenden, wenn man anders Uebereinstimmung und Festigkeit in dem gesetzlichen System verlangt. *) So aber wird man in Helvetien, wie in Frankreich, eine Menge temporairer, unzusammenhängender Gesetze machen, die eine folgende Versammlung großentheils wieder einreißt, um sie gegen andere zu vertauschen, die auch nicht länger Bestand haben. Ich glaube kaum, sie würden sich des heimlichen Lächelns enthalten, wenn sie als Zuhörer in dem großen Rath die Mitglieder einander ohne Un-

*) Man wird, ohne mein Erinnern, bei der Vergleichung mit der jetzigen neuen Französischen Constitution leicht finden, daß jenem wesentlichen Mangel in dieser sehr gut abgeholfen ist. Die Regierung hat jetzt durchaus die Iniation der Gesetze.

terschied Bürger Gesetzgeber anreden hörten.

Ferner ist die ganze, von der französischen Constitution hergeleitete, Hierarchie der Gewalten und jene unendliche Menge von Formalitäten der bisherigen Lebensweise der Schweizer durchaus nicht angemessen. Ich darf hinzusetzen, auch nicht der bürgerlichen Freiheit. Es ist gewiß, daß diese Schaar von Unterbeamten, die bald Spione bald kleine Tyrannen machen, die Moralität verderben, und den guten, ruhigen Bürger in seinem Betrieb und in seiner Lebensweise unbillig stören oder doch einschränken. Auch dürfen sie nicht vergessen, daß es jetzt noch in der Schweiz glücklicher Weise unmöglich ist, so viele Beamte, als sie bedürfen, zu finden, welche auch nur die Eigenschaften besäßen, ohne welche sie nicht einmal die wesentlichsten Formalitäten zu beobachten im Stande sind. Man hat mich versichert, daß es in Frankreich ganze Munizipalitäten gäbe, die weder lesen noch schreiben können: in der

Schweiz weiß ich dieß aus eigener Erfahrung. Ich erwähne nicht einmal der Lokal-Schwierigkeiten bei mehreren der vorgeschriebenen Einrichtungen; und doch ist es in dieser Rücksicht doppelt unverzeihlich, daß Schweizer ihrem Vaterlande eine solche Constitution vorschreiben.

Zu dem allen kömmt nun die ungeheure Kostbarkeit der neuen Verwaltung; die kindische Nachahmung der französischen hochgelobten Constitution in ihrer heiligen Fünf-Zahl, und allen übrigen Formen der Verwaltung; die Thorheit ein permanentes Corps besoldeter Gesetzgeber zu bestellen, um gleichsam durch alle Motive die einfachen Schweizer in den Strudel politischer Labyrinthe zu ziehen. Der ungeheure Aufwand allein, den eine solche Organisation unvermeidlich nach sich zieht, macht die Erhaltung der Constitution auf die Länge für ein Land unmöglich, das, als Staat betrachtet, nicht reicher ist als die Schweiz. Auch glaube ich, daß diese Vermehrung von Beam-

ten, ohne eine andere als willkürliche Vermehrung der Gegenstände ihrer Amtsführung, das Land ohne Noth mit einer Menge zehrender Mitglieder belästigt, die weder den Sitten, noch gemeinnütziger Thätigkeit vortheilhaft sind.

Außer diesen Mängeln, die ich Ihnen nur bei einem flüchtigen Blick nenne, hat die neue Constitution unstreitig noch mit vielen andern zu kämpfen, die Sie, bei einer genaueren Prüfung derselben, schon aus der Theorie sich selbst angeben werden. Ich will daher Ihrem eigenen Urtheil nicht weiter vorgreifen. Nur zwei mächtige Hindernisse muß ich Ihnen noch anführen. Freilich beziehen sie sich insonderheit auf den gegenwärtigen Augenblick; ihre Wirkungen aber erschüttern dennoch die Grundvesten der neuen Constitution.

Das eine ist die entschiedene Abneigung fast aller derer, die zu den ehemaligen Regierungen gehörten, oder sich als Verwandte und

Freunde an diese anschließen. Wahrlich, diese Menschen mußten eine mehr als menschliche Tugend besitzen, wenn sie eine Revolution lieben konnten, die ihnen nicht allein persönlich solche Aufopferungen abdrang, sondern deren Herolde und Bekenner sie überdieß unablässig auf das bitterste verfolgen, ihnen, eben im Nahmen dieser Constitution, immer neue Drangsale zufügen. Selbst dann würde die Schwäche der menschlichen Natur ihnen dieß kaum möglich machen, wenn sie wirklich aus überwiegenden Gründen der neuen Ordnung der Dinge unbedingt den Vorzug zugestehen müßten; aber wie viel haben sie für sich anzuführen, wenn dieß gerade nicht ihr Fall ist? Und wenn nun die ehemaligen Regenten selbst tugendhaft genug sind, die Revolution nicht anzufeinden, die ihnen aus persönlichen Rücksichten verhaßt seyn muß, werden sie alle die zu leiten im Stande seyn, die ihnen anhängen, die sich für ihr Schicksal interessiren? Vielmehr lenkt sich, bei jedem Leiden unter der neuen Constitution, der Blick wie unwillkührlich auf

die ehemalige Verfassung. Man erinnert sich nun lebhafter des Guten, was man ehemals genoß, verwünscht desto eifriger die Neuerungen. Auch für die Personen interessirt sich der gutmüthige Mitbürger mit doppelter Wärme, je mehr das schöne Bild des geduldigen Leidens mit dem der übermüthigen Verfolgungen contrastirt. Wie unpolitisch handeln daher die Demagogen, wenn sie immer noch die Mitglieder der ehemaligen Regierungen mit dem bittersten Haß verfolgen, mit den ungerechtesten Schmähungen überhäufen, anstatt, daß sie alles anwenden sollten, sie zu gewinnen, und ihnen den Untergang so wenig, als möglich, empfindlich zu machen, um wenigstens die Widersetzlichkeit ihrer Anhänger zu schwächen!

Ein noch wirksameres Hinderniß findet die neue Verfassung in dem Cantonsgeist der Schweizer, welcher dem einen Schweizergeist gerade zuwider läuft. Jene Anhänglichkeit an die besondere Verfassung, an die eigen-

thümlichen Sitten jedes einzelnen Theils der Schweiz, ist innig verwebt mit der Entstehung und Ausbildung ihrer Freiheit. Ich mögte sagen, sie gründet sich zum Theil selbst auf die Natur. Ihre große Verschiedenheit wollte hier engere, dort weitere Verbindungen zwischen den Bewohnern knüpfen. Diese mußten nothwendig auch Einfluß haben auf Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft. Daher kann für den einen Canton allerdings etwas angemessen seyn, was es nicht für den andern ist; der Bewohner der Schwyzer Berg-Thäler kann andere Formen für seine Landesgemeine wünschen, als der Bewohner der weiten Ebene zwischen Zürch und Bern. Warum soll denn unser stolzer Geist allenthalben die Natur meistern? Warum bilden wir uns ein, Regeln für politische Verhältnisse zu erfinden, die immer, unter allen Umständen die allein wahren seyn sollen, ohne Rücksicht zu nehmen auf das Land, wo wir sie anwenden wollen?

Schon sehr schwer hätte es gehalten, die Bewohner aller Cantone, als Schweizer,

in ein engeres Band zu vereinen, wenn auch die besonderen Einrichtungen der Cantone, so viel möglich, erhalten wären. Von dem Augenblick an, da äußere Gefahr aufhörte die Freiheit zu bedrohen, fand nie zwischen allen Cantonen die brüderliche Verbindung statt, die man von den Provinzen eines Landes erwartet. Es waren nur föderirte Staaten. Ihre Bewohner hatten ein gedoppeltes Vaterland. Sie waren erst Berner, Luzerner, Zürcher: dann Schweizer. Alle ohne Ausnahme hielten sie diese Form für die beste. Auch ist ja die Frage noch nicht entschieden, ob der weitere oder engere Umfang der bürgerlichen Gesellschaft die Glückseligkeit aller und der einzelnen bringe. Bei jenem ist vervielfältigter Genuß, durch Anwendung einer größeren gemeinschaftlichen Kraft: bei diesem mehr individueller, durch Rücksichten auf moralische und physische Verschiedenheit der Menschen und des Bodens, den sie bewohnen. Ich begreife, daß Volaire lieber französischer Bürger gewesen wäre, Geßner lieber Bürger von Zürch.

Indeß hatten doch die Cantone ihre Berührungspunkte. Sie hatten ihren Bund, ihre Tagsatzung, ihre Denkmäler. Das Band konnte schärfer angezogen werden, ohne jedem einzelnen Theil seine eigenthümliche Existenz zu nehmen. Die Bedürfnisse der Zeit belehrten jeden verständigen Schweizer ohnehin über diese Nothwendigkeit. Man mußte eine vollkommnere Vertheidigungsanstalt organisiren, zum Schutz gegen äußere Gefahr. Die unruhigen Auftritte in verschiedenen Cantons erforderten eine gemeinschaftliche Verabredung über innere Sicherheitsanstalten. Von den ehemaligen Anläßen zur Zwietracht fielen einige weg durch den veränderten Geist der Zeit; andere durch günstigere Umstände. In dem Grade, wie sonst, war Verschiedenheit der Religion jetzt nicht mehr eine Ursache des Zwiespalts. Auch die Eifersucht der kleinern, minder reichen Cantone, gegen einige blühende Städte, hatte sehr nachgelassen. Es kam nur darauf an, den Zeitpunkt geschickt zu benutzen; Einheit zu bewirken, wo das gemeinschaftliche

Beste aller Cantone dadurch befördert ward, indeß jeder Canton seine Eigenwilligkeit behielt, wo es mehr auf innere Haushaltung ankam.

Dieser Gesichtspunkt ward in der neuen Constitution ganz verfehlt. Der unglückliche Gleichmachungsgeist konnte keine Verschiedenheit tragen, keine Abweichung von selbstgefälligen Regeln. Die Schweiz sollte durchaus eine Republik seyn, wie Frankreich. Ohne Rücksicht zu nehmen auf den Geist der Nation, auf die Beschaffenheit des Bodens und der Erwerbzweige, sollten die Schweizer in die Form gepreßt werden, die das Directorium in Paris für die einzig republikanische ausgab. Aber ganz sind doch die Menschen keine Marionetten. Schon in dem Kampf gegen die Annahme der Constitution regte sich jener alte Cantonsgeist kräftig. Der verhältnißmäßig glückliche Ausgang des Kriegs der kleinen Cantone trug nicht wenig dazu bei, ihn zu nähren. Er hat sich auch seitdem unverändert erhalten. In

der Versammlung der gesetzgebenden Räthe zeigen sich bei jeder Gelegenheit die Spuren dieser Denkungsart. Es ist zu auffallend, daß die neuen Einrichtungen nicht gleich anpassend seyn können für alle Cantone, daß die kleineren Cantone nicht in gleichem Verhältniß zu den Kosten einer Verwaltung beizutragen vermögen, die in so viele Formalitäten gehüllt ist, welche nicht allenthalben Anwendung leiden. Dieß machen die Repräsentanten der kleinen Cantone geltend, mit jener Wärme und in jenem einfachen Ton, der die Sprache dieser Gegend auszeichnet. Umgekehrt, wo die Rede ist von Unabhängigkeit, von ächtem Schweizersinn, von den Thaten der Vorfahren, da reden sie mit dem vollen Gefühl der stolzen Erinnerung ihrer Abkunft, der Unerschrockenheit, womit noch sie allein zuletzt für die Erhaltung der väterlichen Verfassung stritten. Dagegen scheinen die Repräsentanten der größeren Cantone ihr Uebergewicht zu erheben, wo bei allgemeinen Beschlüssen das ungleiche Verhältniß der größeren und der kleinen Theile zum Ganzen

in

in Betracht kömmt. Diese Dissonanzen brechen nicht selten in Bitterkeiten aus, die nur zu deutlich zeigen, daß die helvetischen Repräsentanten ihrer Cantone nie vergessen. Noch stärker äußert sich diese Gesinnung in den verschiedenen Cantonen selbst; zumal wenn der Gleichheit bei künftigen Abgaben erwähnt wird. Man kann sagen, sie habe seit der Revolution wieder beträchtlich zugenommen. Die kleinen Cantone vergeben es den größeren nicht, daß sie die Revolution über sie brachten. Sie glauben sich mittelbar oder unmittelbar in der jetzigen Verbindung beherrscht. Nichts als unwiderstehlicher Zwang wird sie bewegen, sich gemeinschaftlichen Maaßregeln in Ansehung der Finanzen und Polizei-Einrichtungen zu unterwerfen. Auch des religiösen Vorurtheils dürfen wir nicht vergessen. Ward gleich keine der christlichen Kirchen für herrschend erklärt, so glauben doch diese eifrigen Katholiken die ihrige schon dadurch gekümmert, daß sie auch in ihrer Gegend nicht mehr allein herrschend ist. Bei keinem Gegenstand verbreitet sich das Mistrauen so leicht,

als bei diesem; auch wenden die Pfaffen treulich alles an, es zu unterhalten.

Alle diese Umstände zusammengenommen lassen nur wenig Geneigtheit erwarten, die Constitution in Ausübung zu bringen, die neue Regierung in ihren Veranstaltungen zu unterstützen. Sobald irgend eine, auch nur anscheinende Collision eintritt mit dem Interesse des Cantons, so können sie sicher seyn, daß der Verfügung der Regierung keine Folge geleistet wird. Und sollten ja äußere Verhältnisse es bis auf einen gewissen Grad wahrscheinlich machen, daß die Schweiz diese verhaßte Constitution abschaffen könnte, so werden, insonderheit die kleinen Cantone und die Katholischen nicht säumen, jede Mittel zu ergreifen, selbst die Waffen, um diesen Zweck zu erreichen.

Bei solchen Gesinnungen ist es freilich nicht befremdend, wenn die Schweizer der Vortheile nicht theilhaft werden, welche die Constitution ihnen sonst wirklich gewähren könnte. Dahin

rechne ich vor allen Dingen eben die Einheit des Staats. Wer ganz Helvetien als sein Vaterland betrachtet, hat unläugbar einen weiteren Wirkungskreis, stärkere Triebfedern, mehr Hülfsmittel zu seiner Entwicklung, als wer nur Bürger eines, auch des größten Cantons ist. Durch die Verbindung zu einem Staat fällt die Eingeschränktheit weg, die aus der Vertheilung in einzelne Cantone entsteht. Eifersucht, Anhänglichkeit an Lokalstreitigkeiten, so mancher Gegenstand kleinlicher Leidenschaften lenken nicht mehr, wie sonst, die Thätigkeit ab von großen, gemeinnützigen Beschäftigungen. Auch die Glückseligkeit jedes Einzelnen muß dabei gewinnen, wenn er zwar zunächst in dem engeren Bezirk seines Cantons, aber doch entfernter zugleich in ganz Helvetien seine Mitbürger als Brüder betrachtet.

Mit dieser Einheit, welche die Staatskräfte des Landes so sehr vermehren würde, steht ferner in genauer Verbindung die Beförderung gemeinnütziger Veranstaltungen zum Be-

sten des Ganzen. In so manchen Fällen hindert die Eingeschränktheit des Gebiets, der Zusammenstoß mit einem nach anderen Grundsätzen regierten Lande, die Uebereinstimmung von Maaßregeln, die beiden benachbarten Staaten zum größten Vortheil gereichen würden. Nur Eigensinn und mißverstandenes Interesse stehen ihnen im Wege. Die einzelnen leiden, indeß man vorgiebt, für das Ganze zu sorgen. Denken Sie nur an die Verschiedenheit der Gerichtsordnungen, an die Mannichfaltigkeit der Gerichtsbarkeiten, an die Willkühr bei der Aufsicht auf Wege und Brücken, an den Mangel an einer Posteinrichtung, an die unendlich verschiedenen Maaße, Münzen und Gewichte — und Sie werden mir gerne zugeben, daß aus der Vereinigung Helvetiens zu einem Staat höchst heilsame Folgen für jeden einzelnen, wie für die besonderen Cantone fließen könnten, wenn nicht Vorurtheil die Menschen abhielte, das Gute zu empfangen, wenn ihnen die Art nicht gefällt.

Für die gelehrte Erziehung insonderheit, für Beförderung der Wissenschaften, für Aufmunterung der Künste könnte die neue helvetische Republik unendlich viel wirksamer sorgen, als selbst die Regierungen von Bern und Zürch. Jener stehen ungleich mehr Hülfsmittel zu Gebot. Sie kann die Männer aus dem ganzen Lande wählen, kann das glückliche Genie aufsuchen, in welcher Hütte es leuchtet, ohne sich an die Grenzen eines Cantons zu binden. Alle Einwohner der verschiedenen Cantone können in Zukunft gleichen Theil nehmen, an den Anstalten zur wissenschaftlichen Bildung, an den Aussichten und Hofnungen für die Bahn, welche sie wählen, wenn ihre wissenschaftliche Erziehung vollendet ist. Nur dieß scheint der Schweiz bisher gefehlt zu haben, um in diesem Lande, bei so vielen glücklichen Anlagen, Wissenschaften und Künste auf die Höhe zu bringen, welche sie ihnen bestimmen.

Auch Handel und Industrie sind mancher Vervollkommnung fähig durch angemessene Lei-

tung, durch zweckmäßige Begünstigung, durch vortheilhafte Verabredungen mit benachbarten Staaten. Unläugbar hat die Schweiz schon bisher sehr viel hierin geleistet, begünstigt durch ihre Lage, wie durch ihre politische Freiheit. Aber viel ist noch zu thun übrig, wo gemeinschaftliche Anstrengung dem Fleiße des Einzelnen nachhelfen, ihm den Ertrag sichern kann. Besonders gehören dahin Veranstaltungen, um die Schweiz mit Bedürfnissen aus dem Auslande unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu versehen, und den Absatz der Schweizer Fabrikate im Großen mehr noch zu begünstigen, als es durch Verbindungen des Privatmanns geschehen kann.

Ob aber diese Vortheile sich nicht hätten erreichen lassen, als durch eine solche Revolution? durch eine Revolution, die so unendlich viel Privatglück zerstört hat, die der Moralität der Zeitgenossen sicher verderblich ist und den Sitten der Nachkommen drohet?

Ich dächte doch. Eine Verbesserung der alten Verfassung, durch Verstärkung und Erweiterung des gemeinschaftlichen Bundes konnte der Schweiz jene Vortheile verschaffen, ohne die besondere Verfassung irgend eines Cantons zu verrücken. Nach dem Geist unserer Zeiten wäre eine solche Verbesserung wohl möglich gewesen, zumal in dem Augenblick der allgemeinen Bestürzung, der dringenden Besorgnisse, welche die französische Revolution vorzüglich bei ihren Nachbaren erregte. Die Abstellung von Mißbräuchen in den einzelnen Cantonen bliebe jeder Regierung überlassen; doch wäre sie mittelbar aus jener schönen Vereinigung von selbst geflossen. So konnte die Schweiz aus der schrecklichen Katastrophe des benachbarten Landes heilsame Erfahrungen ziehen, ohne irgend eine Erschütterung zu erleiden. Alles kam nur darauf an, daß damals an der Spitze der Berner Regierung Männer gewesen wären, von ächtem kosmopolitischen Sinn, von liberalen Grundsätzen, von geprüfter Festigkeit und Klugheit. Hätten sie den Anfang gemacht, so

wären ihnen wahrscheinlich die übrigen Cantone beigetreten. Die größeren gleich; die kleineren vielleicht erst nach einiger Zeit, durch die Erfahrung von der Nützlichkeit der Veränderung belehrt. Dann hätte der Schweizer Bund wieder hinlängliche Stärke erreicht, äußere Angriffe abzuwehren. Die Ruhestörer würden im Inneren keinen Anhang gefunden haben, der sie zu kühneren Hofnungen belebte. Ohne auf diese geheime Unterstützung zu bauen, hätte das französische Directorium selbst jetzt schwerlich revolutionirt. Viel weniger wäre es auf diesen Gedanken gekommen, wenn die Schweiz seit dem Umsturz des Königthums ihrer Verbindung größere Kraft, eine vollkommnere Organisation gegeben hätte. Damals war die französische Regierung nicht wenig bekümmert, wegen der Gesinnungen der Schweizer; damals gab der 10. August einen Anlaß, der, gehörig genutzt, die Schweizer zu einem hohen Enthusiasmus stimmen konnte. Um eben die Zeit entspannen sich auch jene Unruhen im Pays de Vaud nicht ohne Zuthun der französischen Volksauf-

wiegler. Diese Unruhen wurden in der Folge eine der wirksamsten Ursachen zur Revolution. Sie hätten der Berner Regierung die Augen öfnen sollen, um durch allgemeine Maasregeln vorzubeugen, weil es Zeit war. Aber der lange Friede hatte alles eingeschläfert. Einen Angrif von außen hielt man so wenig für möglich, als er irgend verschuldet war. Die Regierung sah keinen Feind, als die einzelnen unruhigen Köpfe im Pays de Vaud. Diese Bewegungen unterdrückte sie mit leichter Mühe, unbesorgt wegen der Machinationen, über welche die Frevler in der Stille brüteten. So ward sie, in süßer Ruhe eingewiegt, von dem Sturm aufgeweckt, als es fast zu spät war zur Rettung, wenigstens für eine Regierung, die nur für den Frieden, nicht für unruhige Zeiten geschaffen war.

Bei alle dem halte ich es nicht für entschieden, ob Gewinn oder Verlust bei der neuen Ordnung der Dinge größer seyn werde — vorausgesetzt, daß man die jetzige Constitution

von den Gebrechen säubere, mit welchen sie nicht bestehen kann. Sie werden mich recht verstehen, mein Freund. Ich glaube allerdings, was ich Ihnen eben als möglich darzustellen suchte, daß die Schweiz alle Vortheile der neuen Constitution erreichen konnte, ohne Revolution, und ohne so viel, als geschah, von der Selbstständigkeit jedes Cantons aufzuopfern. Allein da dieser beste Weg einmal nicht betreten ward, so frägt es sich, ob nicht, auch bei allen Leiden der Revolution, bei allen Einschränkungen der Freiheit durch die Constitution, der Gewinn dennoch den Verlust überwiege? Ich gestehe Ihnen, ich werde die Frage doch wohl bejahen. Wie sehr ich auch den Werth jener Eigenmächtigkeit bei Organisirung der Cantonsverfassungen schätze, so glaube ich dennoch, daß die Vereinigung der Schweiz in einen Staat für das Ganze überwiegenden Nutzen habe. Dieser war nicht denkbar, bei der Trennung des Staats in so viele kleinere, deren jeder ein Ganzes für sich ausmachte. Hingegen schließt die Einheit der

Staatsverfassung an sich noch nicht die Modi-
ficationen aus, welche jene partielle Freiheit,
wenn ich so sagen darf, möglichst begünstigen.
Dahin, hoffe ich, wird man mit der Zeit noch
kommen: dahin muß es auch kommen, wenn
die Schweiz für alle ihre Leiden entschädigt
werden soll.

Aber das versteht sich von selbst, die neue Republik muß frei werden von ihren Vormündern; sie muß in ihren äußeren Verhältnissen ganz als unabhängiger Staat handeln. Gerade von dieser Seite fürchte ich das größte Ungemach. Von dem Augenblick der Revolution an ist die Schweiz ganz aus der Reihe selbstständiger Staaten verschwunden. Alle unmittelbare Verbindungen mit Auswärtigen haben aufgehört. Sie gehen jetzt nur durch den Kanal der französischen Politik. In diesem Sinn fehlt es auch an Farçen nicht. Neulich gaben davon die gegenseitigen Beglückwünschungen der helvetischen und cisalpinischen Republik ein lustiges Beispiel.

Die französischen Machthaber haben es nun auch nicht mehr Hehl, daß sie die Schweiz vor der Hand als ein erobertes Land betrachten. Ihre lezteren Proclamationen enthalten die deutlichsten Spuren davon. Der Commissair Rapinat — das nächste Werkzeug zur Beglückung der Schweiz — hat sich in dem Patent wegen der Pässe Rechte angemaaßt, die der Selbstständigkeit der helvetischen Regierung gerade widersprechen, und selbst die ausübende Macht lähmen.

Zufälligerweise brachte ich eins der ersten gedruckten Exemplare dieser sauberen Anordnung von Zürch. Ich bin Zeuge gewesen, von dem Schmerz, von dem Unwillen der Mitglieder des Directoriums. Sie wollen in den stärksten Ausdrücken dagegen protestiren. Auch wegen der Gewaltthätigkeiten, welche französische Soldaten sich erlauben, haben sie einen nachdrücklichen Beschluß gefaßt. Alle Obrigkeiten und alle einzelnen Bürger Helvetiens sind aufgefordert, von Allem, was sie

Bedrückendes und gewaltthätiges von den fränkischen Militairpersonen erlitten haben, getreue Berichte auf dem gesetzlichen Wege der helvetischen Republik zukommen zu lassen. Das Directorium will diese Berichte dem Commissair und dem Obergeneral der fränkischen Armee vorlegen, sie dem helvetischen Minister in Paris zusenden, und ihnen die Publizität geben, welche zur Rettung des Vaterlandes von so unerträglichen Uebeln wohlthätig mitwirken könnte.

Diesen Gesinnungen entsprechen vollkommen die der gesetzgebenden Räthe. Sie haben das Directorium eingeladen, einen Bericht über die Lage der Republik abzustatten, in der Absicht, sich mit ihm zu vereinigen, um eine Aenderung zu bewirken. Auf die große Mehrheit der Mitglieder hat die Nachricht von der Proclamation wegen der Päße sehr starken Eindruck gemacht. Selbst die wärmsten Freunde der Revolution tadeln das Verfahren laut. Sie gestehen ihre bangen Besorgnisse, und

auf ihren Gesichtern liest man Bekümmerniß über das Schicksal des Vaterlandes. Die Furchtsameren seufzen in der Stille; sie betrauren heimlich, daß sie sich hinreißen ließen, die Revolution zu befördern. Zuweilen werden diese Empfindungen unwillkührlich in den Versammlungen laut. Schon hört man hie und da die alte Verfassung zurückwünschen. Selbst Demagogen entwischt der Seufzer, es wäre doch besser sich von den ehemaligen Oligarchen hudeln zu lassen, als auf diese Weise frei zu seyn.

Indeß wird das alles den Schweizern wenig helfen, so lange das Directorium das Land noch militairisch behandelt. Man weiß, dieß geschieht bis die neue Republik einen Handels- und Bundes-Tractat mit Frankreich errichtet. Eingeleitet ist er schon: der Minister in Paris unterhandelt ihn in der Stille. Mögte er nur nicht dem Cisalpinischen gleichen. Geschieht dieß, so ist es um die Schweiz geschehen. Dieß Land kann nicht, wie jene Repu-

blik, ein starkes Corps französischer Truppen unterhalten, und dabei eine jährliche Contribution zahlen, ohne der gänzlichen Auflösung der Bande der bürgerlichen Gesellschaft bald entgegen zu sehen.

Aber wenn auch die französische Regierung, mehr der Nothwendigkeit wegen als aus Großmuth, von dieser Härte absteht, so werden doch die Folgen eines Bündnisses immer bedenklich genug seyn. Sobald die Schweiz das Neutralitäts-System aufgiebt, so ist der Wohlstand des Landes dahin. Es wird dann in alle Kriege Frankreichs verflochten. So lange Frankreich der stärkere Theil ist, leidet es dann alles Ungemach der Durchmärsche. Wendet sich aber das Glück, so muß die Schweiz geschlagene französische Armeen nähren und rekrutiren. Sie kann auch selbst Schauplatz des Kriegs werden, ein Zankapfel zwischen beiden Armeen. Selbst im Frieden hat diese enge Verbindung mit einem von den beiden rivalisirenden Staaten unglückliche Folgen. Sie

zieht unausbleiblich Beschränkung des auswär-
tigen Verkehrs nach sich, Ungewißheit des Ab-
satzes von Fabrikwaaren. Und die Industrie
der Schweiz, die ohnehin mit so vielen Hin-
dernissen zu kämpfen hat, trägt keine Verstop-
fung der Quellen, woraus sie bisher Unterstü-
tzung zog.

Darum muß jetzt die Politik der Regierung vorzüglich dahin gehen, was irgend möglich ist, von der Selbstständigkeit im Verhältniß mit Auswärtigen zu retten. Sie darf keine Mittel versäumen das französische Directorium dafür zu stimmen, daß das Bündniß nicht zu eng geknüpft werde. Läßt sich einige Begünstigung der Franzosen im Kriege nicht vermeiden, so sollte man suchen, sie so viel möglich für andere Nachbaren unschädlich zu machen; ihr den Charakter der dringenden Noth zu geben, welche sie zu einer Zeit abpreßte, wo der Staat allerdings in Frankreichs Händen war. Dann könnte man hoffen, daß andere Mächte den Vertrag für keine Feindselig-

keit

keit annahmen, die Verbindungen mit der Schweiz deswegen nicht aufhoben. Und im Kriege freilich fügt man sich nach den Umständen, und giebt den eingegangenen Verbindlichkeiten die Deutung, welche das Kriegsglück vorschreibt.

Im Ganzen geht auch die Absicht des helvetischen Directoriums dahin, der Neutralität so wenig als möglich zu vergeben. Man hofft noch sehr, es dahin zu bringen, daß Frankreich sich mit dem Recht des Durchmarsches begnüge. Dieß versicherte mich einer der Directoren, mit dem ich umständlich über diesen Punkt redete. Ich konnte nicht anders; ich mußte ihm meine Furcht äußern, es werde ein zweiter Akt des cisalpinischen Tractats. Er widerlegte mich mit edler Wärme. „Und wenn ich nicht durchdringe," sagte er, indem er mir die Hand reichte, „so nehmen Sie die „Hand eines ehrlichen Schweizers darauf hin, „daß ich den Tractat nicht unterzeichne. Ich „lege meine Stelle nieder; ich unterschreibe „nichts gegen mein Gewissen!"

Hatte er Recht, mein Freund?

Es ist eine schwere, schwere Frage, ob ein Staatsbeamter, der auf einem gewissen Posten steht, bleiben soll, wenn der Gang der Geschäfte seiner Ueberzeugung zuwider läuft. Auf der einen Seite ist kein Mittel wirksamer als dieses, um den Glauben an Tugend und Standhaftigkeit der Beamten aufrecht zu erhalten. Wäre hier eine Uebereinstimmung verdienter Männer möglich, so gäbe sie dem Staat die kräftigste Schutzwehr gegen Ungerechtigkeiten, die unter Menschen möglich ist. Man entbehrt wohl einen geschickten Beamten, vielleicht zwei: aber wahrlich auch bei dem bösesten Willen kann der Regent nicht viel böses thun, unter dessen ersten Beamten diese Stimmung herrschte. Sie erhebt uns auf den höchsten Gipfel bürgerlicher Ehre. Wir stehen vor Gott, in der Mitte zwischen Regent und Volk: keinem Beweggrund zugänglich, als dem Rechtthun nach unsrer besten Ueberzeugung.

Auf der anderen Seite müssen wir zugeben, daß ein fähiger redlicher Beamter immer noch viel gutes thun kann, wenn auch im Ganzen die Veranstaltungen seiner Ueberzeugung nicht entsprechen. Eine solche Disharmonie der Verwaltung läßt sich nicht denken, die ihm ganz und gar die Gelegenheit abschnitte, für seine Mitbürger nützlich zu wirken. Wenigstens kann er das Uebel vermindern, kann in der Ausführung verkehrter Maasregeln vieles mildern, vieles unvermerkt verbessern. Er darf, ich mögte sagen, er muß die Ueberzeugung haben, daß er es immer noch besser machen werde, als ein anderer, der vielleicht nicht seine Rechtschaffenheit, nicht seine Erfahrung hätte.

Daher würde ich den Minister nie tadeln, der dennoch sein Amt behielte, obgleich die Regierung ein System annähme, das dem seinigen zuwider wäre. Aber bei dem ersten Beamten einer Republik ist der Fall anders. Er ist Regent mit seinen Collegen. Auf ihn

fällt unmittelbar die Verantwortlichkeit wegen des Ganzen. Kann er nicht seine Collegen überreden, oder sich von ihnen überzeugen lassen — so muß er abtreten.

L.

Bern, den 2. Jun. 1798.

Von Aarau nach Aarburg hatte ich drei Stunden. Immer ebenes, sehr fruchtbares Land; nur von einigen, etwas höheren Hügeln eine bessere Aussicht.

Hinter Aarau fließt die Aar noch eine Meile zur Rechten, ungefähr bis Schönewirth, eine kleine Stunde weit. Nachher dreht man sich mehr links, bis Olten, ein Städtchen $2\frac{1}{2}$ Stunden von Aarau. Hier fahren Sie links an einem kleinen Bergrücken weg. Von dieser höheren Gegend haben Sie eine angenehme Aussicht auf das Thal, in welchem Olten jenseits der Aar zur Rechten liegen bleibt. Ich kam nahe an der Brücke vorbei, welche die Berner abschossen, um den Franzosen den Uebergang über die Aar zu wehren. Dergleichen

vergebliche Vorsichtsmittel brauchte man vielfältig. Der Fehler war, daß sie nicht in einander paßten, daß kein ordentlicher Plan für das Ganze gelegt war.

Auf der Höhe von Olten zeigt sich rechts der Arm des Jura-Gebirgs, zu welchem der Hauenstein gehört. Man erkennt sogar die Stelle, wo eine Kluft durch den Felsen gehauen, den engen Paß bildet, der allein in diese Ebne führt. Allerdings war den Franzosen der Eingang von dieser Seite versperrt. Aber sie waren zu gut unterrichtet, waren des Bergkrieges zu kundig, hatten zu viele heimliche Anhänger, um solche fruchtlose Versuche zu machen.

Von Olten ist nur eine halbe Stunde bis Aarburg. Ungefähr eine viertel Stunde vor der Festung sieht man links auf einem Felsen das Schloß liegen. Hart daran fließt die Aar sehr tief vorbei. Das Städtchen liegt am Abhang des Hügels. Es geht steil den Fels hinauf, auf welchem Aarburg liegt. Dieser Fels ist

ziemlich hoch. Man hat eine schöne Aussicht über die vorliegende Ebne nach allen Seiten, nur nicht nach der rechten. Hier liegt, jenseits der Aar, im Solothurner Gebiet ein hoher Berg. Daher ist die Festung ganz unnütz, wenn nicht auch auf jenem Berge eine Schanze wäre. Sonst ist sie von der Ebne her nicht einzunehmen.

Der gewöhnliche Weg nach Bern ist eilf Stunden. Ueber Langenthal haben sie eine Stunde weiter; über St. Urban und Langenthal sind es 13 Stunden. Ich wählte den lezten Weg wegen der Leinenmanufacturen.

Diese ganze Strecke ist eben: man hat fast nirgends Aussichten. Der Weg ist sehr schön, aber nicht mit Fruchtbäumen besetzt.

Hinter Aarburg geht es einen Hügel hinan. Nachher bleibt man in der Ebne, die Aar zur Rechten. Bei Rotheris, $\frac{1}{2}$ Stunde von Aarburg, dreht sich der Weg mehr links. Mor-

genthal ist ein großes Dorf an der Landstraße von Schafhausen und Aarau nach Bern. Mein Kutscher unterließ nicht, mir das schöne Wirthshaus zu rühmen, das zu einem bequemen Nachtlager für Reisende in Kutschen und Berlinen eingerichtet ist.

Von hier gieng ich links durch Rogwil nach St. Urban. Es ist nur eine Stunde bis dahin. Die hohe Gegend wird ringsum von Waldung und steigenden Bergrücken umgränzt; man hat daher keine Aussichten. Sonst ist der Weg angenehm. Nahe vor St. Urban fängt das Luzerner Gebiet an.

St. Urban ist ein reiches Zistercienser-Kloster. Die Mönche brachten ihre Kostbarkeiten, auch die der Kirche nach Luzern: dort wurden sie doch unter Siegel genommen. Das Haus, seit 1714 neu aufgebauet, ist ein prächtiges Gebäude. Die heiligen Väter wohnen nicht in engen Zellen; jeder hat ein sehr anständiges Zimmer. Aus den Zimmern sehen sie auf die

Alpen, wie von Bern aus. Für Fremde haben sie einen großen Speisesaal. Gewöhnlich kommen viele Fremde dahin. Außerdem haben die Mönche ihr eigenes Refectorium, wo sie allein essen, wenn sie nicht mit den Fremden speisen können. In einem anderen großen Saal, den man in einem Schloß den Rittersaal nennen würde, fand ich Pfeiler von Marmor. Dennoch waren Fensterrahmen und Paneel nicht gemahlt: ein Mangel, im Vergleich mit der Nordischen Sitte, der mir in vielen schönen Häusern in der Schweiz auffiel.

Nicht ohne Verwunderung trat ich nun in einen Billardsaal, und fand in diesem Saal Spuren des gestrigen L'hombre. Freilich bin ich so wenig mit den Sitten katholischer Geistlichen bekannt, daß ich nicht weiß, ob ich mich mit Recht über diese Weltlichkeit wunderte. Aber wenn sie mir auffiel, so denken Sie wohl, daß ich sie nicht tadelte. Im Gegentheil diese Theilnahme an unschuldigen Zerstreuungen gab

mir ein überaus günstiges Vorurtheil für die Bewohner des Klosters. Sie bewies mir die Abwesenheit aller Affectation in einem Grade, den ich selbst während der Revolution in einem noch bestehenden Kloster nicht erwartet hätte.

In diesem Saal hiengen die Bildnisse der Prälaten, vermuthlich seit der Wiederaufbauung. Einige unter ihnen haben ein sehr glückliches Gesicht. Besonders fiel mir eines auf, zur linken Seite beim Eingang. Es ist eines der offensten, und dabei der klügsten Gesichter, die ich je gesehen habe. Denken Sie doch daran, wenn Sie einmal wieder nach St. Urban kommen. Ich bin neugierig, zu wissen, ob Sie meinem Urtheil beipflichten.

Die Mönche haben eine Bibliothek und ein Museum. Jene schien mir unbedeutend; sie wird auch in neueren Zeiten nicht fortgesetzt. In dem Museum sind verschiedene gute Sachen, besonders Schweizer Mineralien. Ich wollte

doch, daß man die ausgezeichnetsten Stücke an einem Ort zusammen stellte. Für Naturgeschichte würde ich ein großes, gemeinschaftliches Nationalmuseum vorziehen. Hier gehört Reichthum und Mannigfaltigkeit wesentlich zur Vervollkommung des Studiums. Aber mit Kunstwerken scheint mir der Fall nicht derselbe zu seyn. Und historische Denkmäler vollends will ich durchaus nicht von ihrer Heimath getrennt wissen. Sie schlagen durch solche Beraubungen dem Patriotismus tiefe Wunden; und die Werke selbst machen dennoch nirgends den Eindruck.

Es sind jetzt 32 Patres und ein Superior in dem Kloster. Sie leben sehr gut; auch fand ich sie wohlgenährt. Mein Führer sagte mir, sie machten sich verschiedene Beschäftigungen. Er selbst mahlte Schmetterlinge sehr gut. Auch nahmen sie sich des Gartens an. Er zeugte von fleißiger, verständiger Bearbeitung. Die Orangerie insonderheit war treflich.

Ich begreife es recht gut, daß eine solche Retirade von der Welt in gewissen Jahren ihr angenehmes habe. Man kann sich nach Ruhe sehnen, kann eine gewisse Einsamkeit, ein sorgenloses Leben sich wünschen, wie das Kloster es darbietet. Aber freilich muß aller Zwang von einem solchen Ort entfernt seyn. Eine gemeinschaftliche Andacht, auch zu bestimmten Zeiten, gehört wohl in den Charakter der Anstalt: aber andere Religionsgebräuche müßten durchaus entfernt seyn. Ferner müßte man litterarische Hülfsmittel haben; man müßte Gesellschaft haben und meiden können, wie man wollte.

Im Anfang mögte es ein Anstoß seyn, daß nur wenige unter den Mönchen, die ich bis jetzt sah, die Bildung der feinen Welt haben; vielen fehlt es sogar ganz an wissenschaftlicher Kultur. Indeß wer der Welt entsagen will, es sey weil er ihrer überdrüßig ist oder weil er sich sammlen will, der bedarf minder dieser gebildeten Gesellschaft. Der einfachere

Ton, die gutmüthige Laune der Menschen, wie man sie gewöhnlich in Klöstern trift, wäre ihm vielleicht angenehmer. Auf die Länge erhält sich der ruhige, heitere Ton in einer Gesellschaft, die immer dieselbe bleibt, eben am besten in einer gemischten. Einige würde auch der feinere Mann schon finden, mit denen er genauer zusammenstimmte; ohne Zweifel mehrere, wenn die Klöster nach diesem Gesichtspunkt reformirt wären.

Sie erinnern sich, mein Freund, daß ich diese Ideen schon in Rastadt gegen Sie behauptete, als wir von den Folgen der Säcularisationen redeten. Ich wollte eine Anzahl katholischer Klöster beibehalten; nur sollte vor dem funfzigsten Jahre niemand als geistlicher Bruder oder Schwester eintreten, mit der Verpflichtung, nicht in die Welt zurückzukehren. Sogar in protestantischen Ländern wünschte ich einige dergleichen Klöster, wie unsere Fräulein-Klöster. Hier könnte man sogar die geistlichen Formen ganz vermeiden; von den klösterlichen Einrich-

tungen bliebe nur das Beisammenwohnen in großen, bequemen Gebäuden, und die gemeinschaftliche Haushaltung, um jeden der Sorge für eigenes Hauswesen zu überheben. So modificirt scheinen mir die Klöster eine wohlthätige Einrichtung, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß nicht auch ich am Abend meines Lebens noch in ein solches Kloster gehe.

Je mehr ich nun mit den guten Zisterziensern in St. Urban zufrieden war, desto lebhafter wurden auch wieder jene Erinnerungen. Noch nie hatte ich mit Mönchen mit solcher Innigkeit gesprochen. Ich fühlte für sie ganz die Härte des Schicksals, daß sie ihre ganze Lage verlieren sollten, daß man sie mit einemmal fremd in die Welt stoßen wollte. Zwar wußte man auch, daß dieß nicht ganz ihr Fall war. Sie leben gar nicht streng; sehen viele Fremde; reisen oft herum. Sie sind also wirklich der Welt nicht so fremd, als manche andere Ordensgeistliche. Auch kannte ich die billigen

Gesinnungen der helvetischen Regierung und der gesetzgebenden Räthe gegen die Ordensgeistlichen. Man will sie keinesweges gerade heraustreiben. Sie sollen nur keine Novizen aufnehmen, um so allmählig auszusterben. Man will vielleicht den jetzt residirenden erlauben, für ihre Lebenszeit in Klöstern zu bleiben, wenn sie nicht Gebrauch machen wollen von dem Anerbieten einer Summe Geldes, um sich anderswo niederzulassen. Zu dem Ende denkt man darauf, mehrere Klöster zusammenzuschmelzen, um denen einen gemeinschaftlichen Zufluchts-Ort zu sichern, die einmal nicht aus den Klostermauern gehen wollen. So hat man in der Schweiz die traurige Erfahrung in Frankreich genutzt. Jeder sagt sich selbst, wie viel Unglück hätte Frankreich seinen Söhnen erspart, wenn es der Stimme der Gerechtigkeit gefolgt wäre! Sie führt immer den Lohn mit sich, wie jede Abweichung von der Gerechtigkeit die unfehlbare Strafe.

Das alles wußte ich, und dennoch stand in St. Urban das ganze schreckliche Schicksal

der französischen Geistlichen mir vor Augen. Meines Führers gute, geduldige Physionomie schuf die Phantasie gleich um in eine Leidende. Sie können glauben, ob ich eilte, ihm die Hofnungen mitzutheilen, wozu mich meine Kenntniß der Stimmung in Aarau berechtigte. Und zu meiner Beruhigung fand ich diese Geistlichen, über alle Erwartung, auf ihr Schicksal gefaßt. Sie hoften, man würde ihnen eine Subsistenz lassen, ihnen vielleicht zum Theil einen anderen gemeinschaftlichen Aufenthalt anweisen. Dann würden sie sicher nicht das mindeste Hinderniß in den Weg legen. Sie wußten selbst, man könne ihr Kloster mit seinen weiten, prächtigen Gebäuden zu nützlicheren Zwecken gebrauchen, zu einem öffentlichen Institut oder dergleichen. Diese Ergebung rührte mich und erhöhete zugleich meine Hoffnungen. Ich trennte mich von meinem Führer mit doppelten Wünschen für seine Lage in der Zukunft, und mit der gewissen Erwartung, daß er auf seiner Seite alle Empfänglichkeit für eine veränderte Lage mitbringen würde.

St.

St. Urban liegt in einer hohen, ziemlich weiten Ebne, ringsum mit mäßigen Bergen umgeben. Auf der linken Seite stößt sie an den großen Wald, der bis nach Zofingen geht. Das Land ist fruchtbar; treffliche Wiesen, Kornfelder, Fruchtbäume. In weiter Entfernung sehen Sie Gruppen von Waldung. Durch die Ebne fließt ein lieblicher Bach. Er wird zugleich zur Wässerung der Wiesen gebraucht. Man hat nämlich das Wasser in kleinere Kanäle geleitet, wo ein Schub den Zug des Wassers versperrt, so, daß es über die Wiesen austreten muß.

Die Kirche ist nur mäßig groß, aber ganz hübsch. Ich stieg auf den Thurm, um der Aussicht desto besser zu genießen. Sie ist schön, aber nicht außerordentlich. Der Horizont ist nur um etwas weniges weiter, als von dem Kloster aus. Berge beschränken ihn vorwärts, zum Theil auch zur Linken. Nur von hinten, und zum Theil rechts geben die Eisberge in weiter Entfernung einen majestätischen Anblick.

Von St. Urban bis Langenthal hatte ich nur eine Stunde. Der Weg geht rechts herum, den Wald vorbei, durch eine fruchtbare Berg-Ebne. Nahe bei St. Urban sah ich einige kleine Streifen wahrer Heide. Dieser Anblick war mir in der Schweiz unerwartet. Er erinnerte mich an die ganz allgemeine Wahrnehmung, daß Bauernland um die Klöster nie so gut bearbeitet ist.

Langenthal ist ein schöner sehr großer Marktflecken, eine Stunde von Morgenthal. Er ist berühmt wegen der vorzüglichen Leinewand, die hier verfertigt wird, und wegen des großen Markts, den diese Fabrication veranlaßt.

Hier stieß ich zuerst auf durchziehende französische Soldaten. Sie kennen die Schweizer Bauern und Wirthe. Sie können sich vorstellen, wie allgemein man über diese Gäste klagt. Zwar giebt ihnen die französische Republik für Schweizer-Contributionen, Razionen von Brod und Fleisch: aber alles übrige müssen ihnen die

Wirthe geben, wenn sie Frieden haben wollen. Dazu kömmt der ungestüme Ton ihrer Forderungen: die Völlerei, deren sie sich nicht selten schuldig machen. Vergebens bemühen sich die Offiziere, diesen Unordnungen Einhalt zu thun; außer dem Dienst ist die Subordination nicht groß. Die Offiziere müssen mehr vorstellen und bitten, als sie befehlen dürfen.

Ich hätte von Langenthal über Burgdorf an der Emme nach Hindelbank gehen sollen, um in der Nähe von Burgdorf die Stahlfabrik zu Lochbach zu sehen. Dieser Weg schlägt in Hindelbank in die große Landstraße, bei dem Hause des Küsters. Er ist nichts weiter als der gewöhnliche: aber die Fuhrleute nehmen ihn ungern, weil er über Berge geht.

Mein Kutscher führte mich also gerade nach Buzberg, eine kleine Stunde von St. Urban. Hier war ich wieder auf der Landstraße, die ich bei Morgenthal verließ.

Von hier bis Bern sind noch acht Stunden; immer ebener Weg. Man hat nur alle Stunden steinerne Meilenzeiger, welche die Entfernung von Bern bezeichnen. Diese Bequemlichkeit für Reisende fand ich nur auf dieser Landstraße. Auch alle Wirthshäuser an der Landstraße sind sehr gut.

Die ganze Gegend ist sehr hoch. Fast bis Kilchberg hat man in der Ferne zur Rechten die Solothurner Gebirge, nachher zur Linken die Emmenthäler, und andere Berge des Oberlands. Wenn man Bern näher kömmt, sieht man auch hie und da die Eisberge durchschimmern. Der Weg führt durch das schöne Dorf Herzogenbuchsen eine Stunde von Buzberg, Senberg 1 $\frac{3}{4}$ Stunden, St. Nicolas 2 $\frac{1}{4}$ Stunden, und Kilchberg 4 Stunden. In Kilchberg kömmt man über die Emme, die sich hier lieblich im Thal schlängelt.

In Hindelbank sah ich, wie Sie erwarten, das schöne Monument. Es macht einen über-

aus starken Eindruck. Der Pfarrer, der es
fetzte, starb vier Jahre nachher an einem an-
dern Ort. Das Monument ist aus Sandstein
sehr schön gearbeitet, die Figur, die sich von
der Hälfte zeigt, ein Bruch, der von beiden
Seiten aufliegt. Auf der Nase ist ein kleiner
Flecken. Er entstand daher, daß ein Fremder,
der es besah, seinen Stock darauf fallen
ließ.

In der Kirche ist auch ein Monument des
alten Erlach. Er war der Vater des jetzt er-
schossenen Generals. Mit diesem stirbt die Fa-
milie ab. Also kömmt nun auch das alte
Schloß Erlach in andere Hände. Man sieht
es hinter Hindelbank links liegen, im Walde,
an einen Bergrücken gelehnt. Es ist in diesen
lezten Zeiten spolirt. Wahrscheinlich war des
Besitzers Nahme ein Verbrechen.

Hinter Hindelbank geht es allmählig Berg
ab. Anderthalb Stunden von Bern, wo die
Straße in die von Freiberg und Solothurn fällt,
kömmt man in das Grauholz.

Der Weg geht wieder Berg ab. Ich kam in einen schönen Tannenwald. Hier ist das Schlachtfeld, wo zulezt für Berns Unabhängigkeit, das ist für die Selbstständigkeit der Schweiz, gekämpft ward.

Auch hier kämpften die Schweizer mit Heldenmuth. Die Franzosen wären vielleicht zurückgeschlagen, wie bei Sensebrigg, hätten die Franzosen nicht Mittel gefunden, den Wald zu tourniren. So kamen sie dem Corps, das von Freibrunn her den Weg nach Solothurn behaupten sollte, in den Rücken mit ihrer Cavalerie. Nun wurden die Schweizer überwältigt, und nach und nach auf Bern zurückgedrängt. Man schloß die Capitulation, als von dieser Seite alle Hofnung verloren war. Auf den anderen Seiten gegen Güminen und Freiburg zu waren die Schweizer Sieger. Mit Erstaunen erhielten sie den Befehl, die Waffen niederzulegen, da sie erwarteten, ihre Brüder auch im Grauholz siegen zu sehen.

Ich stieg in dem Tannenwalde ab. Mein Führer bezeichnete mir die Stellungen im Gefecht, so gut er konnte. Mich dünkt, aus der Beschaffenheit der Gegend ließ sich abnehmen, diese Schweizer hätten unter Moreau's Befehl die Franzosen sicher zurückgeschlagen. Und an einem auf allen Punkten mißlungenen Angrif hieng selbst damals noch sehr viel.

Wir kamen zu den Gräbern der Schweizer. Dieß war eine Stelle, wo sie sich links hinter Verschlägen gestellt hatten. Die Infanterie der Franzosen ward zurückgetrieben; für die Cavallerie war der Wald hier zu dicht. Da kamen sie den Schweizern um den Wald herum im Rücken. Was hier stand, ward niedergemacht. Nur wenige entkamen durch den Wald.

Hier lagen nun die Leichname an beiden Seiten des Weges. Frisch aufgeworfene Hügel bedeckten sie. Die Erde war wieder abgestochen, um den Geruch zu verhindern.

Wie unwillkührlich blieb ich vor den Erdhaufen stehen. Meine Thränen flossen dem Andenken der tapfern Männer, deren Gebeine hier ruheten. Ich gestehe Ihnen, es waren nicht bloß Thränen des Bedauerns. Sie gehörten auch dem Unmuth über den siegreichen Erfolg einer ungerechten Sache. Von meiner zarten Kindheit an aller Gewaltthätigkeit Feind, konnte ich nie Unterdrückung tragen. In der Geschichte war immer der Leidende mein Held; nie huldigte ich dem Sieger, wenn ich ihn nicht für den gerechten Krieger hielt. Mit welcher Empfindung mußte ich denn nicht jetzt das Schicksal des ungleichen Kampfs zwischen den Schweizern und Franzosen verfolgen?

Mein Führer zeigte mir ein Grab, das verwelkte Tannenreiser halb überdeckten. „Hier liegt," sagte er schluchzend, „ein Vater, der für seine unmündigen „Knaben focht. Er wollte ihnen die Frei„heit hinterlassen, die er von den Vätern

„geerbt hatte. Von fünf Wunden durch„bohrt fiel er zu Boden. Ein französischer „Reuter bot ihm Pardon an. Er sammelte „seine lezten Kräfte, um noch einen Freiheits„schänder in das Grab mitzunehmen. Seine „Kräfte versagten. Ein Säbelhieb des Reiters „endigte sein Leben. Lieber Herr! hätten alle „Schweizer gefochten, wie der — so wären jetzt „keine Franzosen in Bern!“

Ich weinte heftig, lieber Bonstetten! Es stand so lebhaft vor mir das Bild des widrigen Schicksals der Schweizer! Entschlossenheit und Klugheit konnten es abwenden, wenn sie zur rechten Zeit die Tapferkeit des Volks gebraucht hätten.

Was sichert andere Staaten vor solchen oder ähnlichen Freiheitsaposteln — der Gedanke durchströmte jetzt meine Seele!

Schnell grif ich nach einem von den Tannenreisern. Ich hob es auf als Reliquie, um es einst meinem Sohn zu geben. Ich will ihm

sagen, wo ich es aufhob, was ich dabei empfand. Vom Knabenalter an will ich ihn dazu erziehen, daß auch seine Gebeine das Tannenreis bedecke, wenn er nicht seines Vaterlandes-Freiheit retten kann.

LI.

Bern den 4. Jun. 1798.

Nirgends habe ich in der Schweiz so viel Niedergeschlagenheit gefunden als in Bern. Die Miene der Trauer, der Gebeugtheit, der Verzagtheit, die Sie auf allen Gesichtern so deutlich abgedruckt finden, zerreißt Ihnen das Herz. Immer sagt man, wenn Sie nach etwas fragen, mit gesenktem Blick und tiefem Seufzer: sonst war es so, wie es nun werden wird, weiß man nicht. Des Gegenwärtigen erwähnen sie lieber gar nicht.

Man schreibt diese Stimmung zum Theil in der Schweiz selbst dem ehemaligen Stolz der Berner zu. Sie waren wirklich, mehr oder weniger, ein Gegenstand des Neides der übrigen Cantone. Auch kann es seyn, daß sie die Vorzüge ihres engeren Vaterlandes vor-

züglich lebhaft fühlten. Daß aber etwas Beleidigendes darin lag für andere Schweizer, glaube ich nicht. Die Berner überhoben sich nicht über ihre Mitbrüder in anderen Cantonen: sie freueten sich nur ihres Berns.

Ohne Widerrede war die ehemalige Regierung sehr gut. Sie hatte ganz jene väterliche Sorgfalt für das Beste des Landes, die einer republikanischen Regierung in einem Staat von mäßigem Umfang eigen seyn kann. Alle Zweige, die in die Oekonomie schlagen, waren vortreflich verwaltet. Die Rechtspflege war im Ganzen tadelfrei. Niemand warf der Regierung jemals Erpressungen oder Ungerechtigkeiten vor. Ueberhaupt genommen war der Geist mehr milde und sanft als strenge. Selbst die Art, wie sich die Regierung gegen frevelhafte Ruhestörer benahm, beweiset das unwiderleglich. Ueberlegung und weise Bedachtsamkeit herrschte in ihrem ganzen Verfahren. Sie rückte fort, mehr als irgend eine andere in der Schweiz, mit dem Geist der Zeiten: aber ihre Schritte waren

langsam, um desto mehr Festigkeit zu erlangen.
Erinnern Sie sich nur der Einleitung, die sie wenig Jahre vor ihrer Auflösung zur Verbesserung der Proceßordnung traf. Sie ahmte das Beispiel der preußischen Gesetzcommission nach. Es ward ein Preis ausgesetzt auf die beste Schrift in Beziehung auf die geltende Berner Gerichtsordnung. Diese Schriften sollten von einheimischen Geschäftsmännern sorgfältig geprüft und dann bei einem neuen Gesetzes-Entwurf zum Grunde gelegt werden. Auf eine ähnliche Weise bereitete sie die Verbesserung des Criminalverfahrens vor, das hier, wie in den meisten Ländern, noch so sehr mangelhaft war. Dabei bewies sie stets die rühmlichste Schonung der Rechte jedes Einzelnen. Jedermann ward in dem Besitz seiner Güter und Vorzüge gesetzmäßig geschützt. Niemand litt irgend eine Beeinträchtigung seiner Freiheit. Man hat der Regierung vielfältig Schuld gegeben, sie habe keinen liberalen Sinn bewiesen, Aber ich weiß nicht, wodurch man diese Gesinnung sicherer an den Tag legen

kann, als durch Entfernung aller Ursachen über Eingriffe in Freiheit und Eigenthum zu klagen.

Man braucht auch nur einen flüchtigen Blick auf den Zustand des Landes zu werfen, um sich davon zu überzeugen. Die Felder sind in dem blühendsten Zustande. Der Landmann ist unstreitig der wohlhabendste im Vergleich mit allen andern Cantonen. Freilich trägt auch der Boden dazu bei: aber wie könnte er der Früchte seiner Arbeit in vollem Maaß genießen, wenn die Regierung ihn nicht schätzte, ihn nicht in seinem Fleiß durch zweckmäßige allgemeine Veranstaltungen mittelbar ermunterte.

Landmann und Städter bezahlten fast keine Abgaben. Auch die Berner Regierung bestritt ihre verhältnißmäßig ansehnlichen Ausgaben durch gewisse, von Alters her angewiesene Einkünfte, vorzüglich aus den Domainen. Von diesen hat sie bei der treflichsten Verwaltung durch Ersparungen den beträchtlichen

Schatz aufgespart, der den Franzosen die nächste Anreizung gab, Bern zu revolutioniren. Alle Besoldungen und Ausgaben für die Verwaltung waren höchst unbeträchtlich: bei allen Ausgaben ward die vernünftigste Sparsamkeit und Sorgfalt angewandt. Den Bedrängten kam sie gleichwohl in allen dringenden Fällen zu Hülfe; insonderheit gab sie ansehnliche Summen aus dem Schatz, so oft Kornmangel oder große Theurung war. Wie lächerlich ist es daher, zu sagen, die Regierung habe den Schatz besessen, nicht der Staat. Es war unmöglich, daß die Regierung sich je das geringste daraus zuwenden konnte; auch hat man nie einem Mitgliede den entferntesten Vorwurf der Art gemacht. Nur dem französischen Directorium war es vorbehalten, auch diese Armseligkeit vorzuschützen, um ein Verfahren bei dem Unachtsamen zu beschönigen, was jeder verständige gleich in seiner ganzen Niederträchtigkeit übersieht.

Alle öffentliche Anstalten waren vortreflich; größtentheils musterhaft. Landstraßen, Brük-

ken, Kanäle, öffentliche Gebäude wurden in dem vollkommensten Zustande erhalten. Allenthalben benutzte man die Verbesserungen, welche die größere Kultur in anderen Ländern einführte. Keine Regierung kann mehr für gemeinschaftliche Vergnügungen sorgen, als die Berner. Bern vorzüglich, aber auch alle andere Städte, tragen häufige Spuren der Sorgfalt für Spaziergänge, für andere Anstalten zu Verschönerungen, die von dem ächten menschenfreundlichen Sinn der Regierung zeugen. Mag es seyn, daß die Amtmänner, die selbst an der Regierung Theil nahmen, vorzüglich diese Veranstaltungen in den Oertern ihres Aufenthalts bewirkten. Sie waren ja nicht in ihren Gärten, in ihren Privatbesitzungen: sie dienten zum Genuß alles und jeden, ohne einigen Unterschied des Standes. Nicht minder sorgsam war die Regierung für alle Anstalten der Mildthätigkeit und Pflege der Hülfsbedürftigen. Die Spitäler sind gewiß in keinem Lande besser eingerichtet und sorgfältiger verwaltet. Kein Armer war im ganzen Lan-

de: jeder Nothleidende fand Unterstützung, ehe er verarmte. Für Bürger, die nicht sonderlich vermögend waren, und sich dem Alter näherten, gab es eine eigene Gelegenheit zur Unterstützung. Sie fanden für eine sehr mäßige Summe ihre Versorgung in dem Hospital, dessen große Mittel diese Erleichterung möglich machten.

So wenig der Landmann gedrückt oder gering geschätzt war, so wenig kann man das von den Städtern behaupten. Es ist möglich, daß einige übermüthige Bürger aus der so genannten ersten Klasse den mittleren Bürger in den Städten etwas über die Schulter ansahen. Freilich setzt es schon einen hohen Grad von Wohlstand und Selbstgefühl voraus, wenn dieser Uebelstand als Klage angebracht wird, und man dürfte wohl kein Land finden, wo unter diesen Umständen nicht Grund zu gleichen Beschwerden wäre. Indeß will ich am wenigsten einen solchen gnädigen Uebermuth rechtfertigen. Ich will zugeben, daß nur Fehler

der Organisation der Regierung ihn möglich machten, und ich würde, als Schweizer Bürger, mit jedem Handwerker, die Abstellung in so weit verlangt haben, als der Gesetzgeber mittelbar oder unmittelbar auf verbindliche Reden, Grüße oder Kopfnicken wirken kann. Aber um gerecht zu seyn, würde ich mir doch auch gesagt haben, daß das die einzige Klage wäre, wozu ich Anlaß fände; daß der vornehmthuende Bürger, bei allem Dünkel, dem kleineren kein Unrecht thun konnte, daß dieser in seinem Hause alle die Rechte übte als jener, mit ihm vor Gericht eine völlig gleiche Behandlung genoß.

Doch ich vergesse, daß man auch über die Strenge mancher Amtmänner oder Landvögte geklagt, einige einer unerträglichen Härte beschuldigt hat. Ueber den Grund dieser Vorwürfe zu urtheilen getraue ich mir nicht, ohne genau von den einzelnen Thatsachen unterrichtet zu seyn. Indeß scheint es nicht glaublich, daß solche Mißbräuche häufig vorfielen. Sie lau-

fen dem ganzen Geist der Regierung zu sehr zuwider, streiten mit dem Ton, der im Ganzen zwischen den Schweizern herrscht. Auch kann man ziemlich gewiß seyn, daß, wenn während der Revolution auffallende Vorfälle der Art an das Licht gezogen wären, man ihrer viele finden könnte. Und wenn ich damit nicht läugnen will, daß nicht einige solcher Klagen gegründet seyn mögen, so darf ich doch wohl zur Entschuldigung der Berner Regierung anführen, daß es Unzuträglichkeiten giebt, die keine menschliche Weisheit ganz vermeiden kann. Viel war im Canton Bern auf einen solchen Fall schon dadurch vorgebauet, daß die Amtmannschaften immer nur gewisse Jahre dauerten. Nach deren Ablauf konnte man dafür sorgen, dem Distrikt, welcher auch nur leise Beschwerden erhoben hatte, einen vollkommen sicheren Beamten vorzusetzen.

Was Sie über den verschrieenen Aristokratismus der Berner gehört haben, geht eigentlich das allgemeine Wohl nur wenig an. Es

war Aristokratismus der Mienung nicht der Gewalt; gleich dem Adelstolz, den der gestrenge Junker auf seinem Rittersitz ungestört unter seinen Bedienten übt, und den der Gewürzkrämer im nächsten Flecken ungestraft belacht, wenn der Junker in seine Bude tritt.

Die erste Klasse der Bürger von Bern bestand nämlich aus dem weitern und engern Ausschuß. Der lezte begrif die eigentlich regierenden Familien. Unter diesen gab es einige, deren Antheil an der Regierung seit zwei, drei, wohl gar vierhundert Jahren erblich war. Einige dieser Familien zeichnete freilich ein unbändiger Stolz aus. Ich habe selbst auf dem Wege nach Bern ein paar Knaben aus einer solchen Familie gesehen, deren Unverschämtheit mir auffiel. Als ich mich nach ihrem Nahmen erkundigte, sagte man mir, diese Unart wäre seit hundert Jahren schon in der Familie erblich. Sie schiene zuzunehmen mit ihrem Vermögen; keine Unfälle, keine Züchtigung könne sie ausrotten. Aber was würden Sie, mein stren-

ger Freund, sagen, wenn ich aus einem einzelnen Falle allgemeine Urtheile entnehmen wollte? Gleichwohl gieng es so mit dem Geschrei über den Berner Aristokratismus. Hochmuth, Grobheit, mißverstandene Gnade dieses oder jenen Patriziers, und seiner kleinstädtischen Ehehälfte, haben Reisende verleitet, die zahlreiche Klasse zu schmähen, welche nach der Verfassung an der Regierung Theil nimmt. Und gesetzt der Vorwurf träfe sie wirklich alle in gleichem Grade; deswegen ist dieser Aristokratismus noch weit entfernt von dem Unwesen, das ich Nobilokratie nenne. Durch dieses übt jemand vermöge seiner Geburt Rechte aus, welche seine Mitbürger unbillig kränken. In dem Fall waren die Berner Aristokraten nicht. Ihr einziges bürgerliches Vorrecht war Regierungsfähigkeit. Das Recht hatten sie nicht allein; sie theilten es mit einer Anzahl bürgerlicher Familien, die immer in den Senat kamen. Diese waren zahlreicher als jene. Um so weniger konnten die alt adlichen Patrizier ihren Dünkel auf Kosten ihrer Mitbürger geltend machen.

Auch bezeugt Ihnen jetzt jeder Unpartheyische, daß in diesem ehemals so glücklichen Lande eine fast allgemeine Zufriedenheit herrschte. Die Einwohner in keinem Canton der Schweiz waren so froh und heiter als die Berner. Jedermann hatte eine ihm angemessene Aisance ohne Ueberfluß. Selbst bei den Reichen war dieß der Fall. Nach dem, was ich in Bern gesehen habe, kann ich mir keinen Begrif von der Ueppigkeit machen, die man den großen Bernern zuzuschreiben pflegt. Ich begreife, daß der Druck viele bewegen mag, sich einzuschränken, ihre Reichthümer zu verstecken, ihren reichlicheren Genuß des Lebens den Augen räuberischer Spione zu entziehen. Aber man ändert doch nicht in wenig Tagen die ganze Einrichtung des Hauses, das Ameublement, so viele andere Dinge zum täglichen Gebrauch. Und das alles entspricht nicht in Bern einem gewissen Grad des Luxus. Ich schließe daraus, daß selbst unter den ersten Familien in Bern mehr Wohlhabenheit als Reichthum war. Diese Vertheilung der Güter ist ein neuer Beweis

einer sehr allgemeinen Verbreitung des Wohlstandes, der zu dem angenehmen Genuß des Lebens der mittleren, und bei weitem zahlreichsten Klasse des Volks erfordert wird. Auch in dieser Rücksicht hat die ehemalige Regierung wohl nicht so Unrecht zu sagen, das Land wäre nur gar zu glücklich gewesen.

Selbst die französischen Offiziere lassen ihr, so viel ich weiß, volle Gerechtigkeit widerfahren. Ich habe selbst darüber eine Erfahrung gemacht, die Sie mit Vergnügen lesen werden.

In einer Gesellschaft französischer Offiziere in der Krone — so heißt der Gasthof, wo ich logiere — ward gestern von dem kurzen Kriege gegen Bern geredet. Die Offiziere sprachen mit vieler Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe. Sie rühmten die Tapferkeit und die Geschicklichkeit der Schweizer Soldaten. Wären sie gut angeführt, so hätten sie ihnen genug zu schaffen gemacht. Zugleich beklagten sie ihre Verblendung.

Ich glaubte, dieß bezöge sich zum Theil auf die Meinung von der ehemaligen aristokratischen Bedrückung dieses Landes. Das Mitleiden mit dem Schicksal der Berner war bei mir in eine etwas mißmüthige Stimmung übergegangen. Der vermeinte Vorwurf verdroß mich daher. In einem unwillkührlichen Ausbruch meiner Empfindung widerlegte ich ihn mit Lebhaftigkeit.

„Aber, ich bitte Sie um Gotteswillen, „Bürger, können Sie denn noch glauben, daß „dieß Land gedrückt war? Sie haben nun einen großen Theil davon gesehen. Sie wissen „aus eigener Erfahrung, in welchem Zustande „die Wege sind, die Brücken, die Kanäle, alle öffentliche Gebäude: wie blühend die Felder sind, wie wohlhabend der Landmann; „wie nahrhaft die Städte. Sie wissen, wie „die Regierung für Arme sorgte, wie vorsichtig „sie Korn- und Salzmagazine anfüllte, wie sie „für Verschönerung der Städte, der großen „Plätze, der Spaziergänge sorgte, die uns noch

„heute so vergnügt haben. Sie kennen ja „auch die Stimmung des Volks; Sie haben „selbst erfahren, daß im Ganzen alle zufrieden, „alle ihrer Regierung treu ergeben waren. Wie „ist es denn möglich, auf den Einfall zu kom„men, daß verfluchte Aristokraten dieß Land „gedrückt hätten? In Wahrheit, wenn der „Druck so —

„Eh mon Dieu! — fiel mir ein gesetzter Offizier ins Wort — il n'en est pas question. Voilà iustement ce qui nous désole, qu'après six ans d'une guerre iuste et honnête nous aÿons dû nous preter à cette infamie! Ces coquins —

Er brach nun in Schmähungen über das Directorium aus, worin ihm seine Waffen-Brüder einhellig beistimmten. Sie gestanden mir selbst, alles, was man von dem Misvergnügen des Landmanns im Canton Bern gesagt habe, wäre Lüge. Die Petitionen und Addressen der Gemeinen seyen das Machwerk

einiger unruhigen Glücksritter, denen man funfzig Fuchtel zuzählen müsse. Zum Theil wären die Unterschriften aus der Luft gegriffen, theils hätten sie in den Wirthshäusern eine Anzahl von der Canaille, die es in allen Ländern gebe, im Trunk oder durch Geld vermogt, ihre Nahmen unter ein Papier zu setzen, dessen Inhalt sie nach eigenem Gefallen angaben.

So war es wirklich, mein Freund. So muß einst die unpartheyische Geschichte unseren Nachkommen die Schande der Schweizer Revolutionaire aufdecken.

Hauptsächlich hatte der Schwindel seinen Sitz in den Städten des Pays de Vaud. Diese Städte waren unter dem Schutz der Berner Regierung, durch reiche Production, durch vortheilhaften Absatz in den lezteren Jahren, zu einem größeren Wohlstand gelangt. Die reichen Bürger fiengen an, sich mehr zu fühlen. In ihrer Brust regte sich stärker das natürliche Verlangen zu herrschen. Es verdroß

sie, keinen Theil an der Regierung zu haben. Sie glaubten sich dazu auf alle Weise berechtigt, durch ihre Kenntnisse, ihre Ausbildung, ihre Reichthümer. Gleichwohl wußten sie, die Berner Regierung würde ihr Verlangen kurz abweisen. Ihre Privilegien wurden ihnen gehalten; sie genossen aller bürgerlichen Rechte in dem vollkommensten Umfange; die Regierung versäumte keine Veranstaltung zum Besten des Landes. Mehr konnten sie nicht fordern. Die Regierung mit ihnen zu theilen, dazu waren die Berner nicht verpflichtet. Es ließ sich nicht erwarten, daß sie über ihre Pflicht hinausgehen würden.

In dieser Stellung griffen sie zu dem unseligen Mittel, ihren Privilegien eine Ausdehnung zu geben, die sie nicht hatten. Die Herzoge von Savoyen übernahmen ehemals die Gewährsleistung des Vertrags, der das Pays de Vaud mit dem Canton Bern verband. Diese Guarantie wollten sie, durch die Eroberung Savoyens, an Frankreich überrragen

wissen. Die französischen Machthaber wünschten nichts mehr als eine Gelegenheit, sich in die Schweizer Angelegenheiten zu mischen, als Helfer einer unterdrückten Parthei. Zwar erlaubten die Umstände noch keine sehr thätige Verwendung für die sogenannten Patrioten des Pays de Vaud, als diese zuerst ihre Ansprüche durch Gewalt ausführen wollten. Die Berner Regierung brachte die Aufrührer zum Gehorsam, ohne daß die französische Regierung sich ihrer angenommen hätte. Aber als diese ihre Unternehmungen erneuerten, fanden sie kräftigen Schutz. La Harpe, ehemals ein Advokat, den die Berner Regierung persönlich beleidigt hatte, schrieb Deductionen für sie. Vielleicht glaubte er selbst nicht an die Wahrheit seiner Behauptungen; aber es kam auch nur auf einen Vorwand an in den Augen des französischen Volks. Als das Directorium diesen gefunden hatte in jenen Deductionen, und in erneuerten Petitionen des Pays de Vaud, gab es am 28. Decemb. 1796 das sonderbare Dekret, welches die Mitglieder der Regierung

von Bern und Freiburg persönlich verantwortlich machte für Leben, Freiheit und Eigenthum der Bittenden. Dieß Dekret war das Signal zum Kriege, das eigentliche Todesurtheil der Schweiz.

Verständige Männer haben mich versichert, die Berner Regierung hätte diesem Schritt zuvorkommen können. Sie würde alle Gemüther gewonnen haben durch einige Nachgiebigkeit bei dem Anfang der Unruhen. Der Sitz der Unzufriedenheit war nur unter den bemittelten Bürgern der Städte. Von dort aus verbreitete sich in der Folge der Geist des Aufruhrs in die wenigen Land-Gemeinen, die an dem Verbrechen Theil nahmen. Auch die Anzahl der Schreier war sehr gering. Die Regierung konnte leicht die gefährlichsten von diesen auf ihre Seite bringen. Dann mußte sie eine Anzahl Familien aus den Städten in den Rath aufnehmen. Dadurch wären alle Quellen des Mißvergnügens verstopft. Das Pays de Vaud hätte sich enger als je an Bern

geknüpft. Höchst wahrscheinlich wäre dann kein Anlaß für die französische Regierung entstanden die Schweiz zu revolutioniren. Denn es ist gewiß, daß sie sich mit einigen Geldleistungen begnügt hätte, ohne die trefliche Perspection zu fortgesetzten Plünderungen, welche die inneren Unruhen ihr darboten.

Ich gestehe Ihnen, mein Freund, ich hätte zu diesem Ausweg gerathen. In einem schon ohnehin so zahlreichen Collegium konnte man unbedenklich mehrere Mitglieder aufnehmen. Diese Veränderung der Verfassung lag ohnehin in dem Zustande des Landes. Der Berner Rath hatte seine Verfassung erhalten zu einer Zeit, wo in den anderen Städten keine Ansprüche an Theilnahme statt fanden. Seitdem erst waren sie zu einem Wohlstand gelangt, der ihre Notabeln in der That eben so gut rathfähig machte als die Berner. Die Natur der Sache schien ihre Ansprüche zu begünstigen. Sie mogten wohl verlangen, mit zu Rath gezogen zu werden, da das Interesse

dieses Landes einen so beträchtlichen Zweig des gemeinschaftlichen Interesse ausmachte. Man sagt, Veränderungen in republikanischen Verfassungen seyen stets gefährlich. Sie sind es, wenn die Veränderung das Wesen der Verfassung trift; nicht wenn sie nur zufällige Bestimmungen angeht, die dem Geist immer auf gleiche Weise entsprechen.

Aber die Berner Regierung war solchen Vorstellungen unzugänglich. Das Bewußtseyn ihrer guten Absichten, ihrer sorgfältigen Verwaltung rechtfertigte sie in ihrer eigenen Meinung; das Zutrauen auf ihre Kraft beruhigte sie über jede mögliche Besorgniß. Sie hielt sich mit Recht befugt, die Aufrührer zu strafen, und sie zweifelte keinen Augenblick an dem Erfolg. So entfernte sie jeden Gedanken an Nachgiebigkeit zu der Zeit, wo sie rathsam gewesen wäre.

Dennoch zeigte sie nicht hinlänglichen Ernst, als der Augenblick des Nachgebens verstrichen

war. Sie ließ den Aufwieglern Zeit sich Anhänger zu verschaffen. Unbegreiflich sorglos bei der Nachricht von den ersten Schritten zur Verwendung der französischen Regierung, nährte sie selbst durch unschlüssiges Zögern das verschlossene Feuer im Innern des Landes. Noch damals hätte sie alle Vorbereitungen zum Aufruhr mit leichter Mühe unterdrücken können, ohne empörende Strenge. Sie durfte nur den Uebelgesinnten zeigen, daß sie Gewalt brauchen könnte in jedem Augenblick, wo sie es wollte. Alle Mittel waren in ihren Händen; der Zeitpunkt war noch günstig. Aber sie begnügte sich mit Abmahnungen, mit Drohungen, wo sie handeln mußte. Wäre eine angemessene Zahl Truppen in das Pays de Vaud vertheilt, hätte man die ersten Zusammenrottungen aus einander getrieben, die Rädelsführer verhaftet — so hätten diese nicht den nöthigen Spielraum gehabt, eine Parthei zu bilden, auf deren Beihülfe die französische Regierung bauen konnte. Durch solche Ver-

bindungen bezwang sie die österreichischen Niederlande, die Republik der vereinigten Niederlande. Obgleich hinlänglich gewarnt, traf dennoch dasselbe Schicksal die Schweiz.

Selbst dann, als das französische Directorium offenbare Feindseligkeiten übte, ließ die Berner Regierung, nach so vielen vorhergegangenen Fehlern, den Augenblick verstreichen, wo eine zeitige Gegenwehr den Angriff sicher zurückschlagen, vielleicht künftige vereiteln konnte. Das stete unglückliche Schwanken zwischen Vertheidigung und Ergebung in den Willen des Directoriums dauerte bis zu dem Augenblick, wo Brüne die Gesandten, die er zu einer lezten Unterhandlung berufen hatte, aufhielt, damit sie nicht den Truppen veränderte Befehle überbringen konnten. Dadurch verlor man beides die Mittel der Gegenwehr, und die spärlichen Früchte des Nachgebens.

Alle kriegerische Anstalten waren sehr mangelhaft. An der Spitze der Armee stand

ein braver Soldat, aber kein General, der hinlängliches Gewicht hatte. Für die Operationen war kein fester, vollkommen in allen Theilen verbundener Plan gelegt. Dem General ließ die Regierung nie die nöthige Gewalt, seine Maasregeln auf der Stelle zu nehmen. Die gute Stimmung der Truppen ward auf eine unverzeihliche Weise erstickt. Diese Soldaten, meistens Landleute, brannten vor Begierde zu schlagen, als sie in das Feld rückten. Sie waren ihren Offizieren, dem Vaterlande, ihrer Verfassung mit unverbrüchlicher Treue ergeben. Das Andenken der Thaten der Vorväter stand ihnen lebhaft vor Augen. Aber sie wollten schnell schlagen, um dann die Felder zu bestellen, die ihr Arm geschützt hatte. Unbekannt mit der Furcht, wie mit den Ursachen der Zögerung, wurden sie unwillig, daß man sie unthätig unter den Waffen stehen ließ. In dieser Stimmung fanden die verrätherischen Zettel Eingang, die Franzosen und Schweizer ausstreueten. So ent-

stand der Gedanke an die Möglichkeit eines Verraths von ihren Offizieren; so löste sich allmählig die Disciplin auf, ohne welche auch die geübtesten Soldaten fruchtlos kämpfen. Man hat mich noch hier versichert, daß die Franzosen hauptsächlich diesen unglücklichen Umständen den Erfolg ihres lezten Angrifs verdanken, wie ungleich auch die Streitkräfte waren, wie sehr sie alle Vortheile auf ihrer Seite hatten. Sogar bis über die Ammunition waltete ein widriges Verhängniß. Sonst waren die Anstalten der Berner auch hierin musterhaft. Jetzt fanden sich viele Patronen mit Sand geladen. Ein Lieferant soll die Regierung betrogen haben; strafbare Unachtsamkeit erhielt ihm die Lieferung, obgleich er schon einmal auf der That ertappt war.

Zum Theil mögen diese Gebrechen Folge seyn der Erschlaffung während eines langen Friedens. Es ist so leicht, im Schoos der Ruhe künftiger Gefahren zu vergeß-

sen. Eine weise Regierung hat so viele Gegenstände ihrer Sorgfalt, die ihr näher liegen, die sich auffallender lohnen, als die Vorbereitungen zum Kriege. Auch schien die Schweiz durch manche Umstände mehr als irgend ein Land gesichert vor auswärtigem Angrif. Darum beruhigte man sich desto eher bei den Anstalten, die der Väter Vorsicht hinlänglich fand. Die Gefahr war so weit aus den Augen gerückt, daß man es verabsäumte, zeitig auf Einrichtungen zu denken, die durch die veränderte Militairverfassung von ganz Europa zur Sicherheit nothwendig wurden. Man rechnete auf erfahrne Offiziers, auf geübte Soldaten, die aus fremden Diensten in ihre Heimath zurück kehrten. Dachte man ja an die Möglichkeit eines Kriegs, so glaubte man an ihnen hinreichende Hülfe zu finden, in der Zeit der Noth zu ersetzen, was etwa mangeln mögte. Wohl möglich auch, daß der Geist der Sparsamkeit aller Schweizer Regierungen sie abhielt, beträchtliche Aus-

gaben zu beschließen, die wahrscheinlich verdächtig seyn würden. So vernachlässigte die Berner Regierung ihr unmittelbares Interesse in dem gefährlichen Zeitpunkt, als die Franzosen das Bisthum Basel besetzten. Sie verabsäumte die nun nöthige Sicherstellung ihrer Gränzen durch Befestigung der hinterliegenden Päße, die den Franzosen das Vordringen fast unmöglich machen konnten.

Indeß wie viel Gewicht wir auch dieser Vernachlässigung einräumen, so liegt doch immer der Hauptgrund der verkehrten Maasregeln in der Organisation der Regierung. Ich werde immer mehr in meiner Meinung bestärkt, daß eine gute Regierung unmöglich aus einem zahlreichen Personal bestehen kann. Die Einheit der Beschlüsse, die Festigkeit und Schnelligkeit der Ausführung läßt sich nicht erwarten, wenn eine beträchtliche Zahl von Personen dazu mitwirken soll. Angenommen auch, jeder einzelne hätte die redlichsten Absichten,

hätte Kenntnisse, Talente genug, um seinen Collegen nicht im Wege zu stehen, so ist doch nach der Natur einer zahlreichen Versammlung jene Uebereinstimmung nicht möglich, ohne welche die Regierung nie weislich und mit Nachdruck handeln kann. In einer so organisirten Regierung müssen immer Partheien seyn. Mögen sie immerhin alle es gut meinen; sie hindern gleichwohl jede Maasregel, welche nicht einstimmig beschlossen wird. Und wie selten ist dieß der Fall, wenn irgend schwierige Fälle eintreten? Die Geschichte des Falls von Bern giebt davon einen neuen Beweis. Umgekehrt können wir eine ähnliche Erfahrung ziehen aus dem Erfolg der französischen Regierung während der Zeit des Convents. Sie war immer nur in den Händen weniger Personen, unbeschadet der angeblichen Souverainetät der Nationalrepräsentanten in Masse. Hingegen der Berner Rath war nur zusammen genommen Regent. Waren nicht alle einig in ihren Beschlüssen, so hielt die eine Parthei

immer die andere zurück, in der schwierigen Lage, worein die Forderungen der Franzosen den Staat setzten. Die furchtsamen und nachgiebigen getraueten sich nicht auf unbedingte Unterwerfung zu bestehen, weil die Gefahr noch nicht unabwendlich schien, weil sie den Willen des Volks, die Ehre der Nation gegen sich hatten. Aber die standhafte und entschlossene Parthie wagte es auch nicht bei jener Widerstande, die Verantwortlichkeit ganz auf sich zu nehmen, wenn der Erfolg unglücklich seyn sollte, den vielleicht eine Unterhandlung abgewandt hätte. Die letztere hinderte die Nachgiebigkeit, welche wahrscheinlich dem Anfang der Unruhen vorgebeugt hätte; die erstere die Strenge, welche sie im ersten Ausbruch sicher ersticken konnte. Der unglückliche Moderations-Geist, der alles halb will, alles verkehrt macht, trat in die Mitte. Darüber gieng der Staat zu Grunde.

Könnte eine republikanische Verfassung nicht bestehen, ohne eine zahlreiche Regie-

rung, so wäre das ein entscheidender Grund, warum diese Verfassung einem großen Staat nie angemessen wäre. Eine bloß berathende zahlreiche Versammlung mag ihre Vortheile haben: aber zum beschließen taugt sie nicht. Wenigstens bestätigt eine allgemeine Erfahrung die Theorie, daß in außerordentlichen schwierigen Fällen ein republikanischer Staat immer nur gerettet ward durch einen oder wenige Männer, denen man die höchste Gewalt anvertrauete oder die sie an sich rissen. Wo dieß nicht geschah, ward die Verfassung aufgelöst.

Soll ich es gestehen, daß diese Betrachtung mich auch mit bestimmt, die ächt repräsentative Verfassung unseren Zeiten für nicht angemessen zu halten? So lange es täglich Fälle giebt, wo die Lage einer Regierung, ohne ihr eigenes Versehen, sehr schwierig werden kann, scheint es mir immer sicherer, die Verfassung

so zu organisiren, daß die Regierung auf diesen Fall Hülfe in sich selbst findet, ohne einer Abänderung der Verfassung zu bedürfen, die immer sehr bedenklich ist.

LII.

Freiburg den 4. Jun. 1798.

Ich habe heute Freiburg nicht erreicht, liebe Friederike. Eben als das Thor geschlossen war, kam ich an. Da war keine Möglichkeit herein zu kommen. Mit genauer Noth fand ich vor der Stadt ein Obdach in der Hütte eines Schmiedegesellen. Die Frau wollte mir ein Bett einräumen; ich überlasse es aber lieber meinem Bedienten. In wenig Stunden bricht der Tag an; bis dahin will ich Ihnen meine Reise hieher erzählen.

Meine letzten Nachrichten giengen bis zum Grauenholz auf dem Wege von Fraubrunn nach Bern.

Als ich von der Anhöhe im Grauenholz nach der Papiermühle herab fuhr, fünf Viertel Stunden vor Bern, sah ich den Münster; im

Hintergrunde rings um Berge. Nach der Papiermühle, die eine Stunde von Bern liegt, geht es wieder etwas Berg auf; nachher Berg ab. Nun entwickelt sich das schöne Thal, worin Bern liegt, mit einer Menge Landhäuser bedeckt, die Aar im Grunde. Ich kam durch eine schöne Allee über die Aar-Brücke in das untere Thor herein.

Bern ist eine lange, schmale Stadt, ungefähr so groß als Zürch. Die Stadt hat vier Thore, vier Kirchen, etwa tausend Häuser und 11000 Menschen. Der Plan der Stadt von Eichler ist genau gearbeitet und sehr gut ausgeführt.

Eine Hauptgasse geht durch die ganze Stadt. Zu beiden Seiten laufen vor den Gewölben oder dem unteren Stock Arkaden, unter denen man immer trocken geht. Diese Bauart mag bequem seyn; sie benimmt aber den Zimmern des untersten Stocks sehr viel Licht. An diesen Arkaden liegen alle Kaufmanns-Laden, Magazine und dergleichen. Von

der Hauptgasse sind unter den Häusern häufige Durchgänge nach den parallelen Gassen; jetzt aber sind viele davon zugemacht.

Die Häuser sind zum Theil schön; nicht pallastmäßig, aber doch weit regelmäßiger und besser als in Zürch.

Erst jetzt werden die Häuser in Bern, wie in anderen Städten in der Schweiz, numerirt, wegen der Polizey-Einrichtungen nach der Besetzung der Stadt durch die Franzosen. Unstreitig ist diese Veranstaltung nützlich. Man findet sie auch so; dennoch tadelte man sie allgemein, weil sie aus der Zeit der Revolution war. So hindert uns oft das Vorurtheil des Guten zu genießen, das wir in Händen haben.

Sie erinnern sich gewiß der großen Reinlichkeit der Gassen. Bern zeichnete sich sonst dadurch aus vor anderen Städten. Seit der Revolution ist das nicht mehr in gleichem Grade der Fall. Sie können nicht glauben, mit

welcher Empfindlichkeit die Berner darüber klagen. Alle Uebel kommen auf Rechnung der Revolution, wenn gleich ihre Abwendung ganz in dem Willen der Einwohner stand.

Von dem ehemaligen Glanz, dem Reichthum, der Eleganz, die in Bern herrschte, würde ich, sagt man mir, jetzt kaum noch eine Spur sehen. Freilich scheint mir nun alles einen finsteren Anblick zu haben. Ich halte aber auch die Beschreibungen der ehemaligen Zeit für sehr übertrieben, wenigstens im Vergleich mit dem Luxe der großen Städte im Norden. Sie werden am vollkommensten darüber urtheilen können; Sie haben ja Bern ganz gekannt, wie es ehedem war.

Aber wenn Sie auch finden, daß man jetzt die ehemaligen Vorzüge Berns überhebt, so würde es Sie doch innig betrüben, zu sehen, in welchem Grade die Berner durch die Revolution gebeugt sind. Der heitere Sinn, die Geselligkeit ist ganz dahin. Sogar die Spaziergänge werden seltener besucht. Man sagt,

daß sich allenthalben Erinnerungen aufdrängen von dem Uebermuth der Franzosen, von der Zerstörung guter Einrichtungen, von Plackereien für die Zukunft. Ich habe bemerkt, daß eine von den äußeren Aenderungen, die am meisten misfällt, die wüthende Zerstörung der Bären-Figuren ist. Die Abbildungen des armen Thieres sind allenthalben abgerissen, zerfetzt, oder übermahlt. Der Verständige freilich lacht über einen so armseligen Muthwillen: aber es liegt ganz in der Natur des Menschen, sich darüber zu erbittern. Solche Unarten zeugen von einer Absicht zu kränken, die, an sich betrachtet, jedem wehe thun muß, gerade dem Sanftmüthigsten am meisten.

Auf die obere Schanze oder die Festung konnte ich jetzt nicht kommen. Man sagt, daß dieser Spaziergang gerade der schönste seyn soll, besonders beim Sonnen-Untergang.

Doch hat man fast dieselbe Aussicht, nur nicht ganz so weit, von einem Fleck des Walls nach der Engi hin, wo ein großer Baum steht,

mit kleinen Bänken umgeben. Hier ließ Wyttenbach den Prospect aufnehmen, der zu Coxe's Reisen gezeichnet ist. Von hier sehen Sie bei hellem Wetter die ganze Bergkette der Alpen und Eisberge, zum Theil auch die Freiburger Berge. Dann überblicken Sie die ganze treffliche Landschaft. Es ist ein hohes Thal, von Bergen nicht sowohl umschlossen, als begränzt. Das Auge verliert sich allenthalben an den äußerst fruchtbaren Bergrücken. Waldung, Wiesen, Fruchtfelder, Obstbäume wechseln stets in mannigfaltigen Gruppen und Schattirungen. Alle Parthien werden belebt durch eine unzählige Menge von Häusern und Dörfern. Die Gegend ist nicht in dem großen Stil als die Zürcher; aber nicht minder schön. Sie wäre eigentlich in einem rauheren Geschmack. Man sieht, daß die Natur hier durch viele Arbeit mußte gezwungen werden. In der Gegend um den Zürcher See scheint sie mehr freiwillig fruchtbar zu seyn.

Für mich liegt viel angenehmes in dem Gedanken an das Bezwingen der Natur. Ich

erinnre mich dann um so mehr des Landes meiner Väter, der Marschen, welche eiserner Fleiß dem Meere entriß, und noch immer gegen die Gewalt des Meeres schützt. Was der Schweizer Gegend die Berge sind, das sind mir in der Marsch die Deiche. Jene versinnlichen uns die ungeheure Arbeit, die erfordert ward, um den Kontrast hervorzubringen zwischen dem fruchtbeladenen Bergrücken und dem kalten, kahlen Gipfel. Die Deiche in den Marschen erinnern uns stets, daß der Bauer seines überreichen Bodens nicht sorglos genießen kann, daß er unablässig fortfahren muß, sich gegen die Gewalt des Wassers in Sicherheit zu setzen. Ohne Deiche wäre mir diese Fruchtbarkeit nicht so lieb; sie gewährte Genuß ohne Arbeit.

Eine vorzügliche Wirkung in jenem Thal macht auch die Aar in der Tiefe. Man übersieht hier sehr gut die Wasserleitungen, wozu der Fluß benutzt ist. Allenthalben sehen Sie das Bild vorzüglicher Wohlhabenheit. Die Bauern in der ganzen Gegend umher sollen sehr

reich

reich seyn. Vorzüglich zeigte man mir das Dorf Künitz, als berühmt wegen seiner reichen Bewohner. Hier soll es mehrere Bauern geben, 4 bis 500000 Schweizer Livres schwer, nach englischem Maaßstab.

Der Engi ist ein mäßiger Hügel, dessen Abhang ein angenehmes Wäldchen bedeckt. In diesem Wäldchen sind schöne Boudoirs, wo man völlig isolirt ist. Dieser Ort scheint ganz zur Meditation geschaffen. Um desto mehr schmerzte es mich, die Bänke muthwillig zerstört zu sehen. Solche Gräuel führt doch der Krieg nicht nothwendig mit sich. Es sind vielmehr Folgen der Unterjochung. Welche Erinnerung für einen Schweizer! Aber welcher Fluch auch für das Directorium, das so viel Böses unnöthiger Weise veranlaßte, um eine mäßige Beute zu machen, worauf es kein anderes Recht hatte als das der Stärke.

Am Fuß des Engi schlängelt sich wieder die Aar. Die Promenade, die dahin führt, ist breit, bequem, und sehr gut unterhalten.

Man zeigte mir den Platz, wo man sonst unter Bäumen zu tanzen pflegte. Verschiedene Zelte blieben dann während des Sommers stehen. Jetzt war an solche Vergnügungen nicht zu denken. „Wir müssen weinen für unsre Kinder," sagte mir der Freund, der mich begleitete, „statt zu tanzen."

Von dem Engi zieht sich ein ähnlicher Spaziergang weit herum, nach der anderen Seite der Stadt. Auf dem Wege kam ich vor unsers Bonstettens Landhaus vorbei. Sie haben mir eher gesagt, daß man die Stadt so schön von dort übersieht. Jetzt mogte ich nicht hinein gehen. Es ist in fremden Händen; alle Laden waren verschlossen.

Den Pantigerhubel zu sehen fehlte es mir an Zeit. Die Aussicht soll ungefähr dieselbe seyn als von der oberen Schanze; vielleicht noch etwas weiter.

Viele von den Merkwürdigkeiten, die Fremde in Bern zu sehen pflegen, waren jetzt

unter revolutionairer Gewalt. Die französischen Commissaire hatten alles unter Siegel genommen, was ihnen gefiel für das Eigenthum der ehemaligen Regierung auszugeben.

Also konnte ich die Bibliothek nicht sehen. Sie soll besonders reich seyn an Handschriften-Sammlungen zur Schweizergeschichte. Auch ist hier ein interessantes Basrelief vom Berner Oberland und den Gletschern, so wie von dem Bezirk, in welchem die Salzwerke liegen. Ferner werden viele merkwürdige Naturalien dabei aufbewahrt; unter andern ungeheuer große Kristalle.

Das Zeughaus hätte ich auch nicht sehen können, wenn sonst die Zeit mir es erlaubt hätte. Man sagt mir, es wäre merkwürdig wegen einer Menge vorzüglichen Geschützes sowohl, als wegen der sehr guten Ordnung.

Von den Spitälern und ähnlichen Einrichtungen habe ich nur das große Hospital zwischen den Thoren gesehen. Es scheint mir in die-

sem Fach musterhaft zu seyn. Bei der inneren Einrichtung sind in Rücksicht auf Gesundheitspflege und Wirthschaftlichkeit so viele Vorzüge vereinigt, daß nicht leicht eine Anstalt dieser Art sie übertreffen dürfte. Ungemein interessant war mir das Cabinet des Pfarrers Wyttenbach und mehr noch die Bekanntschaft des würdigen Besitzers. Er verbindet große Einsichten mit vieler Beurtheilung und einem seltenen Eifer für seine Wissenschaft. Nur dadurch ward es ihm möglich, bei sonst eingeschränkten Hülfsmitteln, eine so reiche Sammlung zu erwerben. Zuerst sammelte er Insekten, dann Pflanzen, dann, indem er die Berge besuchte, Mineralien. Fast jährlich macht er eine Reise in die Alpen oder auf den Gotthardt. Er hatte viele junge Leute in Pension, um sie in der Naturgeschichte zu unterrichten. Erst trug er ihnen die Theorie vor, mit Erläuterungen aus seinem Cabinet; nachher machte er Reisen mit ihnen.

Besonders reich ist sein Cabinet an einheimischen Mineralien. Es hat sehr merkwür-

dige Cristallisationen, unter diesen auch doppelte. Unter den Petrificationen waren vortreflich erhaltene Muscheln und Austern, wo man das Thier noch vollkommen sah; ein Polyp, dessen Original noch nicht gefunden ist; Dendriten, die durchaus ausländisch sind, deren Originale in Südamerika sind, und andere, die man noch gar nicht kennt. Sonst erinnere ich mich in der Geschwindigkeit bemerkt zu haben Toffstein aus Wallis, der zu Oefen und Töpfen gebraucht wird, und zu beiden ungemein gut ist; sehr merkwürdige Abdrücke von Fischen in dem Schiefer von Glarus, woraus die bekannten Rechentafeln in großer Menge gemacht werden; Marmorstücke, vollkommen, wie Landschaften gezeichnet, ohne das mindeste Zuthun der Kunst, wahrscheinlich, weil die Materie durchdrungen ward, so lange sie noch weich war; Elephanten-Knochen, bei Basel gefunden; Knochen grönländischer weisser Bären aus dem Canton Zürch. Solche Beweise der Umwälzungen der Erde gehören für mich immer zu den interessantesten Gegenständen in

Cabinettern. Es ist ein so ungeheurer Gedanke, alle diese unendliche Länder-Masse nur durch das Wasser gebildet zu wissen, daß wir, wie mich dünkt, nicht Belege genug sammeln können, um einst solchen Verbindungen wie zwischen Grönland und Zürch näher auf die Spur zu kommen.

Vulkanische Producte sah ich nur von Schafhausen. Wyttenbach sagte mir, in diesen Bergen, die jenseits des Rheins in einer Linie mit Hohentwiel liegen, sey die einzige Spur vulkanischer Werkstätte. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich davon noch nicht überzeugen kann. So viel ich diesen Gegenstand auch in Beziehung auf Island studirt habe, scheint mir wenigstens der Luzerner See ganz und gar vulkanischen Ursprungs zu seyn. Fragen Sie doch unsern Abildgaard, ob er ihn nicht auch aus diesem Gesichtspunkt betrachtete.

Wyttenbach's Cabinet ist treflich unterhalten. Alles ist in schönen Kästchen ge-

ordnet, und sehr gut gestellt. Er hat einen ganz umständlichen Catalogus darüber, in dem er beständig nachträgt. Sonst sah ich auch bei ihm einige auserlesene Kupferstiche und Gemählde von Schweizer Gegenden.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich darüber freuete, daß diese wichtige Sammlung unter der Revolution nicht gelitten, nicht einmal vernachlässigt war. Wir hatten ein sehr interessantes Gespräch darüber. Wyttenbach machte seine Bemerkungen über den Werth des Studiums der Naturgeschichte. Er versicherte mich, er habe selbst in diesen stürmischen Zeiten Trost und Beruhigung in seinem Cabinet gefunden. Nun hofft er, daß die gefährlichsten Stürme überstanden sind. Sonst sagte er mir, er habe für seine Sammlung von den Franzosen nichts gefürchtet. Sie pflegen wirklich zu viel Sinn zu haben für wissenschaftliche Bemühungen, um sein Zutrauen nicht zu rechtfertigen. Nur dann würde es

ihn täuschen, wenn sie auf den Einfall geriethen, die Naturalien wie die Kunstwerke zu behandeln.

Doch weiß ich nicht, ob mich das Schicksal sehr betrüben würde, wenn ich ein Cabinet hätte, das ich sehr liebte. Bei meinem Leben zwar wäre es mir schmerzhaft, die Stücke nicht mehr vor Augen zu haben, die ich mit solchem Eifer sammelte. Aber vermuthlich würde die Zufriedenheit überwiegen, zu wissen, daß mein Cabinet nach meinem Tode nicht zerstückelt würde, sondern stets für den Freund der Wissenschaft aufbewahrt bliebe. Dieß ist doch, dünkt mich, für den Sammler immer das größte Interesse. Das zweite, das Andenken an seine Person, seine Bemühungen, steht jenem weit nach; auch ließe es sich wohl auf irgend eine Weise mit jenem vereinigen.

Das Cabinet des Pfarrers Sprüngli konnte ich nicht mehr Zeit gewinnen zu besehen; es soll alle einheimische Vögel besonders vollständig enthalten.

Auch mit den litterarischen Anstalten habe ich mich nicht bekannt machen können. Einer meiner Freunde führte mich in eine Litteratur-Gesellschaft, deren Einrichtung mir sehr zweckmäßig schien. Aber auch hier klagte man über den Einfluß der Revolution, die einige Mitglieder ganz entfernte, andere in ihrem Eifer für das Institut zurück hielt.

Sie werden mit mir zürnen, daß ich so aus Bern wegeilte. Aber, liebe Friederike, meine Zeit ist so beschränkt, daß ich der weiten Reise, die ich noch vor mir habe, keinen Tag mehr entziehen darf. Ueberdieß gestehe ich es Ihnen, der Aufenthalt in Bern war meiner Empfindung zu peinlich. Ich litt zu viel bei dem steten Anblick dieser Niedergeschlagenheit, um die Freiheit des Geistes beibehalten zu können, die dem Beobachter so unumgänglich nothwendig ist.

Wir wollen sehen, ob es mir im Pays de Vaud besser gehen wird. Man sagt mir hier,

dieser Theil der Schweiz habe unter denen, wohin die Revolution drang, am wenigsten gelitten. Hier sollen auch die Einwohner am wenigsten klagen, am wenigsten ihre ehemalige Verfassung zurück wünschen.

Ich nahm meinen Weg über Freiburg, um auch von diesem Canton die Hauptstadt wenigstens zu sehen. Dieser Weg ist etwas um, aber er ist fast der nächste nach Vevai, und Sie wissen schon, daß ich von dieser Seite her den schönen See zuerst begrüßen will. Hätte ich ganz zu Fuß reisen können, so wäre ich wahrscheinlich über den Gnygisberg, nach dem Freiburgischen Karthäuser-Kloster Val Sainte und Gruyere nach Montbouvon gegangen, dann von dort über den Dent de Jaman nach Vevai. Auf diesem Wege hätte ich viele äußerst interessante Naturhistorische Gegenstände gesehen: aber er hätte mir zu viel Zeit gekostet. Aus eben der Ursache habe ich einen andern Weg verworfen, den man mir sehr empfohl, nämlich über Thun, durch das

Saanenland, nach Gessenay und Chateau d' Oex, von dort über Montbouvon nach Vevai.

Der Weg nach Freiburg führt aus dem Spital-Thore. Es sind sechs gute Stunden. Bald hinter Bern bleibt die Straße nach Murten rechts liegen.

Anfangs geht es einen Hügel heran, von dem man eine schöne Aussicht hat auf Bern und die umliegende Gegend, doch steht sie der von Engi nach. So fährt man abwechselnd die Hügel auf und ab bis Wange, zwei Stunden von Bern. Hier geht es einen höheren Hügel herauf, und durch einen Wald herunter nach Sensebrugg. Dieser Ort liegt sehr schön im Thal, durch welches die Sense fließt, die sich nachher mit der Saane vereinigt. Jenseits liegt Neueneck, das in der Geschichte des letzten Kampfs der Berner berühmt ward, durch die tapfere Gegenwehr des Herrn von Grafenried gegen die überlegenen Franzosen. Die vielen kleinen Flüsse, welche die

Schweiz durchströmen, sind dem Lande ungemein nützlich. Sie tragen besonders viel bei zu dem treflichen Wieswachs, indem man viele Wasserleitungen dabei anbringt.

Man kömmt auf einer Brücke über die Saane. Diese Brücke ward in jenem Gefecht abgeschossen. Die Franzosen, die auf dem Berge standen, wurden von den Bernern gänzlich zurückgeschlagen. Sie verloren viele Leute dabei und zogen sich bis gegen Freiburg zurück.

Hinter der Brücke geht es den mit Wald bewachsenen Berg hinan. Von der Höhe haben Sie eine schöne, doch nicht weite Aussicht. Links blicken Sie auf die ganze Alpenkette, auf die Eisberge, das Wetterhorn, das Schreckhorn, die Jungfrau noch deutlicher, als in Bern. Rückwärts sehen Sie, über Bern weg, die Bergkette gegen Luzern zu, insonderheit den Talberg, zwei Stunden von Bern, einen der höchsten in dieser Gegend.

Nachher führt Sie der Weg immer einen Hügel herauf, den andern herunter, abwechselnd mit Waldung, Fruchtfeldern und Weiden bedeckt. Sie haben nun weiter keine Aussicht. Nur hie und da schimmern zur Linken die Bergkette der Alpen und Eisberge durch. So geht es bis Wunewil und Schmit. Jenes ist drei Stunden, dieses viere von Bern.

Bei Schmit eröfnet sich plötzlich auf einem höheren Berge, vorwärts von der Linken ab in einem halben Mond, die Reihe der hohen Freiburger Alpen bei Guggisberg; die Kette der Eisberge tritt nun weiter zurück.

Dann geht es noch einige male bergauf und bergab. Auf dem letzten Berge, eine starke halbe Stunde von der Stadt, sehen Sie nun die Stadt an einem Felsen liegen. Diese Aussicht ist vorzüglich schön; aber auch nicht weit. Sie sehen den Berg, wo der Standpunkt ist, herab; gegen über gleich wieder einen fruchtbaren Berg, an dem Freiburg ruhet. Die Saa-

ne, die aus den Eisbergen entspringt, und nun wild zwischen Waldungen daher strömt, vermehrt das Romantische der Gegend.

Am Fuß des Flusses sehen Sie den Felsen, in welchem die Einsiedelei Maria Magdalena ist, rechts, nahe bei der Stadt.

Von dieser Einsiedelei hatte man mir so viel gesagt, als von einer der romantischsten Flecke in der Schweiz, daß ich mir es nicht versagen konnte, sie zu besuchen. Meine Erwartung ward nicht getäuscht.

Eigentlich geht der Weg eine Stunde von Freiburg bei einem einzelnen Hause auf der Landstraße ab. Mein Führer wußte dieß aber nicht, und führte mich durch die Dörfer Wulfgang und Räsch. So ist es eine starke Stunde bis zur Einsiedelei, und sie ist wieder eine gute Stunde von der Stadt. Dieser Umweg, den ich machte, war Schuld daran, daß

ich Freiburg nicht erreichen konnte, ehe die Thore geschlossen wurden.

Mein Weg führte mich erst den Berg etwas herauf, dann in einer hohen Ebne zwischen Fruchtfeldern fort, bis es ganz nahe vor der Einsiedelei wieder ziemlich scharf bergab geht auf einer Wiese, die von Waldung eingeschlossen ist.

Die Lage der Einsiedelei ist wirklich schauerlich. Eine Thüre in einem Felsen führt Sie hinein. Hinter sich sehen Sie nur die Wiese, woher Sie kamen, mit Wald umgeben; ringsum einen undurchdringlichen Wald. Vorwärts rauscht die Saane am schroffen Ufer. Jenseits erblicken Sie nichts, als einen nackten, steilen Felsen. Nur seine Spitze ist mit wildem Gebüsch bewachsen. Von der Stadt sehen Sie nicht das mindeste. Keine Spur verräth Ihnen die Existenz eines Menschen in der ganzen Gegend.

Die Einsiedelei ist 300 Fuß lang in den Felsen gehauen. Auch der Thurm 90 Fuß

hoch, und der Schornstein 80 Fuß sind durch den Felsen gehauen. Aus dem Schornstein sieht man nicht das Tageslicht. In dem Thurm hängt eine Glocke. Unter der Einsiedelei ist noch ein großer Keller.

Der ganze Raum ist in eine Kapelle und verschiedene Zimmer abgetheilt. In der Kapelle wird jährlich einmal oder zweimal Messe gehalten. Aus den kleinen Fenstern der Zimmer sehen Sie immer nur auf den nackten Felsen und den Wald jenseits der Saane. Ihr Gesichtskreis ist so nahe begränzt, daß Sie glauben, an dem einen Ende der Welt zu stehen. Dabei rauscht die Saane fürchterlich zu Ihren Füßen. Denken Sie sich nun hinzu, daß ich diesen schauerlichen Ort in der späten Abenddämmerung sah. Wirklich machte er einen sehr starken Eindruck auf mich! Ich wüßte nicht, je eine so wilde Wohnung für Menschen gesehen zu haben. Bei aller Neigung, die ich für Einsamkeit habe, und die in trüben Stunden bis

zur

zur Leidenschaft steigt, gestehe ich Ihnen dennoch, dieser Aufenthalt wäre mir unerträglich. Sie mögten mir völlige Freiheit für meine Beschäftigung lassen, mir mitgeben, welche Gesellschaft Sie wollten, unter dem Beding, diese Felsgemächer und die angränzende Wiese Zeitlebens nicht wieder zu verlassen, so würde ich dennoch auch eine traurige und mühevolle Lage in der Welt vorziehen. Aus dieser könnte ich doch Errettung bei meinem Leben hoffen; jenes Begräbniß würde nur durch den Tod für mich verändert.

Dennoch haben Menschenhände diese Wohnung gemacht, haben sie aus freier Wahl gemacht, um ihr Leben darin zu beschließen. Zwei Einsiedler haben das Werk in 25 Jahren vollendet; beide liegen dort begraben. Mit welcher Empfindung mußte der überlebende seinen Gefährten zur Erde bestatten! Es giebt wahrlich in der wahren Geschichte Ereignisse, die wir für Dichtung überspannt halten.

Der jetzige Bewohner dieser schrecklichen Einöde würde Sie ebenfalls sehr interessiren. Er ist 78 Jahre alt. Er war lange in Oesterreichischen Kriegsdiensten. Nun lebt er seit 18 Jahren hier. Nur Liebe zu seinem Vaterlande habe ihn dazu bewogen, sagte er mir. Er ist aus der Gegend geboren; in fremden Landen war es stets sein leidenschaftlicher Wunsch, hier sein Leben zu beschließen. Vorzüglich gebildet scheint er mir nicht; sonst wäre ihm doch auch wohl unmöglich, hier zu leben. Indeß ist er nicht ohne Bildung. Er versteht Italienisch, Französisch und Deutsch; er redet sogar diese Sprachen recht gut. Ueber seine Lage spricht er sehr vernünftig. Ist das alles wahr, was er mir darüber sagte, so mögte ich ihn für ein psychologisches Phänomen ausgeben.

In der ganzen Zeit, die er hier zubrachte, entfernt er sich nie anders, als auf kurze Zeit, um sich nothwendige Bedürfnisse in dem nächsten Dorf zu holen. Er geht in einem braunen Eremiten-Rock, immer mit bloßen Füßen. Er

klagt nicht über Kälte im Winter. Von Furcht oder Schrecken bei irgend einer Naturbegebenheit, von der seine Kluft wiederhallt, weiß er nichts. Im Winter muß er sich mit der größten Beschwerde einen Weg bahnen zum Dorf; oft ist er eine ziemliche Zeit lang selbst von dieser Gemeinschaft abgeschnitten. Das alles kümmert ihn nicht.

So viel ich urtheilen konnte, schien er mir gut zu leben. Das ist vielleicht der einzige Genuß der Sinnen für ihn.

Beschäftigungen für den Geist hatte er durchaus nicht. Dennoch versicherte er mich, er habe keine Langeweile.

„Ich kann nicht ohne lebendige Wesen seyn," sagte er, und wies mir seine Vögel.

„Ich muß Arbeit haben," sagte er, und zeigte mir einen großen Garten, den er sorgfältig bebauete.

„Ich habe auch meine Zerstreuungen," sagte er: viele Fremde besuchen mich hier."

Also der Mann muß lebendige Wesen um sich haben, arbeitet aus Neigung, sieht gern Fremde — und begräbt sich seit 18 Jahren in dieser Felskluft.

Liebe Friederike! Das menschliche Herz ist ein unerschöpfliches Räthsel!

LIII.

Vevai den 5. Jun. 1798.

Freiburg, lieber Sander, ist eine der außerordentlichsten Städte, die man sehen kann. Sie liegt, von der Saane ab, einen Fels heran, von dem Sie noch an beiden Seiten der Saane nacktes Gestein erblicken.

Die Stadt ist mit Mauern befestigt; sie kann sich aber nicht gegen einen Feind halten, weil die benachbarten Berge sie beherrschen. Stadt und Vorstadt haben etwa 9000 Menschen.

Ich halte Freiburg für eben so groß als Bern. In der langen, geraden Hauptstraße sieht man schöne Häuser. Einige unter diesen sind die prächtigsten, die ich in der Schweiz gesehen habe. Ich ziehe sie denen von Bern vor; denn diese sehen alle einförmig aus, wie unter

einem Dach gebauet. Nach den Gebäuden, und dem äußeren Ansehen zu urtheilen, muß die Stadt sehr wohlhabend seyn. Man sagte mir aber, die schönen Häuser stünden seit der Revolution meistens leer. Sie waren von Magistratspersonen und vornehmen Familien bewohnt, deren Väter aus fremden Kriegsdiensten zurückkehrten. Diese lebten dann gerne in der Stadt, und das Geld, was sie aus dem Auslande mitbrächten, trüge viel bei zu dem Wohlstand der Stadt. Diese Quelle, fürchtete man, würde jetzt versiegen, weil ihnen der Aufenthalt in der Stadt verleidet wäre. Doch damit, denke ich, soll es nichts zu bedeuten haben; solche vorübergehende Unzuträglichkeiten werden sich schon ausgleichen.

Eine wichtigere Veränderung, die der Stadt bevorsteht, trift die Klöster. Sie hat nicht weniger als 14 Kirchen, worunter 2 Pfarrkirchen und 7 Klöster sind, größtentheils Frauen-Klöster. Unter den Klöstern ist auch ein Kapuziner-Kloster. Ueberhaupt giebt es

in dem Canton Freiburg viele Klöster, und auch von diesen sind die meisten Nonnenklöster. Nach dem jetzigen System werden die meisten dieser Klöster aufgehoben; es soll aber mit solcher Vorsicht geschehen, daß weder Unruhen davon zu besorgen sind, noch erhebliche Nachtheile für die jetzigen Mitglieder.

Der Dohm oder der Münster ist eine sehr schöne Kirche. Sie hat einen hohen Thurm, der zu den vorzüglichsten Standpunkten für Aussichten in der Schweiz gehört. Man steigt 375 Stufen hinan; aber sehr bequem.

Obgleich nach einer schlaflosen Nacht, die ich in einem elenden kleinen Hause in der Vorstadt zugebracht hatte, unterließ ich nicht, den Thurm zu besteigen, so bald ich mit der aufgehenden Sonne in das Thor kommen konnte. Es war ein prächtiger Anblick.

Ich übersah die ganze fruchtbare Gegend, und ringsum eine Bergkette, wo sich das Auge

fast allenthalben verliert. Nur an einer Seite wird der Gesichtspunkt durch die nahen Freiburger Berge begränzt. Unvergleichlich schön vergoldete die Sonne, fast bis zum verblenden, die Alpen und die Eisberge, die sich in einer langen Strecke bis nach Wallis ausdehnen.

Auch von andern Punkten um die Stadt hat man treffliche Aussichten. Aus allen fünf Thoren führen angenehme Spatziergänge Sie bald zu diesem, bald zu jenem einladenden Ort. Vorzüglich gefällt mir der Gang um die obere Festung, von dem man wieder einer ganz verschiedenen Aussicht genießt.

Freiburg ist die Gränze zwischen der deutschen und der französischen Schweiz. Die Stadt selbst ist getheilt. In der unteren Stadt spricht alles deutsch, in der oberen alles französisch. Von hier an wird die französische Schweiz genannt, was herabwärts nach Süden liegt, die deutsche Schweiz, was sich nach Norden hinauf erstreckt.

Dieser Unterschied geht viel weiter, als bloß auf die Sprache. Er trift den geselligen Ton, die Sitten, den Geschmack; ich mögte sagen auch Kenntnisse und Litteratur. Es ist auffallend, wie mit der Sprache in dem einen Theil alles Deutschland mehr gleicht, in dem andern Frankreich. Zürch zum Beispiel ist ungleich mehr deutsch als französisch. Bern steht in der Mitte zwischen beiden. Weil der Canton beides, ein deutsches und ein französisches Gebiet hatte, so schien die Hauptstadt beiden Theilen der Schweiz anzugehören. Dennoch soll ein erheblicher Unterschied herrschen zwischen deutschen und französischen Familien. Die, welche Besitzungen in der deutschen Schweiz haben, schliessen sich gerne der deutschen Lebensweise an; umgekehrt die aus der französischen Schweiz. Man versichert mich, das gehe so weit, daß es sogar in Bern Häuser gebe, in denen kein deutsches Wort geredet wird.

Mein Weg führte jetzt in die französische Schweiz. Ich hatte von Freiburg bis hieher zwölf Stunden.

Hinter Freiburg bleibt man in einer hohen Gegend. Es geht ansehnliche Hügel auf und ab, ohne besondere Aussicht. Von ferne zeigen sich die Freiburger Berge in einer Kette zur Linken, zum Theil auch rückwärts, wie sich der Weg krümmt. Man kömmt durch die Dörfer Villars ½ Stunde, Cormanan 1 St., Matran 1 ½ St., Poive 2 Stunden. Das Land ist vortreflich; meistens Kornland und Weiden, die zur Stallfütterung gemähet werden. Man beweidet hier, wie in anderen Gegenden der Schweiz, selten das niedere Land. Das Vieh wird auf dem Stall gefüttert, bis es im hohen Sommer auf die Bergweiden geht. Die Butter bekömmt daher einen fetten Geschmack, fast wie in unsrer Marsch, weil das Gras so stark ist. Erst nachher, wenn sie auf die Berge kommen, erhält sie den kräftigen oromatischen Geschmack. Diesen hat die Marschbutter nie.

Die Bauern schienen mir allenthalben sehr wohlhabend. Sie sind fast alle schöne Leute; vortheilhafter gebildet, als ich noch sonst welche in der Schweiz sah. Die Bauernhäuser haben, wie in Bern, zwei auch drei Etagen. Die unterste enthält die Schlafstuben und Wohnstuben; die anderen dienen zur Aufbewahrung von Frucht und anderen Vorräthen.

Bei Pont, etwa drei Stunden von Freiburg, kömmt man durch einen schönen Tannenwald. Kurz nachher geht es wieder mehr bergan. Von der höchsten dieser Spitzen zur Rechten, ganz nahe am Wege, ist die Aussicht gar treflich. Sie sind mitten in einer ungemein fruchtbaren, angebaueten, höchst abwechselnden Bergebne, rings um von allmählig steigenden Bergrücken umgeben, aus denen hie und da Spitzen hervorragen. Zur Rechten ziehen sich vorwärts hin nähere Bergrücken, die den Horizont begränzen. Solche hohe Gegenden hat vielleicht nur die Schweiz. Große Kultur und erstaunende Abwechslung der Pro-

dukte, die sie tragen, zeichnen sie vor allen andern aus. Zum Theil die Früchte des langen Friedens, den die Schweiz ihrer isolirten Lage und der Weisheit ihrer Regierungen verdankte.

Von diesem Berge fährt man herunter nach Avry, 4 Stunden von Freiburg. Von hier fangen wieder Fruchtbäume an, zu beiden Seiten des Weges.

Wie Sie sich um den Berg drehen, werden Sie überrascht durch den schönsten englischen Garten vor sich. Die Natur allein hat ihn gebildet. Das Thal, was vorhin von den Bergrücken zur Rechten und vorwärts bedeckt ward, liegt nun völlig entfaltet vor Ihren Augen. Die hohe Bergebne zur Linken neigt sich allmählig, wie sich das Thal erweitert. In dem Thal sehen Sie unendlich fruchtbare Gefilde von Obst, Weiden, kleinen Gehölzen bedeckt. Die Saane durchströmt es, die Weiden zu erfrischen.

Das reizende Thal behalten Sie zur Linken; die Bergrücken ziehen sich weiter herum zur Rechten. Bei Riaz, 5 Stunden von Freiburg, erweitert sich das Thal auch zur Rechten, wie zuvor zur Linken. Die Bergreihe tritt weiter zurück. Ihr Auge verliert sich ringsum nur auf sanfte Anfänge von Bergrücken.

In dieser Gegend brechen besonders feine Schindeln, die wie silberfarbig aussehen. Alle Häuser im Canton Freiburg auf dem Lande sind mit Schindeln gedeckt. So ist es auch im Pays de Vaud.

Bei Bülle oder Böll, einem ziemlich gut gebaueten Städtchen auf dem halben Wege zwischen Freiburg und Vevay, geht der Weg wieder allmählig bergauf. Man sieht weniger von dem Thal; es wird auch durch die Bergrücken beengt. Aber in der Nähe giebt es Berge, von denen man eine weite, erhabene Aussicht hat. Unter ihnen nannte man mir den Moliffon als einen der merkwürdigsten.

Eine halbe Stunde weiter, bei Valences eröfnet sich die Aussicht auf die Eisberge. Sie erblicken sie deutlich, wenn gleich in weiter Entfernung hinter den vorderen Freiburger, den Siebenthaler Gebirgen, Grais und anderen Bergen.

So geht es in einer hohen Gegend fort bis Vaurü, drittehalb Stunden von Bülle. Hinter diesem Orte behalten Sie rechts die Bergrücken; links eröfnet sich ein schönes amphitheatralisches Thal, das den Berg herangeht.

Eine Stunde weiter bei Sensale wird die Gegend minder schön. Hier ist eine Glashütte; zur Rechten eine ziemliche Strecke Torf-Land, ein Anblick, den ich in der Schweiz noch nicht gehabt hatte.

Die Berge zur Linken ziehen sich näher heran; und das Thal verschwindet.

Bald hinter Chatel S. Denys, vier Stunden von Bülle, wird die Gegend völ-

lig wüst und wild. Zur Rechten fahren Sie an einem hohen Bergrücken weg; von dieser Seite sehen Sie nichts. Links ist der ganze Berg in sichtbarer Revolution. Hie und da ist das Gestein ganz nackt; es sind Risse, welche Schnee-Lavinen machten. Hier sehen Sie ein unordentliches Gebüsch. Dort öfnet sich ein Abgrund, der eine bloße Kluft zeigt. Weiterhin liegt ein ungeheurer Block ganz einzeln. Das hat keine menschliche Kraft gethan, rufen Sie aus! der Arm des Allmächtigen hat ihn hingeschleudert. Er tödtet hier alle Vegetation; doch wer weiß, vielleicht schadete er mehr noch, wo er vorhin lag. Der ganze weite Bergrücken hat keine Weide, keine Spur menschlicher Kultur.

Jetzt sehen Sie ein einzelnes Haus an einer sich neigenden Fläche. Der fleißige Hausvater hat es befestigt. Er setzte der Revolution Gränzen, suchte wieder zu bauen und zu sammeln. Aber hier steht er auch allein, ausgesetzt den Schneelavinen, dem Bergsturz,

dem fürchterlichen Sturm. Freuen Sie sich nicht, lieber Sander, daß er steht, daß er seine Kinder schützt, so lange er kann? So sollen die Männer in der Familie stehen oder umkommen. Sie sollen ihren Heerd vertheidigen, für ihres Vaterlandes Freiheit streiten. Die Uebermacht kann sie zu Boden werfen; sie fliehen nicht.

Mein Interesse für diesen muthigen Hausvater verdoppelte sich, als ich nahe dabei auch zur Rechten die Gegend wild sah. Der Bergrücken öfnet sich. Er zeigt eben den schauerlichen Anblick. Wildes, unordentliches Gebüsch, nackte Stellen und Blöcke wechselten hier, wie vorhin zur Linken. Ich fuhr unter einem Block vorbei, der über meinen Kopf herab hieng. Auf dem Block stand ein Baum. Mir war beim Umsehen, als wenn ich aus einem Traum erwachte. Wer kann die Gefahren berechnen, die uns drohen? Wir zittern so oft, wo wir nichts zu fürchten haben; wir schlafen

ruhig

ruhig, indeß der Abgrund sich unter uns öfnet.

Bald nachher endiget sich die graufenvolle Szene. Die Revolution hat ausgetobt; die Wüste weicht der Kultur. Der Abhang des Berges zur Linken wird ordentlicher. Sie sehen wieder Weiden, zur Rechten haben Sie Wald.

Sie kommen zu einem einzelnen Hause, eine halbe Stunde von Chatel S. Denys. Hier fängt das Pays de Vaud an.

Der Weg biegt schnell links um die Ecke.

Nein! lieber Sander, das ist nicht möglich den Eindruck zu beschreiben von dem Anblick, den Sie hier haben. Unerwartet sehen Sie den schönen Genfer See, oder den Leman-See, wie man ihn vor Alters nannte, in der lieblichsten Landschaft. Rechts an der Berghöhe haben Sie Weide und Waldung; links Weinberge. Jenseits des Sees zeigen sich die Savoyischen Gebirge.

Noch vor einem Augenblick waren Sie erschüttert von dem Schauer über die wilde Werkstätte der Zerstörung. Kaum überlassen Sie sich der Hofnung, die Kultur werde diese Hindernisse besiegen — als eine einzige Wendung des Wagens Sie schon mitten in die fruchtbarste, volkreichste, lachendste Gegend versetzt.

Dieser schnelle Wechsel der Rauhheit und der Kultur durchdrang mich mit der tiefsten Empfindung. Aber sie war froh. Es schien mir ausgemacht, daß wir nie, selbst in den rauhesten Gegenden nicht, zweifeln dürfen, auch sie werden der Kultur fähig seyn. Sehen wir nun hie und da rauhe Stellen, so lassen Sie uns hoffen, hinter einem kleinen Zwischenraum Kultur zu finden. Warum nicht auch so in der moralischen Welt? In diesem Augenblicke theilte sich mir auch diese Ueberzeugung unwiderstehlich mit. Die französische Revolution, die schweizer Revolution, der ungerechte Kampf gegen Bern, alle Greuel der Unterdrückung zeigten sich schon mehr von fer-

ne. Mein Glaube an die beste Welt kehrte zurück. Ich zweifelte nicht daran, alle diese Uebel würden durch die wohlthätige Wirkung der Zeit vermindert, würden am Ende herrliche Früchte bringen, die das Ungemach weit überwiegen — eben wie hier die gewaltsame Umwälzung der Eingeweide des Berges ihm zu der höchsten Kultur gereicht hatte.

In dieser glücklichen Stimmung hatte der Weg nach Vevai doppelten Reiz für mich. Er ist überaus angenehm. Sie fahren den Berg herab zwischen Mauern, die Weinberge friedigen. So oft sich die Gegend etwas öfnet, sehen Sie den lieblichen See mit seinem fruchtbaren Gestade. Zur Rechten bleibt das Dorf Corsier liegen, und Richevüe, ein schönes Landhaus auf einem Hügel.

Wie ich Vevai näher kam, beschäftigten mich andere Ideen. Sie errathen leicht welche.

Rousseau's zauberische Schilderungen reifen gewiß die Phantasie jedes Reisenden fort,

der sie gelesen hat. Ich glaube nicht, daß je ein Romandichter wie er an Gegenden zu fesseln wüßte. Sie können nicht anders, wenn Sie dieß freundliche Vevai sehen, den wohlthätigen Einfluß des milden Himmels empfinden: sie müssen die Spuren des Schauplatzes aufsuchen, auf dem die anziehenden Szenen vorfielen, die Ihnen jetzt so lebhaft vor Augen schweben.

Schon auf allen Gesichtern, in der Figur, der Haltung, wollte ich Aehnlichkeiten finden mit Julie und Clare. Ihre Töchter mußten leben; sie mußten das Andenken der Mutter zurückrufen.

Ich hatte Gelegenheit genug zu sehen. In einer angenehmen Abendstunde saß jedermann, wer nicht im Felde arbeitete, vor seinem Hause, der schönen Luft zu genießen. Diese liebenswürdige Sitte hatte ich nirgends noch in der Schweiz gefunden, als in Vevai. Wirkungen, dachte ich, von Julie's feinem Sinn. So wird eine schö-

ne Seele die Wohlthäterin aller kommenden Geschlechter.

Aber, mein lieber Freund, ich fand auch auf den hübschen Gesichtern keine Züge von Julie und Clare. Ob die losen Mädchen es merkten, daß ich so scharf sehen wollte, als nur immer mein schwaches Auge es erlaubt — was weiß ich es? Sie flüsterten und lachten. Nun sah ich desto deutlicher, daß keine Julie unter ihnen war.

Doch die Schuld konnte an mir liegen, an einem falschen Ideal. Sie wissen, daß ich so leicht nicht meine Hofnungen aufgebe.

Ich kam in dem Wirthshause an, das an dem andern Ende der Stadt lag. Auf dem Wege fand ich kein Haus, das mir Juliens Hause zu gleichen schien. Nun wagte ich es, mich in dem Wirthshause zu erkundigen. Alle Menschen in Vevai mußten ja Rousseau's Julie

kennen. Ich fragte nach dem Hause, nach Clarens, nach den Familien. Rousseau hatte die Nahmen verschwiegen: seine Schilderungen verewigten sie.

Wirklich hatte jedermann Julie gelesen. „Aber," sagte mir meine artige Wirthin, „es „sind bloße Dichtungen. Sie finden in ganz „Vevai nicht eine Spur von der Wirklichkeit. „Kein Haus giebt es hier, wie das, was Ju„lie bewohnte. Keine Familie hat diese Schick„sale gehabt. Unsere jungen Mädchen nen„nen sich gerne Jülie und Claire; doch „spielen sie den Roman nicht nach, wenig„stens nicht kundbar. Es giebt auch in Cla„rens kein Haus, wie das, wo Ihre Phan„tasie herumirrt."

Ich stand vor ihr, eben so erstaunt als verdrüßlich. Der Unglaube schwebte auf meinen Lippen.

„Sie wollen mir nicht glauben. Nun „wohl! gehen Sie nach Clarens. Lassen Sie

„sich das Haus zeigen, was Sie suchen. Sie „werden es noch mehr empfinden, daß Ihre „Erwartung getäuscht ist.“

Aber, fiel ich ihr ungeduldig in die Rede, so kennt man doch in Clarens ein solches Haus?

„Ja! ja! gehen Sie immer hin: Sie kom„men geheilt zurück. Aber par charité will ich „Ihnen noch mehr sagen. Rousseau ist nie in „Vevai gewesen.“

Wie!

„Nein, gewiß nicht! ich habe mich mit „Sorgfalt davon unterrichtet. So oft schon „war ich in dem Fall, Fremde aufklären zu „müssen, zumal die ungestümen Engländer. „Darum mußte ich einmal alles auf das reine „bringen.“

Aber wie war es möglich, daß er diese Gegend so schildern konnte?

„Frau von Warens, die von Tour de „Peil war, gab ihm die Nachrichten. Sei„ne Geschichte mit ihr ist größtentheils wahr. „Diese Beschreibungen verschönerte er in jedem „Sinn. Sehen Sie nur noch heute Abend „den Felsen von Meillerie. Er ist bei weitem „nicht so rauh, als ihn St. Preux beschreibt.“

Ich mogte ihr nicht länger zuhören. Es war hohe Zeit, wenn ich noch den Abend Clarens besuchen wollte.

Sie können glauben, daß ich eilte.

Clarens liegt drei viertel Stunden von Vevai am See. Die Gegend ist vorzüglich schön. Das Dorf liegt einen Hügel hinauf, der mit lieblichem Gehölz bewachsen ist. Ein wilder Bach, ruisseau de Clarens genannt, stürzt sich den Berg herab in den See.

Ich fragte nach la maison de Rousseau. Jedermann zeigte mir eine alte Mauer auf einem Hügel, etwas oberhalb des Dorfs.

Wie klopfte mir die Brust nun vor doppelter Erwartung, weil mich die beredte Wirthin irre gemacht hatte!

In der letzten Hütte am Wege wiederholte ich meine Frage. Eine arme Frau gab ihr kleines Kind einem größeren, um mich zu begleiten.

Ach, lieber Sander! die Wirthin hatte Recht.

Auf diesem Hügel stand nie das zauberische Haus. Hier war nicht der Saal, wo St. Preux sich an Juliens Hand, indeß sie im Todesschlummer lag, die Blattern gab. Hier war nicht die steinerne Treppe, von der Claire den Unglücklichen fortriß, als er Julien zum letzten mal als seine Julie sah.

Die Mauer war sichtbar Ueberbleibsel einer alten Kapelle. Doch die Lage ist lieblich. Auch steht noch etwas Buschwerk herum.

Aber, fragte ich meine Begleiterin, wenn Ihr wißt, daß diese Trümmer nicht von dem Hause seyn können, das ich suche, warum täuscht denn auch Ihr einen treuherzigen Fremden?

„Mein Gott, mein Herr! was wollen Sie, „daß wir thun sollen? Die Engländer haben „uns fast todt gepeinigt, ihnen la maison de „Rousseau zu zeigen. Da half keine Vorstel„lung, keine Belehrung. Um aus der Sache „zu kommen, sind wir in dem Dorfe einig ge„worden, dieses alte Mauerwerk so zu nennen. „Und gestehen Sie nur, Sie wissen keinen bes„seren Fleck zu finden, wenn Sie einmal das „Haus hieher setzen wollen?“

Nun wollte ich wenigstens das Bosket suchen.

Ich nahm einen anderen Weg zurück. Denken Sie! dieser Weg gieng wirklich links von der Landstraße ab, kurz ehe man nach Clarens kömmt. Und an den Weg stießen Bäume, die ich mir als die Fortsetzung des Gehölzes dachte, wovon ich noch auf dem Hügel Spuren traf.

Nun war ich wieder zu Hause. Ich fand gerade den Fleck, wo St. Preux stand und Julie zuletzt reden hörte, ohne sie zu sehen. Der Traum, der unglückliche Schleier — alles schwebte mir vor Augen.

Und meine Wirthin sagte mir, als ich ihr Bericht abstattete — gehen Sie! Sie sind unheilbar!

LIV.

Lausanne den 7. Jun. 1798.

Vevay, lieber Münter, ist für mich eine der angenehmsten Städte, die ich in der Schweiz gesehen habe.

Die Stadt liegt unvergleichlich schön am See. Reiche Weinberge umgeben sie. Rings-um haben Sie nach allen Seiten die treflichsten Spaziergänge. Jenseits eines mäßig breiten Thals erheben sich sanfte Bergreihen, die Ihnen alle Abwechslungen der Kultur darbieten.

Schon bei einem flüchtigen Anblick schließt man auf Wohlhabenheit. Auch die Bauart zeichnet sich vor anderen Städten vortheilhaft aus. Die Stadt ist sehr lang; fast wie eine Gasse. Sie hat zwei Thore, das Deutsche und das Französische. Aus jenem geht der Weg nach Freiburg, aus diesem der nach Bil-

leneuve. Die Gassen sind ziemlich breit und reinlich; die Häuser haben ein sehr munteres Ansehen.

Von dem Thurm der oberen Kirche, die jetzt nicht gebraucht wird, haben Sie eine der schönsten Aussichten in Pays de Vaud. Sie übersehen einen großen Theil des Sees bis Villeneuve und Aigle herab, dann heraufwärts bis über Lausanne weg. Jenseits liegen die Savoyischen Berge, noch bedeckt mit Schnee; doch fängt der Schnee an zu schmelzen. Hinter ihnen blicken die Eisberge von Wallis und Savoyen hervor. Das ganze Ufer des Sees, bedeckt mit so vielen Oertern, mit Weingärten und Obstbäumen bietet ihnen die reizendste Mannigfaltigkeit dar. Dieser Anblick gleicht dem von dem Zürcher See; aber der Genfer See ist schöner, weil er so viel breiter ist, und das Ufer noch reicher aussieht, als jenes. Hier sehen Sie auch deutlich den Fleck, wo die Rhone in den See fällt. An der anderen Seite des Sees haben Sie eine weite, ungemein frucht-

bare Gegend bis an die Vorberge des Jura und die Freiburger Berge. Aber von der rauhen Gegend, die ich unserm Sander beschrieb, erblicken Sie hier auch keine Spur. Finden Sie nicht, daß es ein wohlthätiger Gedanke ist, jene Wüste so von der Kultur verschlungen zu wissen?

Viele Häuser haben von Terrassen ihrer Gärten sehr angenehme Spaziergänge am See. Sie genießen alle über den See weg eben die Aussicht, die ich Ihnen eben schilderte. Es giebt auch eine gemeinschaftliche, große Promenade am See, deren Rousseau zuweilen erwähnt. Ferner haben Sie eine sehr angenehme Promenade auf der Terrasse des Kirchhofs der oberen Kirche.

Außerdem sind um Vevay herum unendlich viele Spaziergänge auf die benachbarten Höhen, die fast immer verschiedene Gesichtspunkte darbieten. So machte ich einen treflichen Weg bei der Kirche vorbei, wo die Vevaise herkömmt. An diesem Fleck hat man eine gar

schöne Aussicht auf die gegen über liegenden Berge.

Ein vorzügliches Vergnügen gewähren die Spazierfahrten auf dem See. Man macht sie am besten von Vevay aus. Hier sind die Leute darauf eigerichtet. Indeß muß man nur sehr gutes Wetter wählen. Auch dann ist man nicht immer sicher. Der See trügt sehr oft. Sie können bei dem besten Wetter abfahren. Es kömmt ein Gewitter, ein Windstoß, und Sie kehren mit der größten Mühe zurück; oft nicht ohne Gefahr. Ich finde daher den Rath sehr gut, den man mir gegeben hat, sich immer so einzurichten, daß man zu Lande zurück reisen kann.

Das Land um den See herum ist nicht ausserordentlich gut. Nur der große Fleiß der Einwohner hat es so fruchtbar gemacht. An der Savoyischen Seite soll es besser seyn, obgleich es nicht an der Sommerseite liegt, und daher nicht so guten Wein giebt. Aber hier sieht man recht den Unterschied der Regierung.

Die Savoyische Regierung hat alles verdorben, das Land kränkelt sichtbar. An der Schweizerseite hingegen ist jeder Fleck Landes benutzt, und die Natur lohnt dem Arbeiter seine Mühe auf das reichste. In dem kleinen Bezirk von Villeneuve bis Lausanne leben auf einer Strecke, die 6 franz. Lieues lang, und höchstens eine breit ist, 21000 Menschen, Lausanne eingerechnet, das allein 11000 Einwohner hat. Insonderheit ist der Weg von Vevay nach Lausanne merkwürdig, als ein Beispiel der höchsten Kultur, die man nur irgendwo finden kann.

Auf dem See werden eine Menge Schiffe gehalten. Er ist sehr fischreich; besonders giebt er trefliche Lachsforellen. Sonst benutzen ihn die Einwohner vielfältig zum Transport ihrer Produkte. Gute Häfen hat man eigentlich nur an Morges und Vevay; die kleineren Häfen zwischen Vevay und Lausanne, Pulli, Paudet und Ouchi sind unbeträchtlich. Der See ist an der Schweizerseite

18, an der Savoyischen 15 franz. Lieues lang. Die grösste Breite zwischen Morges und Thonon beträgt $3\frac{1}{4}$ Lieues. Ueber der Meeresfläche ist er 1126 Fuß erhaben.

Vevay hat einen ziemlich beträchtlichen Handel. Während der Kriegszeit ward von hier auch mehr wie sonst ein lebhafter Transit-Handel nach der deutschen Schweiz getrieben.

Seiner Lage wegen schien Vevay in dem Kampf gegen die französische Republik viel besorgen zu müssen. Man sagt, die Franzosen hätten bei ihrem Angriff gegen Bern in jedem Fall von der Seeseite her freies Feld gehabt, weil die Küste in Savoyen zu ihrem Gebot stand. Allein sie hatten keine Barken an jener Seite. Sie konnten daher, wenn die Einwohner sich vertheidigen wollten, von dieser Seite nicht eindringen.

Sonst war aber Vevay eine von den Städten, wo die Franzosen vielleicht die meisten Anhänger hatten. Die Stadt hatte während

des Krieges einen hohen Grad von Wohlstand erreicht. Mehrere unter dem Mittelstande fühlten sich. Sie wollten für jeden Preis an der Regierung Theil haben. Da gelindere Wege nicht zum Ziel führten, so schlossen sie sich an die Franzosen, indem sie leichtsinnig ihr Vaterland auf das Spiel setzten.

Etwas mogte zu der Leichtigkeit, womit die Franzosen im Pays de Vaud Eingang fanden, die Vorliebe für französische Sitten, der französische Geschmack, beitragen, der hier im Ganzen herrschend ist. Wirklich nähert der gesellige Ton in der feineren Gesellschaft sich ganz dem französischen. Er hat eben das Leichte, das Gefällige, das Lebhafte. Nur mögte ich den französischen Schweizern den Vorzug einräumen, daß sie minder frivol, nicht völlig so oberflächlich sind, als viele Franzosen, die wir in Deutschland kennen lernten. Um desto angenehmer finde ich ihn. Bei aller Vorliebe für mein Vaterland muß ich Ihnen gestehen, ich bin nie in einer liebenswürdigeren Gesell-

schaft gewesen, als in Vevay. Und Sie werden zugeben, daß dieß sehr viel gesagt heißt, für einen ersten Eintritt. Versetzen Sie einen Schweizer in eine ihm ganz fremde Gesellschaft in einer deutschen Residenzstadt, selbst wo nur französisch gesprochen wird; Sie werden selten ein gleiches Urtheil von ihm hören.

Ob die Sitten des gemeinen Mannes auch so merklich sich mit der Sprache ändern, getraue ich mich nicht zu bestimmen. Ich habe zu wenig Gelegenheit zu beobachten, um hierüber zu entscheiden. Lebhafter scheint er mir, aber auch unruhiger, auffahrender: dieß bemerkte ich auch auf einer schnellen Durchreise. Die Wirthshäuser sind fast nie leer. Man sagt mir, es sey ein Nationalfehler der Waadtländer den Wein und die Wirthshäuser zu sehr zu lieben. Fast nie sieht man einen Betrunkenen, aber desto mehr Trinker. Dagegen sollen die Weiber ungemein mäßig seyn. Sie halten den Trunk für eine große Schande. Dabei arbeiten sie mit unglaublicher Anstren-

gung. Man rechnet hier eben so viel auf die Arbeit eines Weibes, als auf die eines Mannes. Und, was Sie wundern wird, sie sind in ihren Sitten weit zurückhaltender, weit strenger, als in der deutschen Schweiz, wenigstens im ehemaligen deutschen Gebiet des Cantons Bern. Dort hält man es bekanntlich für keine Schande, wenn ein Mädchen vor der Verheirathung mehrere uneheliche Kinder geboren hat. Zwar soll, der Regel nach, nur der erklärte Liebhaber, der das Recht des Kiltgangs hat, *) der Vater seyn — aber so genau wird es wohl nicht immer genommen. Im Pays de Vaud hingegen sind die Bauernmädchen sittsamer. Wenigstens versichert man mich, daß sie mehr auf äußere Zucht halten.

Diese Sittsamkeit ist desto rühmlicher, weil im Ganzen mehr Luxe im Pays de Vaud herrscht,

*) Der Kiltgang ist der von alten Zeiten her im Canton Bern eingeführte Abendbesuch zwischen mannbaren Mädchen und Jünglingen.

als in dem deutschen Theil des Canton Berns. Ob die Einwohner gerade reicher sind, will ich nicht entscheiden; aber mehr Wohlleben findet man bei ihnen. Es scheint mir, daß dieß selbst bei den geringeren Klassen der Fall sey. Bei den höheren ist er es gewiß. So habe ich es in Gesellschaften gefunden, woran ich unerwartet Theil nahm. Auch bemerken Sie dieß an der ganzen Lebensweise, selbst, mögte ich sagen, an dem Ton des Umgangs.

Man sagt mir, daß die Vermögenden eben so auf ihren schönen Landhäusern leben. Diese Existenz soll unendlich angenehm seyn. Die Güter liegen alle auf den nahen Bergen. Schöne Gegend, fruchtbare Felder, ein sanfter Himmelsstrich, bequeme Wohnung, gesellige Freuden — alles trägt dazu bei, den Genuß des Landlebens zu erhöhen. Daher werden solche Güter so sehr gesucht, so theuer bezahlt. Auch viele Genfer haben hier Besitzungen. Seit ihrer Einverleibung in die große Republik sind sie ihnen werther als jemals.

Ich habe heute Gelegenheit genug gehabt, mir wenigstens von der Lage solcher Landhäuser einen hinlänglichen Begriff zu machen. Früh mit Anbruch des Tages fuhr ich nach Bex, um die Gegend kennen zu lernen, zugleich die Salzwerke zu sehen. Nachmittags um fünf Uhr war ich schon wieder zurück. So schnell reiset man in einem Cabriolet, mit einem Pferde bespannt, wofür man aber freilich ziemlich theuer bezahlen muß.

Der Weg von Vevay nach Villeneuve gehört zu den schönsten in der Welt, nach dem Urtheil von Reisenden, die sehr viel gesehen haben. *) Der See, der schöne Weinwuchs, die treflichen Weiden, die frischen Wälder an den Bergrücken, dabei die starke Bevölkerung, die sichtbare Wohlhabenheit der Einwohner, ihr froher glücklicher Charakter, ihre

*) Man kommt durch die Oerter: Tour de Peil 1/4 Stunde, Clarens 3/4 St., Montreux 1 St., Verney 1 1/4 St., Vaitau 1 1/2 St., Chillon 1 3/4 St.

schöne Bildung — geben dem Wanderer unendlich mannigfaltigen Genuß. Indeß konnte ich, in dem schnellen Vorbeifluge nur oben einen Vorschmack erhalten. Um die Gegend recht kennen zu lernen, muß man Parthien auf die Berge machen. Man nennt diese Berge allgemein Alpen, weil sie alpenmäßig bewirthschaftet werden, und in der Nähe der eigentlichen Alpen im Canton Bern oder jetzigen Canton Oberland liegen. Was hätte ich darum gegeben, solche Fußreisen in Gesellschaft der liebenswürdigen Männer zu machen, die ich in Vevay kennen lernte! Aber ich muß mich schon begnügen mit dem, was ich nur im Vorbeireisen haschen kann. Bleibt mir doch immer eine lebhafte Rückerinnerung; vielleicht auch eine interessante Vorbereitung auf eine künftige längere Reise.

La Tour de Peil, der Geburtsort der durch Rousseau berühmten Madame de Warens, liegt dicht am See, am Ende der großen Promenade von Vevay. Dann lassen

Sie links die Schlösser Hauteville und Chatelard auf den Bergen liegen. Beide haben eine trefliche Lage. Das erste hat auf der Höhe eine vorzüglich schöne Aussicht über den See, die Weinberge und die mit Waldung mannigfaltig gruppirten Berge. Chatelard hat man auch zuweilen Fremden für Jüliens Schloß ausgegeben. Man will Ihnen sogar das Zimmer zeigen, in welchem St. Preux das erstemal sich den Abend einschloß — obgleich die Szene in der Stadt war.

Auch die Lage von Montreux an einem Hügel ist sehr schön. In dieser Gegend wächst vorzüglicher Wein. Nicht weit von Montreux ist eine merkwürdige Grotte, die viele Stalaktiten bildet. Russische Damen — auch sie fangen nun an, die Schweiz zu besuchen — haben große Stücke davon mitgenommen.

Das Schloß Chillon ist auf einer Spitze in das Wasser aus gebauet. Die Aussicht muß treflich seyn. Das Romantische der Lage wird erhöhet durch zwei Cascaden, die sich durch die

mit Wald bedeckten Felsen bei dem Schloß herabstürzen. Die ungeheuern dicken Mauern rufen ihnen die ehemalige Bestimmung des Schlosses zurück. Noch neuerlich wurden hier die Waadtliser Gefangenen fest gehalten; sie hatten gleichwohl nichts gethan, sondern ihre Waffen niedergelegt.

Aber von dem Damm, von dem sich Julie in den See stürzte, findet sich keine Spur. Doch können Sie ihn weit eher an dem Fuß der Schloß-Mauern sich denken, als Juliens Haus auf dem Hügel von Clarens.

Die Spitzen der Vorberge des Jura, die Sie in der Ferne zur Rechten sehen, haben besondere Gestalten. So der Dent de Jamant mit seinen drei Spitzen; der Dent de l'Aigle mit vier Spitzen. Der erste soll vorzüglich interessant seyn. Man geht bei Montreux hinauf. Er ist überhaupt nur 3 Stunden von Vevay.

Villeneuve ist eine kleine, ziemlich gut gebauete Stadt, zwei Stunden von Ve-

vay an dem einen Ende des Sees. Von hier nach Bex haben Sie vier Stunden. *) Die Straße ist nicht ganz so schön, wie die von Vevay. Diese gehört zu den besten, die man sehen kann. Sie geht längs dem See weg, und ist fast immer mit Obstbäumen besetzt.

Hinter Villeneuve fahren Sie fast immer in einem Reduit von Bergen. Zur Rechten ziehen sich die Walliser Berge herum; zur Linken die Gebirge des Jura. Der Reduit ist bald enger, bald weiter. Die Gestalt der Berge ist ganz verschieden von denen bei Einsiedlen, Schwyz und den Gegenden.

Ueberhaupt genommen ist die Gegend fruchtbar; doch sehen Sie hin und wieder auch Stücke von nackten Bergen und Felsen. An mehreren Stellen stürzen sich Waldbäche von ihnen

*) Oerter: Ranies 2 1/2 Stunden von Vevay, Roche 2 3/4 St., Yvorne 3 1/4 St., Aigle 4 St., St. Triphon 5 St., Ollon 5 3/4 Stunden.

herab, die sich mit Geräusch in den See ergießen.

Bei Roche steht am Wege eine Marmorschneidemühle, welche vom Wasser getrieben wird. Man schneidet die Blöcke mit Wasser mit Sand vermischt, welches sich auf den Block gießt. Nachher wird der Marmor in einer Kammer neben der Schleife poltrt. Die Mühle geht mit vier Zangen. Ein Block von anderthalb Fuß Dicke wird in vier Tagen gesägt. Der Marmor ist fein; von verschiedenen Farben, zum Theil schön gestreift. Die Marmorbrüche laufen eine ziemliche Strecke fort. Außerdem enthalten die Berge in diesem Strich viele Kalkarten.

In der Gegend von Yveron wächst der beste Wein diesseits Vevay.

Aigle, eine kleine Stadt, vier Stunden von Vevay, liegt in einem lieblichen runden Thale, von Bergen ringsum eingeschlossen. Nur links öfnet es sich nach dem See zu. In-

sonderheit ist die Lage romantisch, wenn man von Bex her kömmt: der Gesichtspunkt ist dann schöner. Sie wissen, lieber Münter, wie viel bei dem Eindruck, den eine Gegend macht, darauf ankömmt, daß man gerade den besten Gesichtspunkt wähle.

Aigle machte ehedem nebst Bex ein eigenes Gouvernement aus. Es ward nach Aigle oder Aelen benannt. Viele Oerter in dem Pays de Vaud und dem Französisch-Schweizerischen Gebiet des Cantons Bern haben beides deutsche und französische Nahmen; so Vevay Vivis, Morges Morsee u. s. w. Die französischen sind aber bei weitem die gebräuchlichsten.

Die Berge in diesem Gouvernement führen sehr oft den Nahmen von Tageszeiten. So hatte ich zur Rechten den dent de midi, zur Linken den dent de dix heures, bei diesem den Demeuran. Ich erkundigte mich bei einem Gutsbesitzer, den ich in seinem Felde traf, nach dem Ursprung jener Benennungen. Er

antwortete mir mit Lächeln über die Frage:
„Nichts einfacheres in der Welt. Man nennt
„sie nach den Stunden, weil die Sonne gerade
„um die Zeit ihre Spitzen bescheint.“ Ich
mußte selbst mit lächeln, und schämte mich mei-
nes Mangels an Aufmerksamkeit.

Hie und da finden Sie jetzt am Wege gro-
ße Granitblöcke liegen. Sie befremden
hier, weil alles andere Gestein Kalkberg ist.

Sonst finden sich häufig sichtbare Spuren
von ehemaligen allgemeinen Umwälzungen.
Saussure erklärt sie für Wirkungen des Was-
sers. Er hat diese Hypothese durch viele ein-
zelne unverkennbare Beweise zu einem hohen
Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben. Also
war einst diese ganze Gegend überschwemmt,
wie hoch auch der Anfang ihrer jetzigen Kultur
schon in die Zeit des grauen Alterthums hinauf
steigen mag.

Vor Aigle vorbei von Villeneuve her,
fließt links von den Bergen des Pays de Vaud

herab, der Rhone zu ein Wasser, das man Grand eau nennt. Von der Brücke über dieses Wasser haben Sie einen schönen Gesichtspunkt auf einen ganz nahen, gerade vor liegenden, ziemlich hohen Berg, und auf das Thal, das sich zu beiden Seiten längs den Bergrücken hinzieht, die als seine Arme erscheinen. Der Weg von Villeneuve kömmt rechts an der Grand eau her.

Gleich hinter Aigle sieht man rechts auf den Bergen ein Stück von der Mauer, die Wallis und Savoyen trennt. Sie ist eigentlich nur gesetzt, damit das Vieh nicht zusammen laufe. Man beweidet nämlich von beiden Seiten den Bergrücken. Hier ragt auch zwischen den mit Schnee bedeckten Bergspitzen ein Gletscher-Kopf hervor.

Nachher geht der Weg etwas bergauf. Die Walliser Berge ziehen sich rechts herum. Zwischen ihrem Fuß und dem Thal von Aigle fließt die Rhone, die Sie hier zuerst erblicken.

Ungefähr auf dem halben Weg nach Bex bleibt links am Bergrücken St. Triphon liegen; ein Schloß und Dorf, das noch aus Cäsars Zeiten bekannt ist.

Eine halbe Stunde von Bex kömmt ein Wasser links die Berge herab und fließt der Rhone zu. Der Weg zieht sich nun mehr zur Linken. Bald wird auch das Thal weiter, und geht landeinwärts zur Linken. Doch bleiben immer die Walliser Berge zwischen Wallis und Savoyen zur Rechten. Der ganze Weg ist hügelig; vor Bex geht es einen ziemlichen Berg herunter.

Diese ganze Gegend ist sehr merkwürdig in geologischer Rücksicht. Man muß aber, um sich vorher einen allgemeinen Begrif davon zu machen, die schöne Karte von Mallet über das Pays de Vaud studiert haben. Sie ist sehr genau, und enthält zugleich Neufchatel und Wallengin mit der ganzen Strecke der anstoßenden Berge.

Bex ist ein groſses, schönes Dorf. Es hat viele reiche Einwohner. Auch das Fuhrwesen wegen des nahe gelegenen Salzwerks vermehrt die Nahrung. Es liegt wie in einem Bergkessel, von allen Seiten eingeschlossen.

Nach dem Salzwerk führt der Weg von dem nach Ollon, etwa $\frac{1}{4}$ Stunde vor Bex rechts eine Anhöhe herauf. Man hat eine halbe Stunde bis zu dem Gradir- und Kochhause, Audevie genannt. Weiterhin sieht man in einem andern Berge das alte Gradirhaus Bevieux liegen.

Bis hieher kann man fahren; weiter nicht gut. Der Weg geht zwischen den Anhöhen durch: die Gegend wird wilder.

Von Audevie aus steigt man bis zu dem Berge, wo die Souterrains sind, fast eine halbe Stunde immer bergan. Hier ist die Gegend völlig wild. Die Abhänge der Berge

stoßen

stoßen an die gegenüberstehenden dicht zusammen. Hie und da ein Fleck Weide, meistens unordentliche Holzklumpen; oft nacktes Gestein oder eingestürzte Klüfte. Der Bergstrom Grionne vermehrt die Wildheit. Er stürzt den Berg tönend herab.

Menschen können hier nicht leben, sagte ich meinem Begleiter — und in demselben Augenblick gewahrte ich eine Wohnung an einem etwas erträglichen Ort, auf der abhängigen Seite des gegen überstehenden Berges, mit Weide und etwas Gartenland umgeben.

Weiterhin kömmt das Haus, wo die Arbeiter wohnen.

Hier geht man in den Berg hinein. Man bekömmt einen grauen Kittel und ein Licht. Die Gänge in dem Innern des Berges sind eine gute Stunde lang. Sie gehen ganz durch. Man arbeitete von beiden Seiten mit Sprengen und Hammer, bis man zusammen stieß. Außerdem sind viele Queergänge nach den Ar-

beitsorten, den Wasserleitungen u. s. w. Im Anfang ist eine kleine Strecke völlig gemauert. Nachher ist alles in den Fels gehauen. An einigen Stellen ist der Fels durch Bohlen gestützt. Der Boden ist durchaus gebohlt.

Für frische Luft ist gesorgt durch Luftröhren. Vermittelst einer sehr gut eingerichteten Pumpmaschine wird die böse Luft eingesogen, und durch ein ungeheuer hohes Rohr in dem Felsen herausgebracht. Daher hat man an den meisten Stellen sehr gute Luft. Nur an einigen Orten, wo noch gearbeitet ward, und bei dem Bassin ist die Luft nicht so gut. Dorthin kann keine frische Luft gebracht werden. Besonders verderben die Schwefeldünste die Luft.

Die Pumpmaschine geht durch Wasser, das vermittelst Röhren in den Berg gebracht wird. Daraus entsteht ein gewaltiges Sausen, das in dem Berge fürchterlich wiederhallt.

Die Arbeit besteht darin, daß man in den Berg sprengt und stößt, bis man Salzquellen findet. Dergleichen Quellen hat man sechs. Die reichste ist erst vor kurzem gefunden.

Die Quellen werden dann durch Röhren in das große Bassin geleitet. Von hier geht es durch verschiedene Röhren in die Rinnen, die es nach dem Kochhause bringen, eine halbe Stunde weit, in gerader Linie aber nur eine viertel Stunde weit.

Das Steinsalz zeigt sich häufig an den Seiten des Gesteins in seiner Krystallisationsgestalt.

Gewöhnlich arbeiten sechs Menschen hier, jetzt geht aber die Arbeit aus Mangel an Geld schlaffer.

An einer Stelle hat man in den Fels eine Staffel gehauen von 800 Tritten, die gerade herunter führt zu dem andern Gradir-

hause in Bevieux. Man kann aber nicht darauf gehen, weil die Luft das Licht erlöscht.

Die Sole von dem Felsen wird nicht gradirt. Sie geht durch die Röhren gerade in die Pfannen. Dieser Pfannen sind sieben. Sie werden dergestalt geheizt, daß man immer auch in zweien neben der, worunter das Feuer ist, kochen kann, mittelst Kanäle, welche die Wärme dahin leiten. Allein in der mittelsten kann man in 24 Stunden viermal schöpfen; in jenen nur zweimal.

Das Salz, was man gewinnt, ist weiß, und sehr stark.

Man macht auch Glauberſalz.

Aus dem andern Salzwerk zu Pinaux, zwei Stunden von dort, dessen Sole nicht so reich ist, wird die Sole in das Gradirhaus geleitet. Das neue Gradirhaus, ein sehr ansehnliches Gebäude, hat zwei Etagen. In der

obersten ist eine Reihe Dornen, in der unteren eine doppelte.

Bis jetzt hat man nur noch das alte Gradirhaus gebraucht; das neue ist noch nicht fertig.

Die Wasserröhren, welche das Rad leiten, wodurch die Maschine getrieben wird, die Sole bis dahin zu heben, gehen also zwei Stunden weit; eine sehr beträchtliche Strecke.

Täglich muß ein Brunnenmeister alle Röhren nachsehen, um Fehlern und Unordnungen vorzubeugen.

Auf dem Salzwerk werden täglich 70 bis 80 Zentner Salz gefördert. Sie könnten aber 120 Zentner fertig schaffen. Gegenwärtig wird gar nur so viel gewirkt, als man mit dem Gelde bestreiten kann, das durch den täglichen Handverkauf einkömmt.

Das Holz wird von den gegenüberstehenden Bergen durch die Grionne geflößt. Man legt drei bis vier Stämme so zusammen, daß sie eine Rolle machen. Auf dieser gleiten nachher die Stämme herab.

Um die ganze Einrichtung hat sich der Berghauptmann Wild sehr verdient gemacht. Wir verdanken ihm eine Schrift darüber, welche zu den schätzbarsten in diesem Fach gehört. *)

Dieß Salzwerk ist für die Schweiz von der größten Wichtigkeit. Gehörig betrieben, kann es die Schweiz mit allem Salz versehen, dessen sie bedarf. Dieß ist eine große Quantität. Es gehört zu der Schweizer Wirthschaft, dem Vieh viel Salz zu geben.

Ich hatte den Vortheil, das Salzwerk in der Gesellschaft eines sehr unterrichteten Man-

*) Sur les montagnes salifères du Gouvernement d' Aigle mit einer Bergkarte.

nes zu sehen, des Herrn Schleicher, der in Bex wohnt. Er ist auch ein sehr guter Botaniker. Seine Sammlung von einheimischen Pflanzen besteht schon aus 2000 Stück; ihm werden vielleicht wenige fehlen. In der Folge will er einen Handel mit offiziellen Pflanzen anfangen. Der Aufenthalt ist vorzüglich gut gelegen dazu; seine Kenntnisse und seine Sorgfalt lassen viel Gutes von dieser Anlage erwarten.

Die Berge dieser Gegend gehören zu den interessantesten der Schweiz, in Rücksicht auf Kräuterkunde. Auf allen wird die Alpwirthschaft getrieben. Man theilt die Berge zu dem Ende in drei Klassen ein, die beweidet werden, so wie stufenweise der Schnee schmilzt und wieder kömmt.

Als ich nach Vevay zurück kam, war es noch früh genug, um Lausanne vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Der Kutscher machte mir einige Schwierigkeit; ich ließ mich aber

dadurch nicht abhalten. Schon öfterer habe ich mich gegen die Sitte in der Schweiz aufgelehnt, des Abends nie spät zu reisen. Vielleicht ist die Art des Fortkommens schuld daran; vielleicht das Interesse der Wirthe. Für Fremde entsteht oft ein sehr unangenehmer Aufenthalt daraus. Noch mag es auf Fußreisen hingehen. Aber in Wagen, auf so schönen Landstraßen, wie die im ehemaligen Canton Bern, kann man des Nachts sicher reisen, wenn man kein besonderes Interesse hat, einen Weg bei Tage zu sehen.

Das war freilich jetzt mein Fall; deswegen eilte ich auch ihn vor Sonnenuntergang zurückzulegen.

Von Vevay bis Lausanne sind vier Stunden; man fährt sie aber bequem in drei Stunden. *) Der Weg ist steinicht und hügelig;

*) Oerter: St. Saphorin 3/4 Stunden von Vevay, Cülli 1 1/2 St., Villette 2 St., Lütri 3 St., wobei Celigny rechts liegen bleibt, Pülli 3 1/2 Stunden.

sonst sehr angenehm. Ungeachtet der mäßigen natürlichen Güte des Bodens, ist das Land, wie ich Ihnen schon vorhin bemerkte, vielleicht das Ideal der höchsten Stufe der Kultur. Fast alle Arbeit wird durch Menschenhände verrichtet. So will es die Lage. Der reiche Ertrag des Weins und die starke Bevölkerung machen es möglich.

Man hat den See zur Linken fast immer ziemlich nahe. Zur Rechten übersieht man eine treffliche Landschaft bis an das Vorgebirge des Jura.

Eine vorzüglich schöne Lage hat das Schloß St. Sapphorin, eins der besten Güter in der Schweiz. Hier wächst sehr guter rother Wein, der dem Burgunder nahe kömmt.

Der schönste Weinwachs ist in dem Distrikt La Vaud, etwa eine Stunde von Vevay und zwei von Lausanne. Dieser Wein ist dunkler als der von la Cote, und noch stärker. Alt wird er sehr stark. Auch läßt er sich verführen.

Hinter Pully, eine halbe Stunde von Lausanne, kommen Sie eine ziemliche Höhe heran. Hier ist aber keine Aussicht; man sieht Lausanne erst kurz ehe man hineinfährt.

LV.

Genf den 9. Jun. 1798.

Auf dem Thurm der Hauptkirche in Lausanne, lieber Brun, genoß ich der treflichen Aussicht beim Aufgang der Sonne. Man sieht weit über den See weg, eine weite Landschaft bis an die Gebirge von Bourgogne, die Savoyischen und Walliser Eisberge, und die Berge in der mittleren Schweiz. Nur an der Seite gegen über ist sie beschränkt durch einen mit Holz bewachsenen Berg. Auf diesem Berge steht das Signal. Von der Höhe haben Sie ungefähr eben die Aussicht als von dem Kirchthurm. Sie übersehen hier den Genfer See am vollkommensten, gleichsam in der Mitte. Doch ist auch hier die Aussicht nach der Seite von Villeneuve durch Berge eingeschränkt.

Lausanne liegt an einem Hügel, in einer mäßigen Entfernung von dem See. Mehrere Häuser haben daher eine treffliche Aussicht über den See und das jenseitige Ufer. Der Montblanc ragt deutlich in der langen Reihe von Schneebergen hervor.

Die Stadt ist unregelmäßig gebauet; aber sie hat schöne Häuser. Sie gehörte sonst zu den reichsten Städten der Schweiz. Die angenehmen Gegenden, die gesunde Lage, der gute gesellige Ton, selbst der Ruf, zogen viele vermögende Fremde aus allen Ländern hieher. Man rechnete die Anzahl der Fremden wohl auf zweitausend. Sie machten zum Theil beträchtlichen Aufwand; die vornehmste Quelle der Wohlhabenheit der Einwohner.

In Lausanne leben ungefähr 9000 Menschen; zwei Drittheile vielleicht von Fremden. Während der Revolution hat die Anzahl der reisenden Fremden unglaublich abgenommen; selbst die Anzahl derer, die sich mehrere Monathe oder Jahre, ihrer Gesundheit wegen,

hier aufhalten. Sie können sich vorstellen, wie bitter man darüber klagt. Lausanne war ohnehin der Revolution minder ergeben, als andere Städte im Pays de Vaud. Man liebte die Fremden zu sehr, um in einen Schwindel zu fallen, der sie verscheuchen mußte.

Spuren des Wohlstandes finden Sie noch sehr viele. Selbst die Wirthshäuser haben mehr Eleganz, als ich noch an einem andern Orte fand. Fast glaubte ich in einer der ersten Städte des südlichen Deutschlands zu seyn.

Die Gesellschaft habe ich als ganz vorzüglich rühmen hören. Sie ist überhaupt sehr gut in dem Pays de Vaud; natürlich also noch in höherem Grade in der größten Stadt, welche am häufigsten und anhaltendsten von Fremden besucht wird. Diese beständige Gemeinschaft mit gebildeten Fremden giebt mehr als alles andere dem Ton Geschmeidigkeit und allgemeines Interesse. Jeder Fremde trägt das seinige mit dazu bei, denen, die nach ihm kommen, den Aufenthalt angenehmer zu ma-

chen. Je mehrere Vorgänger diese hatten, desto leichter werden sie bekannt, desto eher finden sie Vereinigungspuncte für die Unterhaltung.

Litteratur liebt man wohl in Lausanne, doch minder als in Zürch zum Beispiel; auch nur besonders die leichteren französischen Schriften. Die Universität hat nie viel bedeutet; sie war meist nur für Theologen. Sonst finden Sie viele Männer von Kenntnissen. Und was ihren Einsichten noch höheren Werth giebt, ist die gute, gefällige Art der Mittheilung; die gänzliche Entfernung von gelehrtem Prunk und Ziererei.

Zu den angenehmsten Spaziergängen gehört der nach dem Seehafen Ouchi. Es ist ein ungemein freundlicher Ort; doch nicht sehr wichtig als Hafen. Wenn das Wetter es irgend erlaubt, so muß man nicht versäumen, sich nach Evian an der Savoyischen Seite übersetzen zu lassen. Der Anblick von dort her auf Lausanne, Morges, Rolles, und fast bis

Vevay, mit den unzähligen Landhäusern und Dörfern, die zwischen ihnen zerstreuet liegen, soll unendlich reizend seyn.

Der Weg nach Nyon geht bei der eigentlich sogenannten Promenade von Lausanne vorbei. Es sind sieben Stunden. Im Ganzen ist der Weg wie der von Vevay; doch ist jener weniger hügelig. Hie und da ist das Ufer etwas wild. Auch hat man zuweilen von einem der höheren Hügel eine schöne Aussicht auf die zweite Bergkette des Jura, welche die vallée du lac de Ioux diesseits einschließt. Das Ufer des Sees erweitert sich. Die Savoyischen Berge verlieren sich oft in sanfte Erhöhungen.

Man kömmt durch Beveranche, eine Stunde von Lausanne, nach Morges, ein Städtchen, zwei Stunden von Lausanne. Hier ist der See am breitesten. Zuweilen sieht man kaum das jenseitige Ufer.

Rolles, fünf Stunden von Lausanne, ist eine gar allerliebste, kleine Stadt. Sie

Hat nur eine breite Gasse, aber recht hübsche Häuser, und ein überaus freundliches Ansehen. Am Eingang von Morges her ist eine sehr angenehme, bequeme Promenade am See. In keiner Stadt der Schweiz, die ich noch sah, wandelte mich so sehr, wie hier, die Lust an, meine Hütte aufzuschlagen. Sie hat alles, was Sie nur wünschen können, zu einem vergnügten, stillen, und doch nicht einsamen Leben.

In dieser Stimmung besuchte ich Mallet, den ersten Lehrer unseres Königs, und Verfasser einer geschätzten Geschichte von Dänemark. Er bewohnt ein sehr schönes Haus am Ende der Promenade. Hier lebt er in philosophischer Muße, immer noch mit dankbarer Erinnerung an Dänemark, die mich so sehr anzieht.

Auf dem Wege nach Rolles kömmt man durch St. Prex und Allamand, eine Stunde von Rolles. In dieser Gegend von Brantsü bis Allamand, eine Strecke

von

von etwa zwei Stunden in der Länge wächst der zweite vortrefliche Wein des Pays de Vaud. Man nennt ihn, nach dem Bezirk, wo er gewonnen wird, la Cote. Viele ziehen ihn noch dem la Vaud vor. Ich würde mich aber für den lezteren erklären.

Bei Rolles sieht man einen römischen Meilenzeiger.

Hinter Rolles ist der Boden nicht allenthalben fruchtbar; wenigstens nicht so, wie man daran gewöhnt ist. Bis zu der Brücke über die Promentouse ist er am Strande sehr mager; nachher wird er besser. Die Ursache solcher Ungleichheiten muß doch wohl nur an einer minder sorgfältigen Kultur liegen. Man läßt zur Seite das Schloß Beaumont, und die Dörfer Dülli und Prangin. Bei dem ersteren fließt die Düllire, ein kleiner Fluß, in den See. An dieser ganzen Küste treffen Sie viele solcher Flüsse. Sie entspringen in den Bergen aus Waldbächen. Nachdem sie hie und da mehrere kleine Gewässer aufgenommen haben, ergießen sie sich alle, nach

einem kürzeren oder längeren Lauf, doch nie über einige Stunden, in den See.

Nyon kennen Sie noch durch Bonstettens Landvogtei. Auch Sie werden darin einig seyn, daß es einer der angenehmsten Oerter in der Schweiz ist.

Die Stadt liegt an einem Hügel, wie Lausanne; ein Theil unten am See, der andere auf dem Hügel. Die Straßen sind ungleich; die Häuser freundlich und bequem.

Das Schloß ist ein altes, verfallenes Gebäude; ehemals, wie Sie wissen, der Sitz der Landvogtei. Man sprach nur noch jetzt mit einer Theilnehmung von dem, wie es hier ehemals war, die deutlich genug beweist, wie wenig Grund in den vermeinten Klagen über Aristokratie lag.

Sonst waren auch in Nyon verhältnißmäßig viele Fremde, die hier einige Zeit zubrachten. Die Revolution hat dieß geändert; doch

scheint es, daß der gesellige Ton hier minder litt, als in anderen Städten im Pays de Vaud. Man hat zwar Klagen genug; aber sie sind doch minder bitter.

Die Porcellainfabrik hatte ich nicht Zeit zu sehen. Sie soll sehr vorzüglich seyn; aber auch sie hat durch die Revolution gelitten.

Daß ich unseren braven Reverdyl besuchte, können Sie leicht denken. Wie konnte ich mir es versagen, den würdigen Mann persönlich kennen zu lernen, den feine Kenntnisse und der liebenswürdigste Character so interessant machen? Auch er behält stets eine Vorliebe, eine Anhänglichkeit an Dänemark, die er bei jeder Gelegenheit mit dem wärmsten Herzen äußert.

In seiner Gesellschaft besuchte ich die Spaziergänge um die Stadt, besonders den petit Cercle, wo man den See so gut übersieht.

Wir giengen auf eine kleine Anhöhe nahe bei der Stadt, nach der Straße nach Frank-

reich hin. Sie zeichnet sich aus, weil man von allen Seiten eine sehr weite Aussicht hat, ohne doch auf einem Berge zu seyn. Der Horizont umfaßt nicht nur einen großen Theil des Sees, und die Gebirge von Savoyen gegen über; Ihr Blick erstreckt sich auch nach allen Seiten hin in die Schweiz, wo nur ferne Berge ihn aufhalten.

Eine Aussicht wie diese hatte ich noch nirgends. Eben diese unbeschreibliche Mannigfaltigkeit der Gegenden in ganz verschiedenem Stil muß die Schweiz dem Forscher und dem Freunde der schönen Natur so vorzüglich interessant machen.

Von Nyon nach Genf hatte ich drei Stunden. Der Weg ist wie der vorige. Die Savoyischen Berge ziehen sich mehr vom See ab in einem Zirkel herum. So öfnen sie Ihnen näher bei Geneve eine schöne Gegend, die sich im Amphitheater mit Bergen in der Ferne schließt.

Auf der Hälfte des Weges liegt das große Dorf Coppet. Etwas links auf einem Hügel liegt Nekkers Schloß. Es ist ein sehr dauerhaftes Gebäude, von altem Ansehen. Aber, wie mich dünkt, für unsere Zeiten, zu seigneurial in seinem Aeußeren. Der Park hinter dem Hause ist sehr gut angelegt, in einem großen Stil, mit glücklich gewählten Gesichtspunkten.

An diesem schönen Ort genießt Nekker einer Ruhe, die er nur seinem rechtschaffenen Charakter verdankt. Nach dem wunderbaren Wechsel seiner Schicksale wundern sich vielleicht einige darüber, ihn so zu finden; aber jeder, der ihn kennen will, wird ihm diese Ruhe aus der Fülle des Herzens gönnen. Sie können glauben, daß es ungemein interessant für mich war, seine Bekanntschaft zu machen. Doch gestehe ich, beinahe hätte ich den Vater über die Tochter vergessen, die ein glücklicher Zufall mich hier antreffen ließ.

Necker besitzt einen Schatz, dem ich mit lüsterner Begierde nachtrachte. Er hat seine Sammlung von Briefen und ähnlichen Papieren aus seiner ganzen Dienstzeit aufbewahrt. Aus dieser authentischen Quelle ließen sich Beiträge zur geheimen Geschichte der französischen Revolution schöpfen, die mir für mein Werk von unendlichem Werth wären.

Eine halbe Stunde von Coppet kommen Sie zu dem Dorfe Versoi, leicht eins der größten, schönsten Dörfer, die es nur immer giebt. Hier wollte man einst eine Festung anlegen. Der kleine Waldfluß Versoi fließt hier in den See.

Fernex — einst so berühmt als Voltaire's Aufenthalt — bleibt zur Rechten liegen. Es ist eine Stunde um, wenn man den Weg über Fernex nehmen will.

Hinter Versoi sehen Sie nun eine Menge einzelner Häuser. Man nannte mir Gentaud, la Barriere, Bellevue, Sachern. So wie

Sie Geneve näher kommen, werden der Landhäuser so viele, daß Sie kaum im Vorbeifahren sie zählen können. Die meisten sind in ihrem Aeußeren viel eleganter als alles, was ich in der Schweiz gesehen habe. Sie zeugen von dem verhältnißmäßig größeren Wohlstand der Besitzer.

Die Stadt sehen Sie erst kurz, ehe Sie hineinkommen. Sie liegt theils am See, theils einen Hügel herauf. In dem unteren Theil besonders ist ein sehr lebhaftes Verkehr. Diese Thätigkeit auf den Straßen hatte ich nicht gesehen, seit ich Hamburg verließ.

Wirklich ist Geneve bei weitem die volkreichste und geldreichste Stadt in der Schweiz; ich glaube, man kann sagen, die einzige Handelsstadt.

Nicht größer wie Zürch, zählt sie etwa 30000 Menschen. Die Stadt hat drei Thore, fünf Kirchen, unter diesen eine katholische und eine lutherische, etwa 2500 Häuser.

Zum Theil ist sie alt, wie die übrigen Städte der Schweiz; zum Theil hat sie schöne Häuser und breite Straßen, besonders in der oberen Stadt. Die Rhone fließt hier aus dem See, und nimmt nicht weit von der Stadt die Arve auf.

Nahe am Thor, wo Sie hereinkommen, liegt Rousseau's Haus. Es ist alt und nicht ansehnlich. Jetzt wird eine Straße nach ihm benannt.

Sonst huldigt man seinem Andenken in der Schweiz nicht mit dem Enthusiasmus, den ich erwartet hatte. Er ist, ganz entgegen der schwarzen Vorstellung, die er sich machte allenthalben, wo er lebte, sehr geliebt. Aber man hat bei weitem nicht die hohe Meinung von ihm, die, wie mich dünkt, seinem Genie gebührt.

Ich bin ungewiß, ob die Ursache nur darin liegt, daß so wenige Menschen ihn begreifen, seine Paradoxen und Inconsequenzen über

die hellleuchtenden, erwärmenden Funken des Genies vergessen. Fast scheint es mir, als ob strenge Urtheile über moralische Schwächen, besonders über seine häuslichen Verhältnisse viel dazu beitragen, die Meinung von ihm herabzusetzen.

Hauptsächlich ward er durch die elende Therese unglücklich. Sie entfernte alle Freunde von ihm. Es war ihre Absicht, ihn mit allen zu entzweien, damit er nur sie nöthig hätte, und gezwungen würde, sie zu heirathen. Dieß war erst ihre Politik. Als sie ihren Zweck erreicht hatte, konnte sie sich nicht in der Gesellschaft behaupten. Darum wandte sie alles an, ihn menschenscheu zu machen. Auch war sie niedrig geizig. Sie zog kleine Pensionen, ohne daß er es wußte. Von ihrer Untreue hatte man bei seinem Leben keinen Argwohn.

Seine Kinder setzte er in das Findelhaus, weil er fürchtete, Therese würde sie verderben. Er brauchte nicht einmal die Vorsicht, ihnen ir-

gend ein Merkzeichen zu geben. Dieß hat ihn nachher sehr verdrossen. Der vergebliche Wunsch, sie wieder zu finden, war eine von den geheimen Ursachen seiner Schwermuth. Man entdeckte nie die mindeste Spur von ihnen. Dem Vater müssen sie doch nicht gleich seyn, sonst hätte wohl ihr Leben auf eine Untersuchung ihrer Abstammung geführt.

Noch leben viele, die ihn gekannt haben; aber von seinen vertrauteren Freunden in dieser Gegend keiner mehr. Von Moultou leben Kinder. Die Wittwe dú Peyrou's lebt auf einem Landgute bei Yverdon, das schönste Landhaus der Gegend. Ich hoffe noch ihre Bekanntschaft zu machen. Sie wissen, wie sehr es mich interessirt, zuverlässige Nachrichten über Rousseau zu sammlen.

Von den Männern, denen Friederike mich empfohlen hatte, habe ich auch nicht einen gesehen. Hören Sie nur meine Widerwärtigkeiten.

Mein erster Gang war zu einem Mann, von dem ich Aufschlüsse über das jetzige Schicksal von Genf erwarten konnte.

Nun erfuhr ich, was ich freilich geahndet hatte, doch nur zum Theil — wie es mit der freiwilligen Ergebung Genfs an Frankreich zusammenhängt.

Daß man französische Besatzung in die Stadt gelegt hatte, um die Freiheit — oder wie der offizielle Ausdruck ist, die Sicherheit — der Berathschlagungen zu schützen, das wußte ich. Aber ich wußte nicht, daß selbst dann die Mehrheit derer, die über die Vereinigung berathschlagen sollten, sich nicht dafür erklärte.

Zuerst, wissen Sie, ward durch französischen unmittelbaren Einfluß eine Commission von 120 Personen ernannt, um über die, von niemand verlangte, Vereinigung zu berathschlagen. Der große Rath wollte diese Com-

mission wieder aufheben, weil die Mehrheit fürchtete, sie mögte sich für die Vereinigung erklären. Aber da kam die französische Besatzung in das Mittel. Der Rath stimmte nun auf Verlängerung. Indeß war diese Commission keineswegs bevollmächtigt, die Vereinigung zu beschließen. Dennoch berathschlagte sie in dem Sinn. Bei dieser Berathschlagung blieben 40 Mitglieder weg, weil sie sich nicht frei fühlten. Von den übrigen 80 stimmten 32 für die Vereinigung, und 28 dagegen. Die übrigen 20 wollten nicht ihre Stimme geben. Es ist also mehr als zu gewiß, daß sie der Meinung der 28 beitraten. Gleichwohl galt der Schluß von 32, gegen 28 und 20 negativen Stimmen für den feierlich und rechtmäßig erklärten Willen der Nation. Der französische Resident nahm diesen Willen eben so feierlich und rechtmäßig an. Man unterhandelte eine Capitulation. Nun soll sie übermorgen vollzogen werden. Uebermorgen geschieht die feierliche Uebergabe der Stadt, ohne allen Zweifel, besage der Amtsblätter und censirten Zeitungen unter

allgemeinem Jauchzen und Jubiliren der glückseligen Genfer.

„Sie können sich," sagte mir der Mann, der mir diesen Bericht gab, „nicht vorstellen, „wie diese Entscheidung unseres Schicksals allen „Partheien mißfällt, wie abgeneigt sie sonst „einander seyn mögen. Man betrachtet den „Tag der Uebergabe als einen Tag der allgemeinen Trauer. Zwar ist es wahr, unsere kleine „Republik hat seit 1782 unglaublich gelitten; „bei uns sind Abscheulichkeiten vorgefallen, die „denen in Frankreich selbst wenig nachgeben. „Fast scheint es, als habe der Charakter unseres Pöbels, des vornehmen und niedrigen, „verschieden von der schweizerischen Gutmüthigkeit, die Heftigkeit der südlichen Freiheitshelden angenommen. Dadurch ist nach und nach „die Erbitterung der Partheien auf das äußerste gestiegen. Solche Erinnerungen erlöschen „nicht. Es ist eine große Frage, ob jemals „ein Mittelweg sich hätte finden lassen, alle „Partheien zu beruhigen, sie alle dauerhaft zu

„vereinigen. Wenigstens wäre es nicht mög-
„lich gewesen, wenn die französische Republik
„Savoyen behält und uns verschlingen will.
„Dann würde sie immer Mittel gefunden ha-
„ben, uns zu entzweien; wir hätten einander
„dann selbst zerfleischt. Darum gestehe ich Ih-
„nen aufrichtig, daß ich die Vereinigung mit
„Frankreich als ein Glück ansehe, bei aller
„meiner Freiheitsliebe. Nun erlangen wir
„doch Ruhe: Sicherheit gegen unsere Mitbür-
„ger, die heute von dieser, morgen von jener
„Raserei ergriffen werden. Dieß ist das erste,
„und das größte bürgerliche Glück. Glauben
„Sie es meiner Erfahrung, und bitten Sie den
„Himmel, Sie je vor eigener Erfahrung in-
„nerlicher Stürme zu bewahren. Morden
„Sie lieber mit eigner Hand Ihren besten
„Freund —

Ich fiel ihm in die Rede, weil ich sah, wie sehr ihn die schreckliche Rückerinnerung angrif, und theilte nun mit ihm seine schmerzhafte Empfindung darüber, daß dieser Ausgang wün-

schenswerth geworden wäre. Wirklich sind die Greuel, die seit 1794 vorfielen, beinahe unglaublich. Auch empfindet man darüber eine gewisse öffentliche Schaam; man meidet jetzt die Spatziergänge, wo damals die Schandthaten vorfielen. Indeß läßt es sich auch nicht läugnen, daß nicht selbst die französische Regierung an diesen Szenen großen Antheil hatte. Wenn Sie dieß erwägen, so können Sie es wohl dem Freiheitssinn dieser alten Republikaner desto eher verzeihen, wenn sie bitter darüber klagen, daß sie nun ihre Selbstständigkeit verlieren müssen, obgleich sie in diesem Augenblick unläugbar dabei gewinnen, obgleich sie gute Bedingungen erhalten, und alle Ursache haben, mit den ersten Wahlen der französischen Commission sehr zufrieden zu seyn.

Sogar mir, der doch nur ein weltbürgerliches, oder wenn Sie wollen, humanes Interesse bei der Veränderung hatte, war dieser Gedanke so widerlich, daß ich beschloß, auf der

Stelle wieder abzureisen, ohne jemand weiter zu sehen.

Auf dem Rückwege nach dem Wirthshause ließ ich mir indeß den Thurm der Peterskirche, der Hauptkirche der Stadt, zeigen. Man hatte mir die Aussicht gerühmt, als eine der merkwürdigsten in der Schweiz: und meine Erwartung ward nicht getäuscht.

Von der höchsten Spitze des Thurms sehen Sie die ganze umliegende Gegend, und alle Lusthäuser der Genfer auf der französischen, savoyischen und deutschen Seite; in der Ferne erblicken sie die Eisberge, die savoyischen und burgundischen Gebirge. Um diese Spitze herum sind vier kleinere Thürmer, von deren jedem man einen verschiedenen, immer anziehenden Gesichtspunkt hat.

Am meisten gefiel mir die Aussicht von einer Bank, den Glocken gegen über. Hier übersah ich den ganzen See bis Villeneuve hinauf.

auf. Von keinem andern Punkt kann man so, wie von diesem, die unvergleichliche Spiegelfläche des Wassers beschauen. Von den fruchtbaren Ufern sieht man gerade nicht mehr, als zur Schönheit des Gemähldes erfordert wird. Die nächsten Abschnitte scheint der See wieder zurückzuwerfen. Mich dünkt, man kann sich an diesem Anblick nicht satt sehen. Hat man kein Gemählde des Sees von dieser Seite, so wäre gewiß der Gegenstand werth, von einem ausgezeichneten Künstler aufgefaßt zu werden.

Ich verlor mich in der Betrachtung der Schönheit und der Ruhe dieses Wasserspiegels, im Vergleich mit der unermeßlichen Meeresfläche, die meines Vaterlandes Küsten umgiebt — als mich mein Führer nicht ohne Empfindlichkeit auf die vortreflichen großen Glocken merken hieß, wovon er mir schon öfterer gesagt hatte. Unbeschadet dem Gefühl, was auch er versicherte, für den See zu haben, meinte er doch, diese Glocken, die einzigen in ihrer Art, verdienten nicht

minder die Aufmerksamkeit des Reisenden zu fes-
seln. Ich mußte ihm schon den Gefallen thun,
sie zu besehen; ich weiß aber nichts mehr davon,
als daß sie durch eine sehr künstliche Maschiene
von unten angeschlagen werden.

Nun bemächtigte er sich meiner Person, um
mir in der Kirche vieles zu zeigen, was während
den Revolutionen von Genf ruinirt wäre, an
Grabmählern u. s. w. Er zeigte mir auch ein
Chor, das man jetzt eingerichtet habe, zur Ver-
sammlung des peuple souverain, um Wahlen
vorzunehmen.

Als er mir diesen Souverain nannte, hielt
ich es nicht länger aus. Ich machte mich von
ihm los, um nach meinem Wagen zu eilen.

LVI.

Pont den 10. Jun. 1798.

Morgen, liebe Friederike, werde ich die Quelle der Orbe sehen. Das Datum dieses Briefes zeigt Ihnen, daß ich nahe dabei bin.

Ich hätte meinen Weg über die Dole nehmen sollen. Es wäre nur vier Stunden um gewesen, und ich hätte sehr interessante Gegenstände gesehen. Aber ich erfuhr es zu spät. Meine schnelle Abreise von Genf hinderte mich, genauere Erkundigungen einzuziehen.

Sie wissen, die Dole, nahe bei Bonmont im ehemaligen Gebiet des Canton Bern, ist eine der höchsten Rücken des Jura, die Scheide zwischen Pays de Vaud und Frankreich. Der Jura geht in einer Strecke fort

von Geneve bis Basel immer zur Linken. Von Basel ab zieht er sich noch weiter links herum. In der Breite sind es mehrere parallele Bergketten, zwischen denen die Thäler liegen. So ist es mit allen den Thälern, der vallée du lac de Joux, der vallée d' Orbe und anderen. Sie stoßen an einander. Auch die Thäler jenseits Neufchatel, das Münsterthal u. a. sind eben so zwischen Linien des Jura eingeschlossen. Eben so gehen von dem Jura in anderen Richtungen verschiedene Arme ab. Dergleichen sind die Solothurner Berge.

Alle diese Berge sind kalkartig. Sie unterscheiden sich von andern Schweizerbergen in der Form. Es sind mehr runde, lange Wände, als unordentliche, verschieden geformte Spitzen, wenn gleich auch auf ihnen sich Spitzen befinden. Sie sind weit minder fruchtbar als die südlicheren. Vielleicht sind sie eher vulkanisch, als die anderen.

Die Linie, die sich längs dem Rhein nach der Gegend von Baden hinzieht, gehört auch noch mit zum Jura. So der Lägerberg bei Regensperg. Aber die Zürcher Berge sind nicht von derselben Art.

Der Weg über die Dole geht bei den obersten Jura-Gebirgen vorbei. Er läßt sich nicht machen, als im höchsten Sommer, und wenn es nicht viel geregnet hat. Sonst ist es eine schöne, vielbefahrne Straße.

Eine andere Bergstraße geht bei Nyon ab. Sie führt auch links den Bergen zu, und fällt über den Brassü in die schöne Straße längs der Vallée du Lac de Joux. Diese Straße bleibt alsdenn zur Linken; die Vorberge des Jura zur Rechten. Auch dieser Weg ist eine gebahnte Straße. Er beträgt ungefähr acht Stunden bis Vallorbe.

Allein auch diesen Weg durfte ich nicht nehmen. Der Eigensinn meines Lohnkutschers nöthigte mich, wollte ich nicht an-

ders doppelt zahlen, bis Rolles zurück zu gehen.

Hier entzweieten wir uns gleichwohl.

Ich verlangte, er sollte mich über Aubonne fahren. Er hingegen wollte den Weg nehmen, der bei Rolles links die Berge hinauf geht. Dann wäre ich durch das Dorf Gimelles auf den Brassü gekommen, und so in das Thal du lac de Joux eine Strecke oberhalb des Pont.

Unwillig über die Kutscherdespotie zahlte ich ihm, was er zu fordern hatte, und machte mich zu Fuß auf den Weg.

Sie können nicht glauben, wie glücklich ich mich fühlte, dieser selbstgewählten Fesseln entledigt zu seyn. Nun hinderte mich nichts, Abschweifungen zu machen, wie ich wollte.

Sogleich beschloß ich, wie es einem neulich befreieten geziemt, meine Freiheit zu benutzen. Ich wollte meinen Weg bei dem Signal

von Aubonne vorbei nehmen, weil man mir von dieser Aussicht in Lausanne viel gesagt hatte. Man sollte es eigentlich das Signal von Bougi nennen. Denn es liegt bei dem letzteren Dorf.

Der Weg geht gleich hinter Rolles links den ziemlich hohen Berg hinauf, wo Bougi liegt. Von diesem Dorf steigt man noch eine beträchtliche Strecke weiter bis zu dem Signal.

Die Aussicht erstreckt sich über den Genfer See und das äußerst fruchtbare Pays de Vaud. Von allen Gesichtspunkten, aus welchen ich diese Gegend betrachtet hatte, ist keiner so günstig zur Uebersicht des Landes, als dieser. Dagegen beschränken die benachbarten Berge die Aussicht in die anderen Gegenden hinter der ersten Bergkette des Jura. Von den übrigen Schweizer Bergen sieht man bloß in dunkler Ferne die Freiburger. Aber die savoyischen Eisberge zeigen sich deutlich jenseits des Sees.

Vermuthlich ist dieß die Aussicht, welche Tavernier für die größte und erhabenste in der Welt erklärte. Denn die von Aubonne, von welcher man dieß sonst sagt, kann nicht so weit seyn. Sowohl das Schloß, als das eigentliche Signal von Aubonne, das niedriger in einem Weinberge steht, haben einen beschränkteren Horizont.

Von dem Signal geht der Weg nach Aubonne meistens bergab, obgleich Aubonne auch noch ziemlich hoch liegt. Man kann auch den Weg über Gimelles nehmen.

Aubonne ist eine hübsche kleine Stadt in einer angenehmen Gegend, hügelig, mit vieler Waldung. Von der Seite, wo ich her kam, liegt ein schönes Landhaus an der Straße. Auch hier wächst ein vorzüglicher Wein.

Von Aubonne bis Pont sind sechs Stunden, und ich glaube, von hier bis Valeyras noch fünf Stunden. Aubonne ist von Rolles

zwei Stunden. Mein Weg über Pont ist also drei Stunden um; denn der gerade Weg von Aubonne über Lille ist nur acht Stunden.

Der Weg bis Pont ist ziemlich gut und durchaus fahrbar. Man kann aber hie und da Fußsteige nehmen, die näher führen. Doch ist dieß bei weitem nicht der einzige Vortheil. Man hat oft von den Fußwegen weit schönere Aussichten; auch geben sie mehr Gelegenheit die Beschaffenheit und die Kultur des Landes im Detail kennen zu lernen.

Anfangs geht der Weg etwas bergab bis Saint Libre, $\frac{1}{2}$ Stunde von Aubonne. Bald hernach geht es einen hohen Berg hinan. Er gehört zu der Kette der Vorberge des Jura. Von der Höhe haben Sie eine schöne und weite Aussicht. Hier erblicken Sie zum letztenmal ein Stück vom Genfer See, die Savoyische Küste und die Eisberge, die doch hier sehr

weit entfernt sind. Auf der Höhe geht es fort bis Balue 1 ½ Stunden von Aubonne. Man kömmt wieder ein wenig bergab. Nun hat man erst links, nachher auch rechts, ein gar reizendes, fruchtbares Bergthal, ringsum von waldigten Höhen eingeschlossen.

Man kömmt vor Mognot vorbei, welches vier einzelne Häuser sind.

Montrichet, ein altes befestigtes Schloß, bleibt links liegen, in einer treflichen Gegend, auf einem kleinen Hügel, gelehnt an den Fuß eines waldbedeckten Berges. Der Besitzer des Schlosses schien aus seiner Burg gleichsam die ganze lustige Gegend zu beherrschen.

Nachher geht es stärker bergab nach Lille. Auch bei diesem Dorf ist ein Schloß, das aber in der Tiefe liegt.

Von Lille bis Aubonne sind drei Stunden; eben so weit nach Pont.

Zuerst geht man in der Tiefe fort, mit wenigen Abwechslungen. Man kommt nach Villarboinon und Coudre, ½ Stunde von Lille, die noch zu Lille gehören, dann zu Fauchy, eine Stunde weit.

Nun geht es einen hohen mit Wald bedeckten Berg hinan, la Sabboterie, ½ Stunde weit; dann auf der Höhe eine halbe Stunde fort bis Südchatel de Lille.

Von hier kömmt man nachher den hohen Berg wieder herab. Vor Pont wird der Berg ziemlich steil. Sie sehen von der vallée du Lac de Joux nicht eher etwas, als bis Sie nahe dabei sind.

Dann schimmert der See durch; jenseits die Kette des Jura, die höher hinauf liegt. Es geht nun schnell herab, rechts um die Ecke herum, in die schöne Straße längs dem See.

In dieser Gegend standen in den Bergdörfern zu der Zeit, als Bern sich noch nicht ergeben hatte, einige Gemeinen gegen die Franzosen auf. Sie waren nicht sehr zahlreich. Ihr Geschütz bestand bloß aus zwei Kanonen von Bern. Sie mußten der Uebermacht freilich bald weichen; aber sie hielten sich sehr tapfer.

Die Franzosen machten damals viel Geschrei von dem Erfolg ihrer Waffen. Die Sache war aber an sich von keiner Bedeutung.

Besonders hartnäckig vertheidigten sich diese Bergbewohner in einem Dorfe an einem Bergpasse, Hviteboeuf, oder wie er heißt. Daher sprachen die Franzosen damals von der Verschanzung von Hviteboeuf, von der in der Schweiz niemand etwas wußte.

Als die Leute nachher ihr Pulver abliefern sollten, gaben sie bei weitem nicht alles her. Sie lieferten zwei Fässer ab; das übrige ver-

scharrten sie. Noch immer ist ihr Sinn entschieden gegen die Franzosen. Es bedarf in der That nur einer Veranlassung zum Aufstand, nur einer entfernten Hoffnung zu einem glücklichen Erfolg, so würden die Leute wieder zu den Waffen greifen.

Sie sollten nur hören, wie sie unter sich sprechen von jenen Vorfällen. Mit welchem Vergnügen sie herzählen, wie viel Leute die Franzosen in den kleinen Gefechten verloren, von denen man niemals etwas erfuhr. Hingegen sagen sie von sich und ihren Landsleuten, es habe ihnen nur an Anführern gefehlt, den vorher überlegten Planen, wodurch man alle Gemeinen vereinigt hätte — sonst würden die Franzosen nimmermehr obgesiegt haben. Die guten Leute stellen sich die französische Armee vor, wie ihre eigene. Sie glauben, eine Armee vernichtet, sey nichts mehr zu befürchten. Das war nun freilich nicht ganz so der Fall: indeß hätte eine damals vernichtete französi-

sche Armee der Sache doch wahrscheinlich eine andere Wendung gegeben.

Wirklich, wenn man bedenkt, wie isolirt solche Gemeinen leben, wie entfernt von dem politischen Interesse, was sonst die Nationen in Bewegung setzt, so fühlt man sich fast wie unwillkührlich hingerissen, in Lobsprüchen über die ehemalige Regierung auszubrechen, und in ihrer Anhänglichkeit an diese Regierung einen neuen Beweis zu finden, wie angemessen sie den Lokalbedürfnissen war. Unter hinlänglichem Schutz gegen äußere Gewaltthätigkeit, genossen sie der Freiheit in ihrem Erwerb und in ihrer Lebensweise, welche die Natur selbst in ihren Bergen für sie schien bereitet zu haben. Zahlten sie wenige Abgaben, so bedurfte es auch für sie keiner zusammengesetzten Verwaltung, keiner kostbaren Repräsentation, die oft vielleicht mehr Schaden als Nutzen stiftet.

In noch größerem Maaße gilt dieß von Thälern, die dem gleichen, wo ich diese Nacht zubringen werde. Ich gestehe Ihnen, ich begreife nicht, wie man glauben konnte, daß Menschen, die seit Jahrhunderten ungestört immer ihren kleinen eigenthümlichen Fleck Landes so bearbeitet hatten, sich in die Ochsische Constitution fügen würden. Die Bewohner solcher eingeschränkten Bezirke machen, so zu sagen, eine Welt für sich aus: ihre Vorstellungen, ihre Wünsche erstrecken sich nicht leicht jenseits der Berge, die ihr Thal umgränzen. Jede Neuerung, jede Veränderung hergebrachter Sitten ist ihnen zuwider. Wollen wir sie deswegen einfältig, unkultivirt schelten? Sie gewiß nicht, liebe Friederike! Auch ich nicht, so lange es nicht weit klärer ist, als bisher, ob alle Menschen bis auf einen gewissen Grad der Aufklärung fähig sind. Erst dann ließe es sich beurtheilen, ob eine solche Einschränkung unserer Bestimmung durchaus entgegen laufe.

Die Vallée du Lac de Joux, von den Einwohnern in ihrem Patros la Vallaye genannt, ist etwa sechs Stunden lang, den See eingerechnet, der sich auf drei Stunden erstreckt. Die Breite beträgt etwa eine viertel Stunde, mehr oder weniger. Es ist ziemlich fruchtbar, und sehr stark bevölkert. Man zählt gegen 4000 Menschen, die drei Gemeinen ausmachen.

Schwerlich findet man irgendwo einfachere Sitten. Diese Leute haben keinen Arzt, keinen Wundarzt. Sie kennen keine Fieber, keine von unseren Krankheiten. Die einzige Krankheit, von der sie wissen, stellt sich gegen das Ende des Lebens ein, und bringt den Tod. Gegen Wunden und einfache Zufälle brauchen sie Hausmittel, welche die Erfahrung bewährt hat. Ausschweifungen sind fast unbekannt; nur selten wird ein uneheliches Kind geboren. Ihre jungen Leute heirathen früh. Sie suchen sich durch Viehzucht zu ernähren.

Auch

Auch arbeiten sie an Schmieden, oder verkaufen Holzarbeiten in der benachbarten Gegend. Zuweilen gehen sie auswärts, in andere Provinzen der Schweiz; doch eilen sie immer gerne wieder in ihr Thal zurück.

Ihre Lebensart ist sehr einfach. Sie sind nicht reich; aber man sieht auch keinen Armen. Ihr Leben fließt still und glücklich dahin. Sie haben nur die Kultur, welche sie der Hand der Natur verdanken; die Menschen thun wenig hinzu. So fand ich bei meinem Schiffer ein reges Gefühl für Schönheiten der Natur.

Der alten Regierung hangen sie noch stets an mit unverbrüchlicher Treue. Sie schimpfen auf die Städter im Pays de Vaud, welche ihnen diese Constitution gebracht haben, die sie nicht verstehen. Man könne daraus sehen, sagen sie in ihrer Einfalt, nur Eifersucht und Ehrsucht habe das Unglück bereitet.

Die Gemeinen haben Güter, besonders Berge, das heißt Alpenweiden. Diese lassen sie verwalten. Die Käse werden für gemeinschaftliche Rechnung verkauft, und von dem Ertrag die Gemeinen-Ausgaben bestritten und Arme unterstützt. Zuweilen theilt man auch jedem für sich seine Käse zu.

Der See hat trefliche Fische. Die Schiffarth ist nicht beschwerlich; nur in seltenen Fällen kann sie es werden, wenn der Wind außerordentlich stürmt. Im Winter friert der See nie. Ein freundliches Ufer umgiebt ihn ringsum mit sanften Bergrücken.

Eigentlich sind es zwei Seen. Der größere ist der Lac de Joux und der kleinere ist der Brenel. Der leztere hängt mit jenem nur durch einen schmalen Kanal zusammen. Ueber diesen ist eine Brücke auf der Erdzunge, die beide Seen trennt.

Das Wirthshaus Pont gehört zu dem Dorf gleiches Nahmens. Es liegt ganz nahe am See. Dem Eigenthümer gehören die Schiffe, welche man auf dem See braucht. Im Winter bedeckt der Schnee das Haus so, daß man die Fenster aufgraben muß. Es läßt sich begreifen, daß die Bewohner, bei einer so erschwerten Communication mit allen, die nicht mit ihnen unter einem Dache sind, lernen müssen, sich selbst zu genügen.

In dem kleinen See, an der Seite, die dem Pont gegen über ist, verliert sich die Orbe in den Felsen. Sie kömmt aus dem lac de Rousse in Franche Comté, und hat alsdann schon den ganzen See durchströmt.

An dem Orte, wo sie sich verliert, treibt das Wasser eine Mühle mit solcher Gewalt, daß man ihm durch einen beschwerlichen Bau wehren muß. Dann saugt die Erde es in sich, und leitet es durch Kanäle in ihrem Schooß

unter dem Felsen fort, ungefähr eine halbe Meile in gerader Richtung. Nachdem es diese Strecke zurückgelegt hat, kömmt es bei der sogenannten Quelle der Orbe wieder hervor. Dort werde auch ich es morgen wieder aufsuchen.

Bei der Mühle findet man viele Dendriten; unter ihnen einige sehr schöne, die sich zu Cabinetsstücken eignen.

Eine andere merkwürdige Naturproduction ist die Chaudiere de l' enfer. Diese Höhle findet sich in einem Felsen, etwa eine Viertelstunde von Pont, dem Hause schräg gegen über, bei dem Kirchdorf l' Abbaye, der zweiten Gemeine des Thals.

Der Weg dahin ist ganz gut. Man kann aber nicht ohne große Beschwerde in die Höhle kommen. Licht muß man nothwendig bei sich haben. Inwendig ist die Höhle hoch genug; sonst ist sie nicht sehr lang. In der Höh-

le ist ein See, 60 Fuß tief. Man hat noch nicht ausfindig gemacht, welche Communication das Wasser haben könne.

Die Landstraße, deren ich vorhin erwähnte, geht durch das ganze Thal und auch an der rechten Seite des Sees. Sie ist überaus gut unterhalten; noch ein Ueberbleibsel der wohlthätigen Veranstaltungen der ehemaligen Berner Regierung. Diese Landstraße führt an beiden Seiten des Sees bis zu den Bergrücken, über welchen hin die verschiedenen Wege nach Genf und dem Genfer See gehen, die ich Ihnen vorhin beschrieben habe.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eggers, Christian Ulrich Detlev <<von>>,

Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, den Elsaß und die Schweiz in den Jahren 1798 und 1799

Bd.: 4

Kopenhagen (1803)
BHS VI 22-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10709519-9